

Literarische Narrationen der Migration Europa-Nordamerika im 19. Jahrhundert

SealsfieldBibliothek  
Wiener Studien und Texte  
Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 9

Literarische Narrationen der Migration  
Europa-Nordamerika  
im 19. Jahrhundert

Herausgegeben von  
Wynfrid Kriegleder und Gustav Adolf Pogatschnigg

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0666-1

Gedruckt mit Förderung durch das  
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien sowie  
die Kunstabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung

© Praesens Verlag  
<http://www.praesens.at>  
Wien 2012

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden  
konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort.....	7
Nicole Perry: Education and <i>Erziehung</i> in the Wilderness of America: So- phie von La Roche's <i>Erscheinungen am See Oneida</i> .....	9
Wynfrid Kriegleder: Friedrich Armand Strubberg und sein Roman <i>Carl Scharnhorst</i> (1863) .....	21
Thomas Homscheid: „...ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindi- schen Fatums.“Auswandererschicksale, Rechtsdiskurs und Kapitalis- muskritik in Reinhold Solgers Roman <i>Anton in Amerika</i> .....	37
Sigrid Nieberle: Migration und Liebesheirat: Erzählte Transkulturalität bei Lewald, Anneke und Hirsch .....	55
Gunnhild Schneider: Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur. <i>Ein Überblick</i> .....	71
Verena Bider und Katharina Eder Matt: „Nicht wahr, ein sauberer Kerl, die- ser Yankee?“ Die <i>Aphorismen aus Nordamerika</i> des Solothurner Volks- schriftstellers Josef Joachim aus dem Jahre 1866. ....	109
Jeffrey Sammons: Charles Sealsfields Angriffe auf John Adams und John Quincy Adams als Beispiele seiner inneramerikanischen Erzählper- spektive. ....	177
Dagmar Winkler: Die Dialoge in den Romanen von Charles Sealsfield als Beispiel von „ästhetischer Kommunikation“ .....	191
Gustav-Adolf Pogatschnigg: Migration und Sprachwechsel .....	213
Marc-Oliver Schuster: Die neue Sealsfield-Briefedition. Ein Zwischenbericht .....	229
Claudia Schweizer: Zur Beleuchtung der Person 'Charles Sealsfield' aus dem Nachlass von Karl Maria Kertbeny .....	249
Alexander Ritter: Charles Sealsfields doppelter Ambivalenzkonflikt und sei- ne amerikanische Identität als unvollständige Lösung. Zur Auswir- kung autobiographischer Dispositionen bis zu den Nachrufen.....	263
Alexander Ritter: Sealsfield-Bibliographie 2011-2012 .....	291

Die Autoren .....	295
Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien) .....	301
Personenregister.....	303

## Geleitwort

Der vorliegende Band dokumentiert in erster Linie die Vorträge des Symposiums *Literarische Narrationen der Migration Europa-Nordamerika im 19. Jahrhundert – Literary Narratives about Migrations from Europe to North-American Migration in the 19th Century*, das vom 30. September bis zum 2. Oktober 2010 an der Facoltà di Lingue e Letterature Straniere der Università degli Studi di Bergamo stattfand. Diese Tagung war die fünfte in einer von der *Internationalen Charles Sealsfield-Gesellschaft* (Wien) veranstalteten Konferenzreihe. Wie schon bisher werden auch diesmal die Ergebnisse im Rahmen der *SealsfieldBibliothek* präsentiert.

Viele der Beiträge gelten daher der literarischen Reflexion von Migrationserfahrungen. Nicole Perry widmet sich einem der frühesten deutschen Amerikaromane, Sophie von la Roches *Erscheinungen am See Oneida*, und fragt nach dem Zusammenhang von aufklärerischem Erziehungsprogramm und eurozentrischem Blick auf die amerikanischen Ureinwohner. Wynfrid Kriegleder analysiert Friedrich Armand Strubbers erfolgreiches Jugendbuch *Carl Scharnhorst. Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika*, das von 1863 bis in die 1920er Jahre mehrmals aufgelegt wurde und eine mit vielen amerikanischen Realien gespickte, literarhistorisch bereits unzeitgemäße aufgeklärt-christliche Botschaft der Tugend verkündet. Thomas Homscheid geht anhand der 1862 erschienenen „Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben“ *Anton in Amerika* des 1853 in die USA ausgewanderten Reinhold Solger dem Diskurs der Ökonomie und dem Diskurs des Rechts nach und weist eine erstaunliche Kontinuität bis ins 21. Jahrhundert nach: Manche der Beobachtungen des Erzählers sind noch für die Gegenwart zutreffend; Solger entpuppt sich als klarsichtiger und fundamentaler, dabei aber humoresker Kritiker des Finanzkapitalismus, liefert allerdings keinen ideologischen Gegenentwurf.

Sigrid Nieberle zeigt an drei Romanen, Fanny Lewalds *Auf rother Erde, eine Novelle* (1850), Mathilde Franziska Annekes *Umland in Texas* (1866) und Jenny Hirschs *Der Amerikaner* (1894), wie in transatlantischen Erzählprojekten das Verhältnis von nationaler und kultureller Identität hinterfragt wird. Die nationale Zugehörigkeit wird jeweils durch eine in jeder Hinsicht vorteilhafte Liebesheirat hergestellt. Gunnhild Schneider liefert eine Überblick der Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur und spannt hier einen großen Bogen, von den frühesten Berichten schweizerischer Söldner bei der Conquista bis zu fiktionalen Äußerungen aus der Gegenwartsliteratur. Verena Bider und Katharina Eder Matt edieren und kommentieren einen bisher unveröffentlichten Text, die 1866 entstan-

denen *Aphorismen aus Nordamerika* des Volksschriftstellers Josef Joachim, der als Mitbürger Charles Sealsfields in Solothurn lebte.

Den zweiten Schwerpunkt des vorliegenden Bandes bilden Studien zu Charles Sealsfield. Jeffrey Sammons betont am Beispiel der obsessiven Kritik Sealsfields an den beiden Präsidenten Adams die inneramerikanische, von der Parteienpropaganda geprägte Perspektive des Romanciers und fordert eine philologisch brauchbare Sealsfield-Ausgabe. Dagmar Winkler untersucht etliche der Romane unter sprachwissenschaftlichem Aspekt und verweist auf die postmodernen Kommunikationsstrategien und -Techniken des Autors, die vor allem an seinen Dialogen und Monologen festzumachen seien; seine Sprache sei als „ästhetische Kommunikation“ zu bezeichnen. Gustav Adolf Pogatschnigg verbindet allgemeine Überlegungen zu Migration und Sprachwandel mit biographischen Fragen zum Emigranten Karl Postl. Marc-Oliver Schuster stellt das laufende Projekt einer Neuedition der Briefe von, an und über Charles Sealsfield vor, skizziert einen detaillierten Arbeitsplan und verweist auf erste Ergebnisse. Claudia Schweizer berichtet von ihren Recherchen im Kertbeny-Nachlass an der Széchényi-Bibliothek in Budapest, beschreibt die vielfältigen Quellen, die auf Charles Sealsfield Bezug nehmen, und liefert damit einen Bericht über den Beginn der Sealsfield-Forschung.

Alexander Ritter schließlich wendet sich in einem biographischen Aufsatz dem ungelösten Ambivalenzkonflikt Carl Postls/Charles Sealsfields zu, der die Konfliktbewältigung nur teilweise erreicht habe. Die von Ritter erstmals ausgewerteten Nachrufe auf Charles Sealsfield zeigen, dass er auch für die Außenwelt seine verdeckte Biographie nicht zurücklassen konnte.

Die hier abgedruckten Beiträge werden nach bewährter Tradition ergänzt durch eine von Alexander Ritter zusammengestellte Sealsfield-Bibliographie.

Für Hilfe bei der Einrichtung des Textes danken die Herausgeber Nicole Perry ganz herzlich.

Die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft* setzt sich weiterhin, ihren Statuten gemäß, für die Pflege des Andenkens an Charles Sealsfield, die Erforschung und Popularisierung seines Werkes sowie die Förderung interkultureller Kontakte und Studien ein. In diesem Zusammenhang sei auch auf ein im Jänner 2009 gestartetes, vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziertes Forschungsprojekt verwiesen, das unter der Leitung von Wynfrid Kriegleder, Primus-Heinz Kucher und Alexander Ritter eine neue, kommentierte Ausgabe der Briefe Charles Sealsfields erarbeitet.

Helga Löber  
Präsidentin

Wynfrid Kriegleder, Gustav Adolf Pogatschnigg  
Herausgeber des Bandes



## Education and *Erziehung* in the Wilderness of America: Sophie von La Roche's *Erscheinungen am See Oneida*<sup>1</sup>

Late Enlightenment author Sophie von La Roche (1730-1807) established herself as “the best known and most prolific woman author in Germany”<sup>2</sup> and although most widely recognized for her first novel *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), her literary career was much more extensive than that one book. Included in her literary œuvre are countless letters, novels, novellas, travel narratives, a literary journal, works on the education of women (*Frauenbildung*) and cultural-political essays.<sup>3</sup> She is considered not only Germany’s first modern female author, but also the first to make a living from her publications. Never recognized by her contemporaries, among them Wieland and Goethe, for her literary achievements, La Roche was able to contribute to the education of the younger generation of women through her monthly journal, *Pomona für Teuschlands Töchter*. Few women have had such a significant influence on the history of German literature as Sophie von La Roche, but she is not in the broader European context considered a feminist writer. La Roche was keenly aware of her expected role as a woman in an aristocratic society. As a result, her works were mainly directed to young, female readers, an area of the publishing market where she would not challenge her male contemporaries for readers:

By writing *Für Teuschlands Töchtern*, [...] La Roche was also responding to ideological pressure not to trespass on masculine domains. Acting as a pedagogical guide for women, especially young women, was a relatively safe niche, one that male writers could cede to a woman without too much injury either to their self-esteem or to their pocket.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Part of this article is based on my dissertation: Nicole Perry: “...nicht die Menschen im Walde, Wilde genannt werden sollten”: Images of Aboriginal Peoples in the Works of Sophie von La Roche, Charles Sealsfield and Karl May”. Dissertation: University of Toronto 2012.

<sup>2</sup> Kevin Hilliard: *Sophie von La Roche*. In: *Landmarks in German Women's Writing*. Ed. Hillary Brown. Bern: Peter Lang 2007, p. 43.

<sup>3</sup> Gudrun Loster-Schneider, Barbara Becker-Cantarino: *Einführung*. In: *Ach, wie wünschte ich mir Geld genug, um eine Professur zu stiften. Sophie von la Roche im literarischen und kulturpolitischen Feld von Aufklärung und Empfindsamkeit*. Ed. Gudrun Loster-Schneider, Barbara Becker-Cantarino. Francke Verlag: Tübingen 2010, p.7.

<sup>4</sup> Hilliard: *Sophie von La Roche* (Anm.2), p. 46.

It is in this context that this article considers the role that La Roche plays as the *Erzieherin Teuschlands Töchter* in her novel *Erscheinungen am See Oneida* (1798). Although the narrative is grounded in the historical experience of an aristocratic French couple who emigrated to North America and informed by her transatlantic correspondence with her son and daughter-in-law,<sup>5</sup> La Roche has constructed around this factual core a fictive exploration of the merits of European education pitted against the North American wilderness. This creates a discursive space in which Emilie Des Wattines by critiquing the perceived failings of Aboriginal society acquires a better understanding of (the lack of) proper European female education. She follows her husband to an isolated island in upstate New York and gives birth to her son among the North American Aboriginal tribe, the Oneida. La Roche juxtaposes Emilie's time spent in this isolated paradise with her husband and her experience among the Oneida to champion the ideal of a European education, or *Erziehung*. La Roche cleverly positions her narrative within the mainstream debates over the Europeanization of the North America. But her very conservative attitude towards the domestic sphere of the Oneida, allows La Roche to not only promote a European-style education with which the Oneida might be able to co-exist with the dominant European-American society, but also ironically, to challenge the state of female education in Europe

*Erscheinungen am See Oneida* is based on the correspondence between La Roche and her son and daughter-in-law, while the couple was living in America (1792-1797). Her son, Fritz, spent time in America fighting as a French soldier on the American side of the American Revolution. Drawing on this correspondence and the writings of contemporary philosophers such as Rousseau and St. Pierre, La Roche transforms the Des Wattines from a husband and wife who most likely left France to escape financial ruin,<sup>6</sup> to young aristocrats displaced by the French Revolution. This allows her to create a politicized narrative that touches upon diverse topics including the French Revolution, the problematic ideal of the noble savage, the idea of a life isolated from society, and the birthing of a child under what can be considered extreme circumstances- a subject of obvious interest to women. In changing the context of the Des Wattines' reason for leaving France from a financial to a political one, La Roche creates a specific ideological agenda. Their island paradise, among the Oneida, and finally later in the white settlement become the spaces "in which her high-born guinea pigs could prove the innate superiority of the European aristocracy."<sup>7</sup> Not wanting to stay in American cities

---

<sup>5</sup> For an in-depth article on La Roche's sources see: Victor Lange: *Visitors to Lake Oneida: An Account of the Background of Sophie von la Roche's Novel "Erscheinungen am See Oneida."* In: *Deutschlands literarisches Amerikabild*. Ed. Alexander Ritter. Georg Olms Verlag: New York 1977, p. 92-122.

<sup>6</sup> Bernd Heidenreich: *Sophie von La Roche – eine Werkbiographie*. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1986, p. 174.

<sup>7</sup> Elisabeth Krimmer: *A Garden of Her Own: Noble Savages and Superior Europeans in Sophie von La*

such as Philadelphia, which reminded them too much of Europe, the Des Wattines make their way to an island in Lake Oneida in upstate New York. It is here in this isolated environment that the Des Wattines begin their new life. They remain undisturbed for four years working the land and reading their *Encyclopédie* (and other books)<sup>8</sup> until their island paradise is discovered by a group of settlers.

La Roche's story begins two years after the Des Wattines have abandoned their isolated life and settled in the newly established, white settlement. The unnamed narrator is travelling throughout the Northeastern seaboard and longs to see more of the untamed America of which he has read. Like the Des Wattines, he tires of the big cities that remind him of Europe and decides to travel to the settlement on Lake Oneida. In his letter home to Europe he emphasizes just how far removed from civilization he feels he is:

Die lange, 400 englische Meilen daurende Reise; alle Naturscenen von Gebirgen, Flüssen, Seen, unabsehbaren Flächen, seit Jahrhunderten nur *vor Gottes Augen* geblühter und verwelkter Millionen Pflanzen und grünen Wildnissen, an welchen ich vorüber gekommen; [...] in dieser weiten Einsamkeit, feyerliche Stille, zu welcher ich, von dem geräuschvollen Philadelphia an, durch bewohnte und unbewohnte Gegenden gelangt war, [...]--Alles dieses hatte schon auf mich gewirkt; ja es erschien mir die Idee meiner Freunde in Europa, in einigen dunkeln Vertiefungen der Wälder, mit dem Gefühl: ach wie weit bin ich von ihnen, dem Aufenthalt einer Menge von wilden Thieren, und vielleicht auch *wilder Menschen* gegen über!<sup>9</sup>

The narrator has a certain fascination with the undisturbed land that has only been seen by God's eyes, and also the idea of the Aboriginal population as untamed savages. Later in the paragraph when describing the people near and around the settlement, the narrator is not interested in the children of European descent but rather the young Mohawk warriors, whom he compares to the image of Apollo in the Vatican.<sup>10</sup> The narrator seems to emphasize the idea of the Aboriginal as a *noble savage*, by highlighting both the pagan and classical image of Apollo. In this telling comparison, the Greek God Apollo is found in the home of the Roman Catholic

---

Roche's "Erscheinungen am See Oneida." In: *Harmony in Discord: German Women Writers in the Eighteenth and Nineteenth Centuries*. Ed. Laura Martin. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2002, p. 30.

<sup>8</sup> According to Wilfried Barner it is a "geistiges Rüstzeug im Exil, als kosmopolitisches Reservoir". Wilfried Barner: *Sophie von La Roche im Feld kosmopolitischer Literatur*. In: *Ach, wie wünschte ich mir Geld genug* (Anm. 3), p.30. See also Gudrun Loster-Schneider's contribution in the same volume: >>O nein, nein, lieber sterben als erworbene Kenntnisse verlieren<<. Sophie von La Roche als Feld-Pionierin des >Amerika-Romans<?, p.190-209.

<sup>9</sup> Sophie von La Roche: *Erscheinungen am See Oneida*, 3 Volumes. Ed. Heike Menges. Eschborn: Verlag Dietmar Klotz 1995, pp. 22-23. Both italics in this paragraph are my emphasis. La Roche's book will now be cited as *Erscheinungen* with the appropriate volume number.

<sup>10</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, p. 27. This article does not consider the function of Nes Nesquehionah in the novel. Nesquehionah is a complex, westernized figure and I will be dealing with him separately in a forthcoming publication.

Church and the Aboriginal youth are described as on the border of American-European society. Apollo represents a golden but past age of humankind, similar to the function of the Aboriginal characters in the story. Christianity has superseded the Classical Age. The statue Apollo to which the narrator refers to here is a relic, found in a museum and this represents Christianity's conquest of Classical Greece. It is also nude, which is reflected in the lack of clothing of the Oneida. It is the European idea of the noble savage, that La Roche at the beginning of her story seems to underline most.

As the narrator arrives in the settlement, he hears of a French couple that have lived among "die wilden Menschen" and he is immediately interested in meeting them. He describes the couple as "einen großen jungen Mann von 27 Jahren mit leichtem edlen Schritt, und einer schönen Frau von etwa 24 Jahr, recht geschmackvoll Europäisch gekleidet, mit einem allerliebsten Knaben von drey Jahr [...]"<sup>11</sup> Dressed in an aristocratic, European style, it is evident from the first encounter that the couple did not leave France because of financial problems, rather the description underlines that the pair left as a result of the political climate. The narrator eventually hears their story: fleeing the French Revolution and arriving in America but they long to get away from the large cities that remind them of Paris, the couple takes the advice of the Quaker John and move onto an island in the wilderness in the middle of Lake Oneida. There they build a cabin and remain isolated on the island for four years. Their life seems like a Robinsonade adventure: they make tools, work the land and create a European lifestyle in the middle of the wilderness. They also have a library, which they treasure most. It represents above all else, a connection to their aristocratic, European past. Their intellectual pastime along with their Christian beliefs come to be what ultimately separates them from the *wilden Menschen*. Emilie becomes pregnant and the couple spends the winter evenings reading the *Encyclopédie* and preparing for the upcoming birth. As prepared as Emilie thought she was, she realizes that she cannot birth the child on her own and tells Carl that she has decided that they should both swim to the Oneida village and ask for help. It is here that Carmil is born. After a total of four years alone in the wilderness, raising the family and working the land on their island, the Des Wattines are discovered by settlers who have come to establish a presence on the shores of the lake with the goal of eventually building a larger trading town in the area. Carl and his family ultimately choose to leave their island paradise and settle in the village. They become model citizens and later from Congress are given their island in recognition. They decide to stay in the village and in America, which has now become their home.

In the aristocratic ideals of the Des Wattines, La Roche creates a value system, which champions the European over the American, as represented by the Oneida. This can be seen in the European emphasis on formal education, the

---

<sup>11</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, p. 30.

European is embodied by the intellectual – the Des Wattines hold onto, above all things, their books while trying to survive alone on their island paradise. The Oneida, on the other hand are seen as simplistic in their lifestyle for a variety of reasons. They have no desire to leave their village, nor do they show signs of being interested in conforming to a European society. Furthermore, when asked why he didn't stay among the English, a young man in the tribe answers that there was: "nichts als viele Arbeit, welche die guten Oneidas nicht brauchen und ruhen können."<sup>12</sup> The rejection of a Protestant work ethic combined with the satisfaction of their lifestyle is later seen negatively as they show no signs of wanting to adapt to a European-style way of life. This is exemplified and expanded upon later in the story when the settlers speak of the physicality of the Oneida culture in comparison to the intellectual pursuits of the Europeans in the settlement. America, in contrast to Europe, and as represented by the Oneida in the novel, is described as a *Mundus Novus*. Seen as previously unoccupied, this territory represents "den neuen Kontinent [, der] dem alten Weltbild [integriert wird] und zwar topographisch, theologisch und geschichtstheoretisch."<sup>13</sup> The *Mundus Novus* concept found in *Erscheinungen am See Oneida* allows the Des Wattines the ability to re-create themselves in a new world, outside of the social constraints of Europe, and also gives them the opportunity to further develop what they see to be the positive aspects of European civilization – such as education. La Roche uses the wilderness of America and its original inhabitants to juxtapose Emilie's unique situation in her isolated, but structured, wilderness paradise. The uneducated Oneida are contrasted with the educational advancement of Emilie in the reading of the *Encyclopédie*, and seem to be lacking a formal education, which is later regarded by the settlers as necessary.

Carl and Emilie have fundamentally different attitudes regarding their time in the wilderness and these are reflected in the story by their separate descriptions of their time spent on the island. The shifts in the focalization of the narrative allow Emilie to also voice her opinion. Emilie saw their island isolation as a "Prüfungszeit"<sup>14</sup> having a limited duration. Carl, on the other hand, viewed their isolation as a new beginning. But as Emilie explains, Carl found her description too negative and prefers to frame their story as if they were the first people who left Paradise. Figuring the Des Wattines as Adam and Eve, La Roche presents the Des Wattines as at a new beginning but innocent, not having fallen from Grace:

Nein Emilie! ich denke mich lieber in die Lage unserer ersten Eltern, welche aus dem Paradiese wandern und allein wohnen mußten: wo noch kein andres

---

<sup>12</sup> Roche: *Erscheinungen II*, p. 102.

<sup>13</sup> Wynfrid Krieglleder: *Vorwärts in der Vergangenheit: Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855*. Tübingen: Stauffenburg Verlag 1999, p. 36.

<sup>14</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, p. 152.

Wesen ihrer Art lebte, und Eva, nicht so ruhig, nicht mit so unschuldsvollem Herzen auf Adam blicken konnte, als meine Emilie auf mich.<sup>15</sup>

This biblical reference is used to augment the extent to which the *Des Wattines* are isolated from society, with the difference that Emilie is innocent, and unlike Eve, is not responsible for the Fall. In this sense, it is a new beginning without negative antecedents, which seem to offer the possibility of a limitless future. America has become Carl's sanctuary and salvation: it is through this isolation that he has rediscovered his faith in God, which he had lost when he lost his family and fled France. He has also found happiness. In fleeing Europe for America, and living isolated from society on the island, he has in the New World rejected recent European history, but not its accumulative knowledge in the form of the *Encyclopédie*. Carl's logic in this sense is, however, faulty. It is because of the Fall from Grace, that humankind need to work the land for food and women specifically, are predestined to suffer the pain of childbirth.

Their views of the Oneida, and more specifically their time spent among the Oneida vary remarkably, but both reflect the idea of a European superiority. Carl's original opinion before contact with the Oneida is informed by other people, whom he has asked about the Aboriginal tribe that lives on the shores close to their island. He describes what he has heard positively:

Wir fragten die Leute nach den Indianern, die jenseits des Sees wohnten, und hörten, daß wir nichts von ihnen zu befürchten hätten, da sie wenig an Zahl, und ein sehr gutes Volk wären, das sein Wort immer heilig halte, und nie ein abgegebenes Land beträten. Ich fand dieses auch ganz wahr, denn nie habe ich einen auf der Insel gesehen [...].<sup>16</sup>

By learning about the Oneida from other people's experiences with the Indigenous settlement, such as the fishermen who travel the trading route a few times a year, Carl has a more informed view of his neighbours without having established contact. Emile, however, when speaking to the narrator admits her worry about her husband while living on the island: "Er suchte auch Wild auf, aber ich liebte es nicht, wenn er auf der Seite gegen die Indier jagte, weil ich besorgte, es möchte sie reizen zu uns herüber zu kommen."<sup>17</sup> From Emilie's perspective, the simple *possibility* of interaction with the Oneida is enough to worry her and create a negative opinion of her neighbours, whereas Carl is confident that the Oneida will not seek out contact and thus views them more positively.

It is not until the second volume that the *Des Wattines* eventually contact the Oneida. Emilie realizes that she cannot birth the child on her own and says to Carl:

Schwimme mit mir hinüber zu den Hütten unserer *Nachbarn*, da finde ich erfahrene Personen meines Geschlechts, denn die Natur machte in nichts, was

---

<sup>15</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, pp. 152-153.

<sup>16</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, p. 143.

<sup>17</sup> La Roche: *Erscheinungen I*, p. 164.

zu dem physischen Leben gehört, einen Unterschied, und Weiber wissen zu gut, daß wir in diesem Zustande hülfbedürftig sind. Unsere Fischer haben gesagt, daß diese Indier *sehr gut sind*, wir fanden es auch in der Treue, mit welcher sie das dem Congreß gegebene Versprechen halten, die Insel und das gegenseitige Ufer nie zu betreten. Meine Seele, lieber Carl! ist für alles, was uns bey dieser Reise und Aufenthalt betreffen kann, voll Vertrauen auf Gott und auf die Herzen dieser, wie wir aus seiner Hand stammenden Menschen.<sup>18</sup>

At this point Emilie refers to the Oneida as neighbours and that they are fundamentally good. This is one of the few points in the story in which Emilie speaks positively about the Oneida. It is their *experience* that Emilie needs and this is akin to a natural state, not an educated one. Her opinion is influenced by her situation and her desperation, but it is from a point of distance and speculation in comparison to her husband Carl's view. Emilie also refers to the Oneida women as "daughters of Nature."<sup>19</sup> This emphasizes their connection to the practical, physical side of life but also implies that they are not as refined as the European woman.

Emilie's impression of the Aboriginal women is noticeably more negative than her husband's<sup>20</sup> as Emilie believes that the women are not to be trusted and do not correspond to the Aboriginal images she has seen in white civilization:

doch bald waren die Töne der Weiber gefälliger als ihre Blicke und ihr Aussehen, auch war es gut, daß ich europäische und philadelphische Bilder aus meinem Geiste entfernte, und nur an Wahrheit und Bedürfniß des Moments dachte.<sup>21</sup>

The negative description of reality in compared with the more commonly used image of the Aboriginal represented in European culture shows Emilie's bias and preference for European society and reinforces Emilie's fear of the *possibility* of interaction with the Oneida. Her impression of the women is in complete opposition to that of her husband who saw the women from the beginning as good and helpful and did not comment on their physical appearance. Emilie on the other hand, recounts the dirtiness of not only the women but also the wigwams and their lack of *European* comfort. Krimmer rightly points out "[i]n short, to Emilie the effort of swimming through the entire lake to get to the Native American camp is less painful than overcoming her disgust and revulsion at the sight of Native American culture."<sup>22</sup> It is perhaps not the sight of Indigenous *culture* that contributed to Emilie's revulsion by the Oneida, but it was possibly the dirtiness and lack of comfort of the *domestic sphere* that Emilie equates with a lack of education, which La Roche is trying to highlight.

---

<sup>18</sup> La Roche: *Erscheinungen II*, pp. 81-82. Italics are my emphasis.

<sup>19</sup> La Roche: *Erscheinungen II*, p. 93-95.

<sup>20</sup> La Roche: *Erscheinungen II*, pp. 142-143.

<sup>21</sup> La Roche: *Erscheinungen II*, p. 142.

<sup>22</sup> Krimmer: *A Garden* (Anm. 7), p. 35.

La Roche further emphasizes the perceived educational gap between the Oneida and the European when both Carl and Emilie at different times refer to the Oneida as *meine Indianer*. This re-occurring use of the possessive pronoun in the story accentuates the educational hierarchy between the Oneida and the European. According to Emilie, because of her education she has the ability to reflect and she finds that she is thankful for the way she was raised, her education, and her religious beliefs. She does not wish to see life as simplistically as the Aboriginal women, who are again called *meine Indianerinnen*. She sees her trying experience here as one that will lead to her happiness, as she now realizes the richness of education in her own life:

Meine verfeinerten Sinnen, meine gebildeten und geweckten Fähigkeiten, machten mich selbst hier, mitten in dem größten Mangel, glücklich. Meine Indianerinnen entbehren vieles, ohne Kummer, weil sie wenig kennen, ich entbehre, mit dem süßen Gefühle, einer ausübenden Tugend, geduldiger Unterwerfung in dem göttlichen Willen, und schaffe mir auch Hülfe durch meinen angebauten Verstand. Ich wünschte mir nicht die Zufriedenheit meiner Indier, freute mich für sie, daß sie es sind, weil ich nichts für sie thun kann, aber ich hoffe doch, daß der allmähliche Umlauf der Kenntnisse und Wissenschaften, auch für sie ein edleres Glück hervorbringen wird: aber wie lange mag es noch dauern, bis diese Völkerschaften einmal ihre Kinder die ganze Würde der Menschheit lehren, und ihnen sagen werden: was für große und glückliche Vorzüge hat der Mensch durch die Gestalt und Fähigkeiten seines Körpers! Wie viel mehr aber durch seine Vernunft, vor allen andern Wesen.<sup>23</sup>

She wishes that *her* women could experience what she has through her religion and education, although she knows that this is not possible because they are too simple and satisfied with what little they know. In this light, Kriegleder maintains that “[d]ie indianische Gesellschaft ist also keine Basis für die künftig zu errichtende – bürgerliche – Agrargesellschaft.”<sup>24</sup> Emilie hopes that the Aboriginal youth will one day be educated in European ideals and values so that they can enjoy not just the physical pleasures of life but the intellectual, which are much more rewarding and which she believes have allowed her “selbst in der Natur glücklich [zu bleiben].”<sup>25</sup> She continues in this paragraph to liken the physical realm to that of animalistic instinct not intellectual thought. As she continues, Emilie seems to trace the development of humankind over the generations from what she sees before her, to what the Europeans have become.<sup>26</sup> She brings her account to a close by contemplating:

---

<sup>23</sup> La Roche: *Erscheinungen* II., pp. 153-154.

<sup>24</sup> Kriegleder: *Vormwärts in die Vergangenheit* (Anm. 13), p. 113.

<sup>25</sup> Margrit Langer: *Sophie Von La Roche Die Empfindsame Realistin*. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1995, p. 281.

<sup>26</sup> La Roche: *Erscheinungen* II, pp. 154-158.



Ach, wie lange mag es noch dauern, bis alle Gegenden der Erde zu dem seligen Genuß dieser Kenntnisse und dieser Betrachtungen gelangt seyn werden? Wie lange, bis einst ihre Nachkommen die Encyclopädie kennen und lieben werden, wie ich und Wattines sie lieben und kennen, durch vermehrte Wissenschaft glücklich, durch erhöhte Gefühle der Tugend gestärkt und getröstet werden?<sup>27</sup>

Emilie believes it is only through European education that the Aboriginals can become satisfied and truly happy. She herself is satisfied to take from the village and the people what she needs and she is grateful for their help in birthing her child, something the *Encyclopédie* could not help her with, but she is not willing to admit that there could be some good aspects to the Oneida village and lifestyle. One of the traits that Emilie finds most reprehensible, notwithstanding the dirtiness and discomfort of the wigwams, is the inability of the Oneida to recognize European superiority.<sup>28</sup> Emilie speaks of the *Naturmensch*,<sup>29</sup> one who is part of a culture of action and physical movement, not one who is educated and reflective like the European. As she speaks of the Oneida wigwam that she occupies, she reflects on the lack of travel or experience among the Oneida and that this presumably makes them happy with what they have – or as Emilie sees it with the *lack* of what they have. Their lack of experience and understanding leads them to be considered simple people, like the poor or farmers and other uneducated people in Europe. The Aboriginal is not considered part of a lower *racial* category, but rather less worldly, less experienced, closer to Nature and is thus viewed as in a more simplistic, or less developed state. It is this lack of education that is at the crux of La Roche's argument. La Roche makes a distinction between educating women, as seen with Emilie, and educating the Oneida. Emilie, because of her new life with her husband and the *Encyclopédie* on an isolated island, is able to reflect on this and see the advantage of European education, whereas the Oneida show no interest in the *possibility*. It is, however, only in isolation on an island in the New World and under the tutelage of her husband, that Emilie is able to benefit from the *Encyclopédie*.

In both of the Des Wattines' opinions, the Oneida have not yet been properly educated, but possess the capacity to be taught, and their love of the physical can therefore also be won over by the intellectual. It is the emphasis on the *savage* or *primitive* in contrast to the *noble* traits of the Aboriginal characters that is best represented in Emilie's viewpoint. At this juncture the narration shifts back to the narrator and to an interesting question regarding the development of Aboriginal society.

---

<sup>27</sup> La Roche: *Erscheinungen* II, pp. 157-158.

<sup>28</sup> Krimmer: *A Garden* (Anm. 7), p. 36.

<sup>29</sup> La Roche: *Erscheinungen* II., pp. 149-152.

Among the white settlers, the question is raised: “Wann wird die Zeit kommen, daß *unsere guten Indier* Kenntnisse haben werden wie wir.”<sup>30</sup> Carl retrieves a sheet of paper on which he has already made some calculations:

Als Cäsar nach Britannien kam, lebten die meisten Einwohner, wie jetzt die Nordamerikaner, in Gebirgen und Wäldern, wußten nichts vom Ackerbaue [...]. Von dort an, bis zu der Zeit, wo England einen Bacon und Newton sah, verflossen 900 Jahre, also müssen die Oneidas, wenn sie nicht von den Europäern ausgerottet werden, noch 937 Jahre warten, bis ein Gelehrter von diesem hohen Verdienste unter ihnen erscheint. So wie die Griechen 514 Jahre bestanden, ehe ein Socrates, und die Römer 642 zählten, ehe Cicero kam, unser aber, sagte er zu mir, von Cäsar an 1700 Jahre durch alle Stufen der Kenntnisse gehen mußte, bis ein Buffon entstehen konnte.<sup>31</sup>

For Carl, the comparable timeline begins with Julius Caesar entering Britain. This reflects Carl’s opinion that the British culture was the farthest point away from the influence of Roman culture and thus the least civilized. As a result, Britain had to wait the longest for its scientific heroes and best represents an equivalent to the cultural timeline that would reflect the pinnacle of the Oneida’s intellectual development.<sup>32</sup> Using this logic, the Roman and Greek cultures have peaked and declined and now Britain has become the dominant culture of Europe, especially, in the context of this story, after the decline of France because of the French Revolution and its destruction of the nobility. He does, however, name the scientist – Buffon – who is French.

Emilie cannot imagine life without her accumulated knowledge. She makes it clear how much her library means to her:

Denken Sie selbst, was unsere Büchersammlung gegen die Unwissenheit der Indier für mich werden mußte. Ich vergoß Freudenthränen, als ich sie wiedersah, wie ich Freudenthränen vergießen würde, wenn ich liebe Verwandte und Freunde an meine Brust drücken könnte.<sup>33</sup>

Emilie missed the structure and order of her European lifestyle while among the Oneida. She also missed the books, as they were for her a sign of knowledge and thus power. She sees the simplicity of the Oneida as understandable because they are comparable to an earlier European civilization and they have yet to discover and understand the joy of knowledge, which she as a European already knows. Mechthilde Vahsen points out that La Roche “entwickelt [...] ein stufenweises Kultur- und Menschheitsmodell. Die von ihr präferierte Stufe skizziert sie beispielhaft am Lebenskonzept der Wattines.”<sup>34</sup> Emilie is portrayed as a privileged

---

<sup>30</sup> La Roche: *Erscheinungen* II., p. 158. My emphasis.

<sup>31</sup> La Roche: *Erscheinungen* II., pp. 159-160.

<sup>32</sup> Barner briefly addresses this section, but uses it to emphasize La Roche’s “Vaterlandsbegriff.” Barner: *Sophie von La Roche* (Anm. 3), p. 35.

<sup>33</sup> La Roche: *Erscheinungen* II. pp. 165-166.

<sup>34</sup> Mechthilde Vahsen: *Die Politisierung des weiblichen Subjekts: Deutsche Romanautorinnen und die*

aristocratic woman who is capable of enjoying the luxury of education and high European culture. Because of their lack of cultural refinement and education, the Oneida and other settlers do not share this ability to appreciate these luxuries.

The narrator writes of what the group has established must be the “unhappiness” of the Oneida:

Nach einigen Tagen, als wir ganz ruhig unsere Bemerkungen über die Indier uns mittheilten, fanden wir, daß sich der Vorzug unserer Sitten und unserer Denkart täglich erhöhte, und die Gleichgültigkeit der Indier gegen alles, was sie aus ihrem gewöhnten Gange führen könnte, dünkte uns wahres Unglück zu seyn [...] denn die Gleichgültigkeit der Indier machte uns viel Leiden, da sie nichts von den nahen Wohnungen der Europäer wußten [...].<sup>35</sup>

The perceived indifference of the Oneida bothers the European settlers. The settlers see this as an unwillingness to learn about and from the Europeans, but also as an unwillingness to be *taught*. For Emilie, it is the lack of spiritual development on the part of the Oneida that has led to them being considered inferior. This paragraph shows the settlers’ desire to colonize the Oneida, as they believe it would make the lives of the Oneida more complete. Kriegleder sums up the beliefs of the Des Wattines and their accumulated European knowledge: “Und so nehmen denn die Europäer die Herausforderung an und halten die Fahnen der Zivilisation hoch. [...] [D]en sichtbaren Ausdruck dieses Vorzugs aber stellen die mitgebrachten Bücher dar.”<sup>36</sup>

At the end of volume two and throughout the whole of volume three, there is no more contact with the Oneida and they are only mentioned when either the settlers or the narrator want to juxtapose their natural and uneducated state<sup>37</sup> with the superior educated European culture or to compare them with the French Revolution and the uneducated masses in France.<sup>38</sup> The narrator thus frames the differing perspectives of the Des Wattines’ stay among the Oneida with two different ideas of Aboriginal peoples. Before he discovered the story and heard the perspectives of the Des Wattines among the Aboriginals, he saw the Aboriginals as *noble savages*, similar to the paintings of Benjamin West.<sup>39</sup> At the conclusion of the stories, the narrator’s opinion has shifted and he now sees the Aboriginal population, because of their lack of European education, as noble *savages*, inferior to the dominant European culture. The narrator, who was so keen to visit the Oneida at the outset of the book, never does— perhaps to protect *his* image of the Aboriginal. The narrator represents the paradoxical nostalgia of the German reader.

---

*Französische Revolution 1790-1820*. Berlin: Erich Schmidt Verlag 2000, p. 163.

<sup>35</sup> La Roche: *Erscheinungen II*. pp. 169-170.

<sup>36</sup> Kriegleder: *Vornwärts in die Vergangenheit* (Anm. 13), p.114.

<sup>37</sup> La Roche: *Erscheinungen II*., pp. 207-208; La Roche: *Erscheinungen III.*, pp. 106-107.

<sup>38</sup> La Roche: *Erscheinungen III.*, pp.76-77.

<sup>39</sup> La Roche: *Erscheinungen I.*, p. 27.

He is unwilling to visit the Oneida as the idea of *his* image of the Aboriginal is more important to him than reality.

But La Roche's novel shows us what can be seen as a Pan-European sentiment: "it is the the task of the European to bring civilization to the Indians."<sup>40</sup> In *Erscheinungen im See Oneida* La Roche clearly shows us that the concern here is for the education and development of the Aboriginal population as well as the education of European women. Only in the realm of an isolated island can La Roche offer her female readers the ideals of a further education outside the established parameters of European society. For La Roche as an author, intellectual and a woman, the problem was society's own constraints and she adeptly acted within these constraints to further her own education while helping to educate *Teuschlands Töchter*. Her character, Emilie Des Wattines, represents the educated European female in the New World. It is in her imaginary space in the New World that the *possibility* of a future with a European-style education can be imagined for the Oneida and realized by the European woman.

---

<sup>40</sup> Wynfrid Kriegleder: *The American Indian in German Novels Up to the 1850s*. In: *German Life and Letters* 53 (2000), p. 490.

## Friedrich Armand Strubberg und sein Roman *Carl Scharnhorst*

Friedrich Armand Strubbergs Roman *Carl Scharnhorst. Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika* war ein ziemlich erfolgreiches Jugendbuch. Dank dem Digitalisierungsservice der Internationalen Jugendbibliothek München liegen mir neben der 1863 bei Rümpler in Hannover erschienenen Erstausgabe „mit 6 Bildern in Farbendruck, nach Zeichnungen von August Hengst“ auch die zweite Auflage von 1873 „mit 8 Illustrationen nach Zeichnungen von C. Förster“, weiters die „wohlfeile Ausgabe“ der zweiten Auflage ohne Illustrationen sowie die dritte Auflage von 1887 aus dem Ferd. Keßler-Verlag in Kassel, „mit sechs Farbendruckbildern nach Aquarellen von Professor Offtderinger in Stuttgart“ vor. Drei verschiedene bildende Künstler wurden also für die Illustration der ersten drei Auflagen verpflichtet. Das Geschäft lohnte sich ganz offenbar. Im Karlsruher Virtuellen Katalog sind mehrere weitere Auflagen aus dem Leipziger Abel und Müller-Verlag verzeichnet, wobei die Angaben hier widersprüchlich sind. Die vermutlich letzte, einmal als 8., ein anderes Mal als 11. Auflage bezeichnet, „mit 6 Buntbildern von Offtderinger und 5 Holzschnitten von Ch. Förster“, dürfte um 1902 erschienen sein – nach anderen Angaben erst „um 1925“.<sup>1</sup> Jedenfalls brachte A. Graffs Buchhandlung in Braunschweig 1921 eine Bearbeitung von August Köhler „mit 5 Vierfarbendruckern von Fritz Bergen“ heraus – der Seitenanzahl nach zu schließen wurde dabei erheblich gekürzt. Diese Version erzielte offenbar bis 1922 drei Auflagen. Ebenfalls 1921 erschien eine Bearbeitung (und Kürzung) durch Karl Henniger, „mit Bildern von Heinrich Kley“ im Kölner Schaffstein-Verlag.<sup>2</sup>

Der in der Erstausgabe 318 Seiten umfassende Roman erzählt die Geschichte einer Auswanderung nach Texas, das freilich nie namentlich genannt wird. Der Zeitraum ist unklar, aber am Ende des Romans erklärt der Familienvater einem In-

---

<sup>1</sup> Die Angaben der im KVK versammelten unterschiedlichen Bibliothekskataloge differieren in manchen Fällen; sichere Aussagen wären nur durch eine Autopsie zu erzielen.

<sup>2</sup> Bisherige Untersuchungen zu Strubberg haben sich kaum mit dem Roman befasst. Eine Ausnahme bildet Jerry Schuchalter: *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*. New York etc.: Peter Lang 2000. Meine Lektüre des Buchs deckt sich weitgehend mit Schuchalters Einsichten.

dianerhäuptling, dass er sich „unter dem Schutze des Präsidenten der Vereinigten Staaten befinde“<sup>3</sup>. Texas war 1846 Teil der USA geworden; der Roman spielt also nach diesem Datum.

Am Beginn lernen wir die christliche und tugendhafte Familie Turner kennen, die seit Generationen ein Bauerngut in „dem schönen und gesegneten Werrathale“<sup>4</sup> in Pacht hat. Außer dem Vater, Max Turner, bleiben die Familienmitglieder, die Mutter, eine Tochter und zwei kindliche Söhne, blasse Hintergrundfiguren. Im Zentrum des Romans steht hingegen Turners Neffe, der vierzehnjährige Carl Scharnhorst, der nach dem Tod seiner Eltern in die Familie aufgenommen wurde. Carl ist der Protagonist; aus seiner Perspektive wird ein Großteil des Romans erzählt. Gleich im ersten Kapitel begeht er eine Heldentat. Bei einer Bergwanderung verhindert er den Sturz seines Ziehbruders Arnold in einen Abgrund dadurch, dass er sich – und ihn – an einem Baum festhält, „der am Rande des Abhanges stand und über die gähnende Tiefe hinabhing.“<sup>5</sup> Das Unglück kann abgewendet werden, aber zwei Tage später wird das Leben der Familie erschüttert, als die adeligen Gutsbesitzer völlig unerwartet den Pachtvertrag kündigen. Max Turner überlegt verschiedene Alternativen, ehe er beschließt, die Einladung seines Vettters Victor anzunehmen, der vor einigen Jahren nach Amerika ausgewandert ist und „eine Farm unterhalb Baltimore an der Chesapeake-Bay“<sup>6</sup> betreibt. Vetter Victor beschreibt die ökonomischen Chancen in glänzenden Farben, und die Familie schifft sich ein. Auf der Überfahrt befreundet sich Carl mit Daniel, dem ersten Neger seines Lebens, dem Diener des Kapitäns.<sup>7</sup> Daniel ist als Sohn von Sklaven bei „einem Indianerstamm im fernen Westen Amerika’s“ aufgewachsen und „den Wilden“ entflohen.<sup>8</sup> Immer wieder erzählt Daniel von den herrlichen und fruchtbaren Ländern im Westen.

Nach der Ankunft in Baltimore regnet es Unglück. Vetter Victor ist überraschend verstorben. Seine ökonomischen Verhältnisse waren keineswegs so hervorragend, wie er behauptet hatte. Max Turner verliert die Hälfte seines Vermögens, als die Bank pleite geht, bei der er es deponiert hat. Er hat nun nicht mehr genug Geld,

---

<sup>3</sup> Dieses und alle folgenden, mit der Sigle *CS* gezeichneten Zitate nach der Erstausgabe, *Carl Scharnhorst. Abenteuer eines deutschen Knaben in Amerika*. Von Armand. Hannover: Carl Rümpler 1863, S. 279.

<sup>4</sup> *CS*, S. 1.

<sup>5</sup> *CS*, S. 13.

<sup>6</sup> *CS*, S. 38.

<sup>7</sup> Ich erlaube mir hier eine Abspiegelung auf die berühmte Kurzerzählung von Alois Brandstetter, *Der 1. Neger meines Lebens*. Das „seeing black men for the first time“ hat Heike Paul als Ur-Szene des nordamerikanischen Kulturkontakts in den Texten deutscher Einwanderer bezeichnet und analysiert. Heike Paul: *Kulturkontakt und Racial Presence. Afro-Amerikaner und die deutsche Amerika-Literatur, 1815-1914*. (=American Studies 126) Heidelberg: Winter 2005.

<sup>8</sup> *CS*, S. 56.

hier im Osten Land zu kaufen. Carl findet die Lösung. Er überredet seinen schwarzen Freund Daniel, in den Dienst der Familie Turner zu treten. Mit Daniel an der Seite wagt man es, in „die südwestlichen Landstriche Amerika’s“<sup>9</sup> zu ziehen. Die Familie siedelt sich am „Bärenfluss“ an, an der äußersten „*frontier*“, südlich des Red River. Von Anfang an werden sie von den Bewohnern der benachbarten Siedlung, die bisher der Vorposten der weißen Expansion war, zuvorkommend unterstützt. Man hilft ihnen beim Bau ihres „Forts“ und verkauft ihnen auch die notwendigen Vorräte. Entscheidend ist aber die Erfahrung Daniels, ohne dessen Wissen die Turners verloren wären.

Ein guter Teil des Romans gilt nun der Initiation Carls in das *frontier*-Leben. Sein Freund und Lehrer Daniel ist zwar wichtig, aber Carl erweist sich als Naturtalent im Reiten und Schießen. Das Fort blüht, alles ist besser als seinerzeit im Werratal, jedoch das idyllische Leben endet, als eine kleine Gruppe feindlicher Indianer Carl und Daniel attackiert. Nach der Schießerei sind zwar drei der Angreifer tot, aber man erwartet weitere Probleme.

Ungefähr ab Seite 200 wird die Gattung Idylle durch eine Abenteuergeschichte abgelöst. Carl stößt auf der Jagd mit seinen beiden kleinen Ziehbrüdern auf einen „Grisleybären“, der einige Seiten zuvor von Daniel als gefährlichster aller denkbaren Feinde vorgestellt wurde. Carl kann die beiden Knaben retten und den Bären töten, verirrt sich aber in der Prärie, gerät in einen Präriebrand und gilt seiner Familie als tot. Der Delawarenhäuptling Leopard findet ihn und bringt ihn nach Hause. Leopard ist von Carl begeistert, denn dieser ist ein besserer Indianer als Leopards eigene Leute.

Das vermeintliche Happy End zeitigt tragische Konsequenzen. Leopard ist jener Indianerhäuptling, aus dessen Besitz Carls schwarzer Freund Daniel vor Jahren geflohen ist. Leopard fordert daher die Auslieferung Daniels, um diesen zur Strafe zu töten. Daniel will aus Freundschaft für die Turners sein Schicksal auf sich nehmen, aber Carl opfert sich. Er will sich den Indianern anschließen und ein Delaware werden, sofern Leopard seinem ehemaligen Sklaven Daniel verzeiht. So geschieht es, und Carl verbringt einige abenteuerliche Wochen mit den Delawaren. Als er dem Häuptling bei einem Zwischenfall mit einigen Raubtieren das Leben rettet, ist das glückliche Ende unvermeidlich. Carl darf zu seiner Familie zurückkehren, und Leopard wird ein Freund der Turners bleiben. Die letzten Absätze des Romans berichten, dass „der Verfasser dieses Buchs“<sup>10</sup> fünf Jahre nach den Ereignissen die Ansiedlung am Bärenfluss besucht habe. Das ehemalige Fort ist mittlerweile durch ein schönes Haus ersetzt – es ist nicht mehr nötig, sich gegen Feinde zu verbarrikadieren. Turners Tochter hat einen Mann aus der Nachbarsiedlung geheiratet, während Carl und Daniel ihre eigene Farm gegründet haben, die sie in trauter Männerfreundschaft bewirtschaften.

---

<sup>9</sup> CS, S. 85.

<sup>10</sup> CS, S. 317f.

Friedrich Armand Strubberg, der Verfasser dieses Romans, ist ein schillernder Charakter. Seine Lebensgeschichte ist schwierig zu rekonstruieren, da er selbst eine Fülle unwahrer autobiographischer Aussagen hinterließ. Die folgenden Fakten dürften zutreffend sein:<sup>11</sup>

Der 1806 in Kassel als Kaufmannssohn geborene Strubberg hielt sich in den späten 1820er Jahren erstmals im Rahmen einer Bildungsreise und/oder eines Berufspraktikums für ein bis drei Jahre an der amerikanischen Ostküste auf. Nach einer längeren Berufstätigkeit in Kassel, im Unternehmen seines Vaters, ging er vermutlich in den frühen 1840er Jahren erneut in die USA. Er dürfte zuerst in New York City als Geschäftsmann gearbeitet haben. Nachweisbar ist er erst im März 1846 in Texas, als ihn der Mainzer Adelsverein als Kolonialdirektor der neugegründeten Stadt Friedrichsburg engagierte. Die Anstellung erfolgte, weil Strubberg, der sich inzwischen Dr. Shubbert nannte, als erfahrener Westmann galt, der angeblich mehrere Jahre in einer Kolonie im Indianergebiet verbracht hatte. Über diese Kolonie gibt es allerdings widersprüchliche Angaben. Es existiert einerseits ein Dokument vom Februar 1845, das die Kolonie als bereits existierend bezeichnet.<sup>12</sup> Andererseits soll es einen Brief von Strubberg an seine Schwester vom Februar 1845 geben, in dem er erst von seiner Absicht spricht, eine Kolonie zu gründen.<sup>13</sup> Wie auch immer, eine gewisse Erfahrung an der *frontier* dürfte Strubberg gehabt haben, wenn auch kaum länger als einige Monate. Nach seiner Tätigkeit für den Adelsverein, die bis Ende 1847 dauerte, ließ er sich 1848 in der Kleinstadt Camden in Arkansas als Arzt nieder und kehrte 1854, angeblich aus medizinischen Gründen – er hatte sich eine schwere Augenentzündung zugezogen – nach Europa zurück. Seit 1860 lebte er wieder in Kassel. 1889 starb er in Gelnhausen.

---

<sup>11</sup> Die folgenden Ausführungen beruhen auf Archivforschungen des Verfassers, die detailliert ausgeteilt wurden in: *Bilder „aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignisreichen Lebens“: Die Amerika-Romane des Friedrich Armand Strubberg*. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. Hg. v. Alexander Ritter. (=SealsfieldBibliothek 8). Wien: Praesens Verlag 2011, 133-173. Die beste Darstellung Strubbergs liefert Jeffrey Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May and Other Germans Novelists of America*. Chapel Hill and London: The University of North Carolina Press 1998, S. 101-110. Material über Strubberg findet sich außerdem bei Preston Albert Barba: *The Life and Works of Friedrich Armand Strubberg*. (=Americana Germanica, N.S., Vol. 16). University of Pennsylvania 1913; bei Armin O. Huber: *Frederic Armand Strubberg, Alias Dr. Shubbert, Town-Builder, Physician, and Adventurer, 1806-1889*. In: *West Texas Historical Association Year Book* 38 (1962), S. 37-71; bei Ralf-Peter Martin: *Wunschkpotentiale. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuerromanen von Retcliffe, Armand, May*. Königstein/Ts: Hain 1983, S. 93-114. Zu unkritisch hinsichtlich der Biographie ist Bernd Steinbrink: *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung*. Tübingen: Niemeyer 1983.

<sup>12</sup> Veröffentlicht von Huber, *Frederic Armand Strubberg* (Anm. 11), S. 39.

<sup>13</sup> Diesen Brief, den ich nicht einsehen konnte, veröffentlichte Siegfried Augustin: *Frédéric Armand Strubberg. Eine weitgereiste interessante Persönlichkeit*. In: *Vom Lederstrumpf zum Winnetou. Autoren und Werke der Volksliteratur*. Hg. von Siegfried Augustin u. Axel Mittelstaedt. München: Ronacher Verlag 1981, S. 47-58.



Offenbar von Freunden und von seiner Schwester Emilie, einer Lehrerin und Übersetzerin, angespornt, veröffentlichte Strubberg 1858 bei Cotta in Stuttgart unter dem Namen Armand die *Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten*, die fiktionale Verarbeitung seiner Erlebnisse an der *frontier*. Noch im selben Jahr erschien die vierbändige Vorgeschichte, *Bis in die Wildnis*. In der Folge veröffentlichte Strubberg Roman auf Roman und gab meist vor, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen. In vielen Fällen, etwa in seinen Romanen über den amerikanisch-mexikanischen Krieg, trifft das sicher nicht zu. Vereinzelt verarbeitete er aber nachweislich selbst Erlebtes, so etwa in jenen Romanen, in denen er seine Erfahrungen mit dem Adelsverein thematisierte.

Über den Mainzer Adelverein, den „Verein zum Schutz deutscher Einwanderer in Texas“, sei hier nur erwähnt, dass diese 1842 von deutschen Aristokraten gegründete Gesellschaft eine organisierte Auswanderung in die neugegründete Republik Texas forcierte und mit ihren Aktivitäten auf allen Linien scheiterte – tragisch scheiterte, weil unzählige Auswanderer ums Leben kamen. Strubberg stand während seiner kurzen Tätigkeit für den Verein im Zentrum des Sturms, war in die internen Machtkämpfe verwickelt und schied im Zorn, nachdem es zu einer Schießerei zwischen seinen Freunden und etlichen Vereinsfunktionären gekommen war.

Die kurze Zeit in Texas war jedenfalls Strubbergs einzige Berührung mit der amerikanischen *frontier*, dem Leben an der Grenze der euro-amerikanischen Expansion. Von diesen Erlebnissen zehrte er allerdings in seiner gesamten literarischen Karriere.

An *Carl Scharnhorst* sind, auch im Vergleich mit den anderen Romanen Strubbergs, einige Phänomene bemerkenswert. Ich werde drei Aspekte herausgreifen.

Der erste Aspekt betrifft die Gattung – Jugendliteratur. Ihr ist die didaktische Komponente geschuldet. Der Roman liefert eine wahre Enzyklopädie der Flora und Fauna in Texas. Es gibt kaum ein Tier, das nicht seinen Auftritt bekommt; man gewinnt geradezu den Eindruck, Strubberg habe eine Checklist vor sich liegen gehabt und Erledigtes abgehakt. Diese Episoden sind für den Fortgang der Handlung meist irrelevant; sie dienen lediglich dem Ziel, einen möglichst vollständigen, für jugendliche Leser interessanten Zoo zu etablieren. Carls Brüder stoßen auf ein Stinktier, das hier „Poolkatze“ heißt, und werden angespritzt. Eine Biberkolonie in der Nähe des Forts baut einen Damm und überschwemmt das Maisfeld. Wilde Truthähne werden mit einer Falle gefangen. Alligatoren, wilde Pferde, Büffel, schwarze und graue Bären, Wölfe, Leoparden und Panther – alles, was gut und teuer ist, wird vorgeführt.

Außerdem liefert der Roman eine Enzyklopädie des Alltagslebens an der *frontier*, eine veritable Gebrauchsanweisung für abenteuerlustige junge Menschen. Wie man eine Blockhütte baut, wie man Mais anpflanzt, wie man die Haut eines Büffels gerbt, wie man aus Büffelleder ein Lasso macht, wie man Truthahnfallen baut, wie man sein Fort auf einen Indianerangriff vorbereitet – all das erfährt der jugendliche

Leser, und wohl auch die jugendliche Leserin, aus dem *Carl Scharnhorst*. Die Stimme des Lehrers ist fast immer die Stimme Daniels. Der bei den Indianern aufgewachsene, mit der europäischen Familie lebende ehemalige schwarze Sklave ist die Autoritätsfigur im Roman. Daniel hält wiederholt kleine Vorlesungen, die, einigermaßen implausibel, in seine Gespräche mit Carl integriert werden und so klingen, als seien sie wörtlich einem zeitgenössischen Naturkunde-Lehrbuch entnommen.

Auch ethnographische Informationen finden sich im Roman. Sie betreffen vor allem das Leben der Indianer. Carls kurze Zeit bei den Delawaren nützt der Erzähler zur Wissensvermittlung. Details aus dem nomadischen Leben, die Praxis der Büffeljagd, der Tauschhandel der Delawaren mit einem „Handelshause der Regierung“<sup>14</sup>, all dieses Wissen über eine fremde Kultur wird an die jugendlichen Leser herangetragen. Was dagegen völlig fehlt, ist Information über die politische und rechtliche Situation in den USA. Das Amerika des Carl Scharnhorst ist ein Garten in der Wildnis.

Didaktisch ist auch die Moralvermittlung. Zwar nicht penetrant, aber stetig wird eine christliche Botschaft gepredigt. Diese beschränkt sich darauf, immer wieder Gott zu danken und die Prüfungen, denen man unterzogen wird, geduldig zu ertragen, da sich letztendlich alles zum Guten wendet. Im *Carl Scharnhorst* ist die Welt die beste aller möglichen Welten, und tugendhaftes Leben wird diesseitig belohnt. Dies ist, wohl gattungsbedingt, ein deutlicher Unterschied zur illusionslosen Brutalität mancher sonstiger Romane Strubbergs, wo der Erzähler ungerührt über Leichen geht – auch über die Leichen positiver Figuren.

Der Gattung ist wohl auch geschuldet, dass *Carl Scharnhorst* ohne jede Liebesgeschichte, ohne Erotik und Sinnlichkeit auskommt. In seinen sonstigen Romanen verzichtet Strubberg kaum auf dieses Element. Im *Carl Scharnhorst* sind wir mit einer Männerwelt konfrontiert. Namentlich werden nur zwei Frauen genannt – die Mutter, Marie Turner, und die Tochter Julie. Sie werden allerdings nur als Elemente gebraucht, die eine christliche Familie vervollständigen; handlungstragend sind sie niemals. Und am Ende des Romans steht die Männerwirtschaft der beiden Identifikationsfiguren Carl und Daniel, die gemeinsam eine Farm „musterhaft bewirtschaften“<sup>15</sup>.

Ein zweiter interessanter Aspekt des Romans ist die Darstellung der Rassenproblematik. Sie betrifft sowohl die Indianer als auch den Neger Daniel.

Hinsichtlich der Indianer ist die Botschaft des Romans ambivalent. Am extremsten äußert sich der ansonsten überaus positiv gezeichnete amerikanische Farmer Warwick. „Machen Sie es sich zum Grundsatz, jeden Indianer wie ein Raubthier zu betrachten und ihn zu töten, wo und wie Sie können, er ist nichts an-

---

<sup>14</sup> *CS*, S. 301.

<sup>15</sup> *CS*, S. 318.

ders, und ist auch nichts anders werth“<sup>16</sup>, belehrt Warwick den Neuankömmling Turner. Auf Turners Einwand vertritt er dann die seit den 1830er Jahren in der inneramerikanischen Diskussion öfter geäußerte Meinung,<sup>17</sup> die Indianer hätten „ihr Recht auf das Land“ verloren, da sie kein „friedliches gesetzliches Leben“, sondern ein nomadisches führen: „Die Erde ist doch sicher nicht dazu geschaffen, damit sie immer eine Wildniß bleiben sollte.“ Im weiteren Verlauf des Romans wird sich freilich zeigen, dass auch Warwick nicht so heiß isst, wie er kocht, denn mit dem nomadisierenden Delawarenhäuptling Leopard ist er durchaus befreundet. Leopard selbst hat sich übrigens resignativ mit seinem Schicksal abgefunden und setzt der Expansion der weißen Ansiedler keinen Widerstand entgegen: „Es ist der Wille des großen Geistes, daß die rothen Kinder den Weißen Platz auf dieser Erde machen sollen!“<sup>18</sup>

Gegen Warwicks kompromisslose Haltung den Indianern gegenüber vertritt Turner jene Position, die wohl als Meinung des Autors gelten kann. Denn auch in Strubbergs vorgeblich autobiographischen Romanen äußert sich die Figur Armand öfter in diesem Sinn. Turner sagt, die Indianer seien „doch Menschen, die uns nur darum feindlich entgegentreten, weil wir Weißen uns in den Besitz von Land drängen, welches sie als ihr Eigenthum betrachten.“ Natürlich hindert diese menschenfreundliche Auffassung Turner dann nicht, sich und seine Familie beim Angriff der Comantschen zu verteidigen und möglichst viele Gegner zu töten.

Daniel, der selbst bei den Indianern aufgewachsen ist, hat ein differenziertes Indianerbild. Einmal hält er Carl einen Vortrag, der weitgehend mit dem Äußerungen des homodiegetischen Erzählers in Strubbergs Erstling *Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten*, übereinstimmt<sup>19</sup>: Er unterscheidet zwischen „Fußindianer[n]!“ und nomadischen „Pferdeindianer[n]“, wobei die ersteren „wie Schlangen in den Wäldern und Büschen umher“ schleichen und sowohl von den „weißen Grenzansiedlern“ wie auch den Pferdeindianern „gehaßt und gefürchtet“ werden. Die Sympathieverteilung ist aufgrund der Metaphorik eindeutig. Wer zu Pferd reitet, kann kein ganz schlechtes Wesen sein, im Gegensatz zu schlangenartigen Kriechern. Freilich scheut Daniel auch nicht davor zurück, ein allgemeines Urteil über die Indianer zu formulieren. Einem „Indianer dürfe man nie trauen“<sup>20</sup>, formuliert er, als er noch hofft, von den Delawaren nicht erkannt zu werden – und bezieht sich dabei auf die „Pferdeindianer“.

---

<sup>16</sup> CS, S. 133.

<sup>17</sup> Vgl. Walter Grünzweig: „*Where Millions of Happy People Might Live Peacefully*.“: *Jacksons Westen in Charles Sealsfield's Tokeah; or, the White Rose*. In: *Amerikastudien/American Studies* 28 (1983), S. 219-236.

<sup>18</sup> CS, S. 258.

<sup>19</sup> Vgl. *Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Skizzen*. Von Armand. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag 1858, S. 12f.

<sup>20</sup> CS, S. 267.

Leopard, der Delawahauptling, wird als uneingeschränkt positive Figur eingeführt. Seine Beschreibung erinnert an Karl Mays späteres Porträt Winnetous. Nicht nur ist er gut gekleidet: Er „trug ein aus Wildleder verfertigtes, bunt gesticktes und zierlich befranztes Jagdhemd [...] hirschlederne Gamaschen und Mokassins von demselben Material“. Auch sonst sieht er anziehend aus. Betont wird „das glänzend schwarze Haar“, die „hohe schöne Mannsgestalt von schlankem aber muskulösem Bau“, die „Adlernase und die hohe Stirn“. Die „Fomen seines männlichen Gesichts waren edel und ausdrucksvoll“.<sup>21</sup> Wäre da nicht die Rachsucht gegenüber Daniel, Leopard wäre der vollkommene edle Wilde. Dass dieser Rachsucht verschmähte Liebe zugrunde liegt, lässt sich zwischen den Zeilen lesen. Daniel, der bei den Indianern den Beinamen „der schwarze Panther“ erhielt, war von Leopard aufgezogen worden: „Ich habe den Knaben zuerst auf ein Pferd gesetzt, ich habe ihm die ersten Waffen in die Hände gegeben [...] Er hat an meiner Seite geschlafen, gespeist, gejagt und gekämpft“. Aber „der schwarze Panther wurde dem Leoparden untreu und verließ ihn, ohne Abschied von ihm zu nehmen“<sup>22</sup>. Die angedrohte Tötung Daniels ist mehr ein Eifersuchtsmord als eine Strafe für einen entflohenen Sklaven. Leopard lässt sich daher erst besänftigen, als er einen neuen Knaben als Objekt seiner Liebe bekommt: Carl, der sich für seinen schwarzen Freund opfert.

Leopard durchläuft allerdings einen Bildungsprozess und wandelt sich. Sehr plausibel ist das nicht – weil sich Carl in Todesgefahr begibt, um ihm das Leben zu retten, stellt der Häuptling fest, „Du hast ein großes Herz für Freundschaft und für Dankbarkeit, doch auch die Herzen der Delawaren sind nicht klein dafür“<sup>23</sup>, und bringt Carl zu den Turners zurück. „Der Knabe hat dem Manne Freundschaft und Dankbarkeit gelehrt“, deklamiert Leopard, und alle „drückten den hochherzigen Indianer an ihre Herzen und stammelten unter Freudenthränen ihren Dank hervor.“<sup>24</sup>

Im Falle Daniels verbindet sich die Rassenproblematik mit der Sklavenfrage. Daniel wird als freier Mann, als Bedienter des Schiffskapitäns, eingeführt. Die deutsche Familie Turner kennt keinerlei Vorurteil, und die Kinder freunden sich mit Daniel an. Dies ist der Grund, warum Daniel, der schon längst die Seefahrt aufgeben wollte, sich den Turners anschließt. „Sie und die Ihrigen sind so freundlich gegen mich gewesen, wie es ein Amerikaner gegen einen Schwarzen gar nicht sein kann“<sup>25</sup>, sagt Daniel, der nur deshalb zur See fährt, weil er hier „weniger der Verachtung der Weißen ausgesetzt“ ist „als in den Vereinigten Staaten.“<sup>26</sup> Der amerikanische Alltagsrassismus zeigt sich in der Folge immer wieder, wenn auch relativ harmlos, denn

---

<sup>21</sup> *CS*, S. 251.

<sup>22</sup> *CS*, S. 258f.

<sup>23</sup> *CS*, S. 312.

<sup>24</sup> *CS*, S. 317.

<sup>25</sup> *CS*, S. 80.

<sup>26</sup> *CS*, S. 81.

Daniel darf sich auf der Reise nicht mit den Turners gemeinsam zu Tisch setzen, auch nicht bei den freundlichen Warwicks: „Daniel mußte in der Küche speisen, weil die Amerikaner es nicht dulden, daß sich ein Schwarzer in ihrer Gesellschaft aufhalte.“<sup>27</sup>

Sowohl auf der Reise in den Westen als auch im Fort am Bärenfluss ist Daniel, der ehemalige Sklave, der Führer der Gruppe. Seinem Wissen verdankt die Familie zum wiederholten Mal das Überleben, und die neue Farm floriert ausschließlich dank seiner Kenntnisse. Auch die drohende Zerstörung des Forts durch die angreifenden Comantschen wird nur durch Daniel verhindert, da er sich als „schwarzer Panther“ zu erkennen gibt und dadurch den Abzug der Feinde erreicht. Er weiß allerdings, dass er damit sein Todesurteil besiegelt hat, denn sobald die Delaware erfahren, dass sich der schwarze Panther im Fort der Turners aufhält, werden sie seine Auslieferung verlangen.

Trotzdem ist das Verhältnis zwischen Daniel und seiner weißen Herrschaft kein symmetrisches, was sich etwa darin zeigt, dass Carl Scharnhorst ihn duzt, während Daniel seinen Schützling siezt. Heike Paul hat darauf verwiesen, dass sich Strubbergs Darstellung des schwarzen Dieners mit den schwarzen Dienerfiguren in Kürnbergers *Amerikamüdem* und Solgers *Anton in Amerika* vergleichen lässt: Der schwarzen Dienerfigur wird „seitens der Deutschen mit Respekt und Sympathie begegnet [...] gleichzeitig ist dies keine ungebrochen-progressive Entwicklung, denn der Afro-Amerikaner dankt dem Deutschen seine Menschenfreundlichkeit in der Regel damit, dass er ihm besonders gerne und eifrig zu Diensten ist.“<sup>28</sup>

Das Sklaventhema wird interessanterweise mit dem Indianerthema verknüpft. Weiße Sklavenhalter treten nicht auf. In Baltimore überlegt sich Turner zwar, einen „Neger [zu] mieten, oder auch [zu] kaufen; wir würden ihn ja gut und nicht als Sklave behandel[n]“.<sup>29</sup> In Texas gibt es allerdings keine Sklaverei – zumindest nicht im Roman.

Dass Daniel und seine Eltern Sklaven der Delaware waren, wird eindeutig als Akt des Unrechts bezeichnet. Daniel rechtfertigt seine Flucht damit, dass „seine beiden Eltern freie Neger gewesen und von den Delaware gewaltsam zu Sklaven gemacht waren.“ Diese hätten daher an ihm „kein Eigentumsrecht, wenn es überhaupt ein Recht gebe, einen Menschen als Eigentum zu besitzen.“<sup>30</sup> Die Ideologie der Sklavenhalter vertritt dagegen der Indianerhäuptling Leopard: Daniel sei sein „Eigentum“<sup>31</sup>. Und Leopard ist auch die einzige Figur, die ein explizit rassistisches Urteil abgibt, wenn er Carl Scharnhorst gegenüber erklärt: „ein Mohr ist niemals ein

---

<sup>27</sup> CS, S. 103.

<sup>28</sup> Heike Paul: *Kulturkontakt* (Anm. 7), S. 198.

<sup>29</sup> CS, S. 79.

<sup>30</sup> CS, S. 266.

<sup>31</sup> CS, S. 279.

Freund, ein Mohr redet mit doppelter Zunge, und sein Herz ist so schwarz wie seine Haut.“ Und: „ein Neger hat kein Herz für einen Freund, er hat nur ein Herz für sich selbst.“<sup>32</sup>

Ich halte fest: Sklaverei und Rassismus gegenüber Schwarzen werden im Roman nicht ausgeblendet, sie werden aber in erster Linie den Indianern, den Delawaren zugeschrieben. Die weißen Amerikaner sind daran kaum beteiligt. Und die deutschen Auswanderer sind völlig unschuldig. Natürlich ist Strubberg, wie Jerry Schuchalter und Gerhard Schildberg-Schroth betonen, Vertreter eines – wenn auch gemäßigten – Ethnozentrismus, der die deutschen Figuren zu Ungunsten der anderen favorisiert.<sup>33</sup> Hinsichtlich der rassistischen Komponente ist aber dem Roman eine utopische Qualität nicht abzusprechen, auf die auch Schuchalter verweist, wenn er das freilich ein bisschen dick aufgetragene Schlussbild des Romans zitiert.<sup>34</sup> Drei Pferde, die bei Carl Scharnhorsts Abenteuern wichtige Rollen gespielt haben, weiden da friedlich nebeneinander, drei Pferde, die für die drei im Roman agierenden Rassen stehen können. Mit dem Satz, „und in einer großen Einzäunung vor Carls Hause weideten der Falbe, der Rappe und der Schimmel“<sup>35</sup>, endet der Roman. Das friedliche Zusammenleben der Rassen erscheint zumindest an der *frontier* als Möglichkeit.

Ein dritter bemerkenswerter Aspekt des Romans betrifft das generelle Amerikabild. Das Amerika des *Carl Scharnhorst* ist eine Welt, in der die europäischen, patriarchalen Werte ihre Gültigkeit behalten und nicht in Frage gestellt werden, in der aber die Position des Vaters irrelevant ist.

An der familiären Konstellation wird das offensichtlich. In Deutschland ist der Vater, Max Turner, das unhinterfragte Haupt der Familie. Er entscheidet, er ordnet an, er schützt seine Familie. Seine Position ist jedoch schon am Beginn, in der Episode um den Beinahe-Unfall, wackelig. Denn der Knabe Carl Scharnhorst rettet Turners Sohn Arnold vor dem Sturz in den Abgrund; Turner kann nur fremde Hilfe herbeiholen. Und mit der Kündigung der Pacht ist Turners Macht zerstört. In Amerika bestimmen der schwarze Diener Daniel und zunehmend Carl selbst das Geschick der Familie. Dabei wird aber die Autorität des Vaters nie in Frage gestellt. Er bleibt wie ein konstitutioneller Monarch unabdingbar. Die täglichen Entscheidungen aber trifft er nicht mehr. Die patriarchalische Welt wird in Amerika gleichzeitig aufrechterhalten und destabilisiert. Die Rolle des Vaters übernimmt zunächst Daniel, dann aber wird Carl selbst, ohne je rebelliert zu haben, der neue Herrscher.

---

<sup>32</sup> *CS*, S. 259.

<sup>33</sup> Jerry Schuchalter / Gerhard Schildberg-Schroth: *Januskopf Amerika. Die Neue Welt im Spiegel deutscher Amerikaliteratur des 19. Jahrhunderts*. Berlin: LIT 2006.

<sup>34</sup> Schuchalter: *Narratives of America* (Anm. 2), S. 15.

<sup>35</sup> *CS*, S. 318.

Carl ist im Fort am Bärenfluss zwar auch in die banalen Alltagsarbeiten des Farmbetriebs involviert. In erster Linie aber sehen wir ihn hoch zu Ross als Jäger. Seinen Lorbeer erwirbt er nicht, weil er besonders gut Mais anbaut oder den agrarischen Betrieb besonders effizient managt. Carl ist ein ausgezeichnete Reiter und ein brillanter Schütze – das genügt.

In seinem ersten Buch, den angeblich autobiographischen *Amerikanische[n] Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Skizzen. Von Armand*, hat Strubberg das gleiche Bild von sich selbst entworfen. Die unterschiedlichen Abenteuer des homodiegetischen Erzählers bestehen alle darin, dass er sein Fort verlässt, seinen männlichen Gefährten die schnöde Hausfrauen- oder auch Hausväter-Arbeit überlässt und auf Jagd geht. Und auf der Jagd stößt er dann auf all die wilden Tiere oder Indianer, die er entweder tötet oder denen er gerade noch entkommt.

Carls Habitus ist ein aristokratischer; er gehört dem Wehr- und nicht den Nährstand an. Wir können das mit Strubbergs eigener Biographie verknüpfen, seinem aristokratischen Habitus, seiner Hochstapelei, die ihn in Texas vortäuschen ließ, ein inkognito reisender Baron zu sein.<sup>36</sup> Wichtiger aber erscheint mir der generelle Befund: Carl Scharnhorst lebt in Amerika ein Leben, das im zivilisierten und verbürgerlichten Europa schon lange nicht mehr möglich ist. Der durch Wälder und Auen galoppierende adelige Jäger ist ein Ding der Vergangenheit – in Europa. In Amerika aber ist er aktuelle Wirklichkeit. Amerika erlaubt eine Renaissance der europäischen Vergangenheit.

Kritik am aristokratischen Nimrod-Wesen wird nur sehr leise geäußert. Carls für den heutigen Leser höchst irritierende Angewohnheit, auf alles zu schießen, was sich irgendwo regt, erfährt einen milden – und wirkungslosen – Tadel durch Vater Turner, als Carl bei der ersten Besichtigung der künftigen Farm „dazwischen sprengen und ein paar Büffel schießen“ will, obwohl man deren Fleisch gar nicht mitnehmen kann. „[N]ur um des Vergnügens willen muß man kein Geschöpf tödten“, bemerkt Turner „freundlich“.<sup>37</sup> Als Carl dann Monate später mit den Delawaren durch die Wildnis zieht, nimmt er an einer Bisonjagd teil, bei der einige hundert Tiere in einen Abgrund getrieben werden. Der Grund für die Massenschlächtere liegt darin, dass der Direktor des amerikanischen Handelshauses bereit ist, einen hohen Preis für geräucherte Büffلزungen zu zahlen. Den dreihundert bis vierhundert Büffeln werden daher lediglich die Zungen herausgeschnitten; die Kadaver bleiben liegen, „den Geiern und Wölfen zum Schmause.“ Carl ist „der Anblick der ungeheuren Zahl von gemordeten Thieren, die ihr Leben nur der Zungen wegen hatten hingeben müssen, abschreckend und widrig“<sup>38</sup>. Ansätze eines Umdenkens scheinen feststellbar. Am nächsten Tag rettet Carl den Häuptling Leopard aus Todesgefahr, in

---

<sup>36</sup> Vgl. Kriegleder: *Bilder* (Anm. 11), S. 155.

<sup>37</sup> *CS*, S. 119.

<sup>38</sup> *CS*, S. 308.

die dieser wegen seiner Schießwütigkeit geraten ist. Leopard hat nämlich, wie er selbstkritisch feststellt, auf einen jungen Panther, der ihm unter die Augen gekommen war, „ohne sich zu bedenken“, gefeuert, war dem verwundeten Tier ins Dickicht nachgesprungen und dann von dessen Eltern attackiert worden. Erst denken, dann schießen, ist die implizite Lehre.

Ganz am Ende des Romans, fünf Jahre später, treffen wir Carl, wie erwähnt, als Farmer in einer mittlerweile zivilisierten, von Feldern bedeckten Landschaft. Das aristokratische Jägerleben ist nur eine temporäre Zwischenstation auf dem Weg zur Agraridylle. In seinen *Amerikanische[n] Jagd- und Reiseabenteuer[n]* ist Strubberg noch deutlicher. Dort sinniert Armand zwar darüber, dass die Zähmung der *frontier* jene zivilisierte Gesellschaft hervorbringe, der er als Abenteurer ursprünglich entflohen war. Unter dem Strich ist aber die Bilanz positiv. Die Zivilisation der Weißen ist unaufhaltsam – und das ist gut so.

Das Amerika des *Carl Scharnhorst* ist also ein Zwischenraum, ein Heterotopos, um mit Foucault zu sprechen. Manche Regeln der europäischen Zivilisation sind temporär suspendiert, ein anachronistisches Leben ist möglich. Die Normen der europäischen Zivilisation sind aber nicht umgestürzt, sie behalten ihre Gültigkeit. Amerika ist interessant, weil es einen vorübergehenden Abenteuerraum bietet; es mündet aber in eine europäische Agrargesellschaft.

Wenn wir zum Abschluss versuchen, Friedrich Armand Strubbergs *Carl Scharnhorst* einen Platz unter den vielen deutschsprachigen Amerikaromanen des 19. Jahrhunderts zuzuweisen, dann zeigt sich, dass das Buch an mehreren Gattungstraditionen teilhat. Schuchalter/Schildberg-Schroth haben den „typischen Biedermeier-Denkstil“ hervorgehoben.<sup>39</sup> Schuchalter betont darüber hinaus, dass die tugendhaften Turners in Deutschland ihr gewohntes Leben nicht weiterführen können, während sie in Amerika eine Existenz begründen, „embodying the virtues of the Biedermeier hearth“.<sup>40</sup> Der Roman reiht sich damit in seine Serie heute zu Recht vergessener christlicher Jugend- und Familienromane, die in den 1840er Jahren die Auswanderung nach Amerika thematisierten. Zwar konnten die Verfasser auf keinerlei eigene Amerikaerfahrung zurückgreifen; es ist aber erstaunlich, dass sie sowohl ideologisch als auch in der Romanstruktur dem Buch des Amerikareisenden Strubberg recht ähnlich sind.

Ich gehe auf diese Texte hier nicht näher ein und verweise nur auf einige Fakten.<sup>41</sup> Der österreichische Beamte Joseph Moshamer, in seiner Jugend Mitglied des katholischen Clemens-Maria-Hofbauer-Kreises, veröffentlichte 1840 die Erzählung *Die Auswanderer*, die zwar im 18. Jahrhundert spielt, in ihrer Darstellung der

<sup>39</sup> Schuchalter/Schildberg-Schroth: *Januskopf Amerika* (Anm. 33), S. 21.

<sup>40</sup> Schuchalter: *Narratives of America* (Anm. 2), S. 10.

<sup>41</sup> Ausführliche Informationen finden sich in Wynfrid Kriegleder: *Vorwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855*. (=Edition Orpheus 13). Tübingen: Stauffenburg 1999, S. 301-304 und passim.



*frontier* aber der Vormärzdiskussion verpflichtet ist und die Bewährung einer katholischen Salzburger Familie schildert, die sich durch die Briefe eines bereits ausgewanderten Veters betören lässt und dem bei den Salzburger Protestanten weit verbreiteten „Wahn“ verfällt, aus „Mangel an festem Glauben und frommer demuthvoller Hingebung in Noth und Drangsal“ ins wilde Louisiana auszuwandern.<sup>42</sup> Ganz ähnlich ist die Situation bei Julius Mann, dessen 1845 erschienene „Erzählung für die christliche Jugend“ *Die Ansiedler in Amerika*<sup>43</sup> einer frommen schwäbischen Familie ins Gebiet der Sioux-Indianer folgt, wo sie sich bewähren und am Ende auch belohnt werden – der entführte Sohn wird wieder mit seiner Familie vereinigt. 1848 brachte der protestantische Pastor Wilhelm Redenbacher seine Erzählung *Das Auswandern* heraus, die er 1873 in eine mehrbändige Sammlung seiner „Volks- und Jugendschriften“ aufnahm.<sup>44</sup> Hier versuchen zwei ungleiche Brüder ihr Glück in Amerika. Der reiche Gustav ist nicht bereit, seine aristokratischen Allüren aufzugeben, und kehrt reumütig nach Deutschland zurück, nachdem er von einem „Hechtkrokodil“ und einem „Panterthier“ attackiert wurde. Der arme Heinrich hingegen reüssiert mit Fleiß und Frömmigkeit und besteht dank Gottes Hilfe auch schwere Prüfungen wie einen Indianerüberfall. Wegen der grellen Handlung näher an Strubberg ist die bereits 1837 erschienene „Erzählung für Kinder und Kinderfreunde“ *Das Auswandern* des produktiven Jugendschriftstellers Gustav Nieritz<sup>45</sup>, die es bis 1894 auf 14 Auflagen brachte. Hier kehrt eine deutsche Auswandererfamilie reumütig zurück, nachdem sie mit einem explodierenden Mississippidampfer, der kurioserweise von New York abfährt, mit Mohikanern, Huronen und dem Marterpfahl, mit Bären und die Ernte vernichtenden Menschenaffen konfrontiert wurde.

Während die biedermeierlichen Erzählungen, wie gezeigt, überwiegend das „Bleibe im Land und nähre dich redlich“ propagieren, äußert der Erzähler des *Carl Scharnhorst* keine explizite Kritik an der Emigration, und die implizite Kritik – die Turners hätten nicht so gutgläubig auf ihren Vetter Victor hören sollen – ist sehr leise. Auch die biedermeierlichen Erzählungen zeigen zumeist, dass Frömmigkeit und Gottvertrauen irdisches Glück nach sich zieht, und nehmen damit Strubbergs Erzählprogramm vorweg.

Eine zweite Gattungstradition, der Strubbergs *Carl Scharnhorst* zugerechnet werden kann, sind jene Bücher, in denen Amerikareisende versuchen, aufgrund ihrer Erfahrungen für potentielle Auswanderer ein möglichst wirklichkeitstreues

---

<sup>42</sup> Joseph A. Moshamer: *Die Auswanderer. Eine Erzählung in neuer Form*. Hg. von dem Verein zur Verbreitung guter katholischer Bücher. Wien: Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung 1840, S. 7f.

<sup>43</sup> Julius Mann: *Die Ansiedler in Amerika. Eine Erzählung für die christliche Jugend*. Stuttgart: J. F. Steinkopf 1845. (Württemberg. Landesbibliothek, Stuttgart).

<sup>44</sup> Wilhelm Redenbacher: *Das Auswandern. Eine Erzählung*. In: W.R.: *Volks- und Jugendschriften*. Gesamtausgabe, 3. Bd. Schweinfurt: G.J. Giegler 1873.

<sup>45</sup> Gustav Nieritz: *Die Auswanderer. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde*. 12. Auflage. Wesel: A. Bagel o. J.

Bild vom Leben in den Vereinigten Staaten zu zeichnen.<sup>46</sup> Der bekannteste diesbezügliche Autor ist Friedrich Gerstäcker, dessen Erzählprogramm Jeffrey Sammons bekanntlich mit „Mimesis“ umschrieben hat.<sup>47</sup> Strubberg hat in seinem sonstigen Œuvre diesen mimetischen Anspruch im Allgemeinen zugunsten einer fantastischen Handlung zurückgenommen. Im *Carl Scharnhorst* wird uns aber über weite Strecken Information über die Reise an die *frontier*, über das dortige Leben und den Alltag geboten. Ob und inwieweit diese Information sachlich korrekt ist, könnten wohl nur Lokalhistoriker klären. Der mimetische Anspruch des Erzählers ist jedenfalls vorhanden, und für etwa zwei Drittel des Romans vermeidet es Strubberg mannhaft, sein ethnographisches Jugendbuch durch allzu fantastische Abenteuerhandlungen aufzupäppeln.

Trotzdem ist die Abenteuerliteratur natürlich die dritte Gattungstradition, in die sich *Carl Scharnhorst* einreicht. Die deutschsprachigen Amerikaromane sind von Anfang an häufig mit einem Element des Abenteuerlichen verknüpft; dominierend wird dies aber erst nach 1840. Und zunehmend wird das Abenteuer zum Selbstzweck. Charles Sealsfield nützt die abenteuerlichen Passagen, um in seinen Romanen über die soziale und politische Situation in Amerika – wie er sie sah – Leserinteresse zu generieren. Ähnlich ist die Situation bei Gerstäcker, obwohl in dessen beiden Frühromanen, *Die Regulatoren in Arkansas* von 1846 und *Die Flußpiraten des Mississippi* von 1848, die Abenteuer- und Kriminalhandlung den ethnographischen Anspruch bereits zu überwuchern beginnt. Strubberg setzt voll und ganz auf das Abenteuergenre; bei ihm sind die Informationen über die USA Beiwerk. Strubbergs autobiographisch grundierter Held ist ein aristokratischer Abenteurer, der den amerikanischen Raum benützt, seine eigene Großartigkeit zu demonstrieren. Das ist insbesondere in *Bis in die Wildniß* für den Leser kaum erträglich. Armand weiß alles und kann alles. Schon bei der Überfahrt über den Ozean rettet er das gesamte Schiff, weil er, anders als der Kapitän, weiß, wie man aus Meerwasser Süßwasser erzeugt. Nach seiner Verwundung in einem Duell sind alle New Yorker Ärzte hilflos, aber Armand kuriert sich selbst. Natürlich verlieben sich auch alle auftretenden Frauen in ihn. Und an der *frontier* wird er in kürzester Zeit von allen Indianern geachtet, weil sie erkennen müssen – und das steht tatsächlich im Roman –, „daß er ein besserer Indianer sei, als sie selbst“.<sup>48</sup>

---

<sup>46</sup> Zum historischen Hintergrund der deutschen Massenauswanderung nach Amerika vgl. Günter Moltmann: *Charakteristische Züge der deutschen Amerika-Auswanderung im 19. Jahrhundert*. In: *Amerika und die Deutschen. Bestandsaufnahme einer 300jährigen Geschichte*. Hg. v. Frank Trommler. Darmstadt: Westdeutscher Verlag 1986, S. 49. Strubbergs Roman erschien exakt in der Mitte zwischen den beiden Auswanderungsspitzen von 1854 und 1873, in denen jeweils „bis zu einer Viertelmillion“ emigrierten.

<sup>47</sup> Vgl. Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 11).

<sup>48</sup> *Bis in die Wildniß. Von Armand*. Zweite Auflage. [Breslau:] Verlag von Eduard Trewendt. 1863. Bd. 4, S. 229.

Hier ist natürlich Karl Mays perfekter Old Shatterhand vorgebildet, der ebenfalls im Wilden Westen Wunderdinge leistet. Und wie bei May ist auch bei Strubberg die psychologische Erklärung naheliegend, dass sich hier ein im bürgerlichen Leben wenig erfolgreicher Mann eine Wunschbiographie erfindet. Für den *Carl Scharnhorst* ist aber festzuhalten, dass seine Teilhabe am Abenteuer-Genre nur das letzte Drittel des Buchs betrifft. Und da Carl ein 15- bis 16jähriger Knabe ist, kann er nicht zu einem solchen Superman ausgestattet werden wie Armand. Vor eklatanten Unwahrscheinlichkeiten schreckt Strubberg hier zurück – nicht zum Schaden des Romans.

Ich fasse zusammen: Mit *Carl Scharnhorst* hat der Vielschreiber Friedrich Armand Strubberg einen Roman verfasst, der einige der besseren Ingredienzien der zeitgenössischen Amerikaliteratur enthält. Das Buch ist als Jugendbuch natürlich affirmativ und stellt keinerlei etablierte Normen in Frage. Daher baut es auch keinen ausgeprägten Gegensatz zwischen Amerika und Europa auf, wie das für einen großen Teil der Amerikaliteratur konstitutiv ist. Die vertretenen Werte könnten als aufgeklärt-christlich bezeichnet werden; es ist eine Botschaft der Tugend, wie sie das 18. Jahrhundert in einer Fülle von Werken, quer durch die Gattungen, vertreten hat. *Carl Scharnhorst* bekräftigt die Theodizee. Im 19. Jahrhundert war das wohl nur mehr in der Kinder- und Jugendliteratur möglich. Dort aber war es möglich – und erfolgreich. Die vielen Auflagen bis in die 1920er Jahre geben ein beredtes Zeugnis.



„...ein elendes Spielzeug  
in den Händen eines kindischen Fatums.“

Auswandererschicksale, Rechtsdiskurs und Kapitalismuskritik in  
Reinhold Solgers Roman *Anton in Amerika*

Der vorliegende Beitrag hat einen Roman zum Gegenstand, der als ein zu Unrecht vergessenes Zeugnis des deutsch-amerikanischen Diskurses zur Mitte des 19. Jahrhunderts gelten kann und auch in der Forschung bislang nur „stiefmütterlich“<sup>1</sup> behandelt wurde: *Anton im Amerika. Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben* von Reinhold Solger aus dem Jahr 1862. Der weitgehend in Vergessenheit geratene Autor wurde 1817 in Stettin geboren und starb 1866 in Washington D.C. Die Quellenlage zu seiner Biographie ist spärlich; da autobiographische Texte nicht bekannt sind, ist der primäre Gewährsmann der Bekannte und Kollege Solgers aus seiner Zeit als Autor der *Deutsch-Amerikanischen Monatshefte*, der politische Schriftsteller und Publizist Friedrich Kapp: Sein Nachruf auf Solger skizziert ein überaus bewegtes Leben, das den Spross einer preußischen Beamtenfamilie zunächst ein Studium der Philosophie und Philologie in Halle, später ein Jurastudium in Greifswald und Berlin aufnehmen lässt. Ohne in der Heimat beruflich wirklich Fuß gefasst zu haben und „angeekelt vom geistlosen bürokratischen Treiben“<sup>2</sup> scheitert ein erster Auswanderungsversuch in die USA 1843 jedoch bereits in Liverpool, als der mittellose Solger von einem Gauner einen gefälschten und damit wertlosen Fahrschein erwirbt und somit gezwungen ist, bis 1847 eine Tätigkeit als Privatlehrer in England aufzunehmen. In diese vom Biographen als relativ sorglos geschilderte Zeit fallen auch erste essayistische und literarische Veröffentlichungen, während Solger nebenbei seine englischen Sprachkenntnisse perfektioniert. Ab 1847 beginnt wiederum ein unstetes Wanderdasein zunächst zwischen Paris, Berlin, Frankfurt am Main, Karlsruhe und anderen Stationen, bis Solger nach dem Revolutionsjahr 1848, in dem er sich als republikanischer Redner und Agitator profiliert, für einige Jahre in der

---

<sup>1</sup> Arne Koch: *Realismusdefinitionen im interkulturellen Dialog: Freytags Soll und Haben und Reinhold Solgers Anton in Amerika*. In: *150 Jahre Soll und Haben. Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman*. Hg. v. Florian Krobb. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 153-170; hier S. 156.

<sup>2</sup> Friedrich Kapp: *Reinhold Solger*. In: *Deutsch-Amerikanische Monatshefte für Literatur, Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben*. III. Jahrgang, 1. Band (=Februar-Heft). Hg. v. Rudolph Lerow. Chicago: Druckerei der Hausfreunde 1866, S. 182-188; hier S. 183.

Schweiz publizistisch tätig ist, um dann schließlich im Frühjahr 1853 in die USA auszuwandern. Über Philadelphia verschlägt es ihn nach Boston, von wo aus er 1861 nach New York übersiedelt. In Erscheinung tritt der deutschstämmige Gelehrte jedoch nicht nur literarisch, sondern auch politisch als Wahlkämpfer für Abraham Lincoln. Zur persönlichen Tragik des Ausgewanderten gehört es, dass als nach langen prekären Jahren als Dozent und Redner seine Karriere mit einem Posten im US-Finanzministerium endlich zu zünden scheint und er 1862 nach Washington D.C. berufen wird, sich bereits ab 1864 durch einen Schlaganfall sein Gesundheitszustand drastisch verschlechtert und er das Sprachvermögen weitgehend verliert. Sein früher Tod im Januar 1866 vermag jedoch nur unzureichend zu erklären, warum Reinhold Solger, den sein Biograph als den „begabteste[n], gelehrteste[n] und in den weitesten Kreisen geistig wirkende[n] Deutsche[n] unter den sog. Achtundvierzigern“<sup>3</sup> preist, so wenig Spuren im kulturellen Gedächtnis zwischen Deutschland und Amerika hinterlassen hat – und das, obwohl es ihm nicht an Bekanntschaften zu namhaften und illustren Zeitgenossen gefehlt hat, wie etwa Mikhail Bakunin, Charles Dickens, Georg Herwegh oder Richard Wagner, der in seiner Autobiographie dem „ausgezeichneten und interessanten Menschen“<sup>4</sup> ein „unruhige[s] und abenteuerliche[s] Wesen“<sup>5</sup> bescheinigt.

Das literarische Werk Reinhold Solgers ist verhältnismäßig schmal: Dem 1862 erschienenen Roman *Anton in Amerika*, um den es im Folgenden gehen soll, sind nur zwei häufiger genannte Veröffentlichungen vorausgegangen: das noch in England geschriebene satirische Epenfragment *Hans von Katzenfingen* aus dem Jahr 1846/47, sowie der komödiantische Einakter *Der Reichstagsprofessor* aus dem Jahr 1850. Trotz seiner hervorragenden Englischkenntnisse bleibt doch das Deutsche für Solger das primäre sprachliche Medium seines literarischen Ausdrucks, denn bis auf Korrespondenzen und eine Übertragung des *Reichstagsprofessors* ist wenig belegt in puncto englischsprachige Veröffentlichungen. Das Besondere an der Rezeptionssituation des vergleichsweise späten Romans ist natürlich, dass er sowohl an das deutschsprachige Publikum in Europa gerichtet ist (das größtenteils niemals amerikanischen Boden betreten wird) und gleichzeitig auch an die bereits nach Amerika ausgewanderten Deutschen, die mehr und mehr den Bezug zur alten Heimat verlieren.

Der Inhalt des zweibändigen Romans mit einmal 16 und weiterhin 27 Kapiteln lässt sich wie folgt zusammenfassen: *Anton in Amerika* ist ein Kaufmannsroman rund um den aus Preußen stammenden Kaufmannssohn Antonio Wohlfahrt, der in seiner neuen Wahlheimat USA in das Auf und Ab finanzieller Investitionen und Betrügereien gerät, die sich mit persönlichen Intrigen und kulturellen Spannungen verketten. Im ersten Teil des Romans versucht der Gelehrte Antonio sich in New

---

<sup>3</sup> Friedrich Kapp (Anm. 2), S. 188.

<sup>4</sup> Richard Wagner: *Mein Leben*. Zweiter Band. München: F. Bruckmann 1911, S. 548.

<sup>5</sup> Ebd.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

York als Importeur von Metallwaren aus Deutschland zu etablieren und gerät schnell in illustre gesellschaftliche Kreise, die einen weiten Bogen von der reichen Spekulantenfamilie Dawson bis hin zur verarmten irischen Emigrantenfamilie O'Shea umspannen. Der einzige Bekannte, den Antonio zunächst in den USA hat, ist der deutsche Kaufmann Justus Wilhelmi, der ihn in die amerikanischen Geschäftsgewohnheiten einführt. Antonio reüssiert zunächst als gelehrter Salonlöwe in den Villen des Geldadels – es stellt sich jedoch schnell heraus, dass er nicht zum Geschäftsmann taugt, und durch eine Verkettung von geschäftlichem Ungeschick, Naivität und dem politischen Unglück einer Wirtschaftskrise verliert er seine väterliche Mitgift von 10.000 Dollar und lebt fortan in der prekären Situation eines gelehrten Wanderredners, der sich mit öffentlichen Vorträgen finanziell über Wasser halten muss. Sein ökonomischer Unstern hindert ihn jedoch nicht daran, sich der verzweifelten Bettlerin Annie Cartwright anzunehmen, die er finanziell protegiert und sich somit einen Konflikt mit deren französischem Ehemann einhandelt, der als falscher Comptable de Roussillon sein Unwesen als Trickbetrüger, Falschspieler und Heiratsschwindler treibt. Dieser ominöse Franzose ist es schließlich auch, der zusammen mit dem dandyhaften Sohn des Millionärs Dawson die von Antonio vergeblich in einem Farmgebäude versteckte Annie Cartwright umbringt um sich ihrer zu entledigen und Dawsons Tochter zu heiraten. Der brutale Mord wird jedoch Antonio Wohlfahrt angelastet, und so dreht sich der zweite Band des Romans im Wesentlichen um den Gerichtsprozess, in dem Antonio fälschlicherweise als Mörder verurteilt und erst in allerletzter Sekunde durch eine Begnadigung des Gouverneurs vom Galgen gerettet wird. Der betrügerische Franzose hat sich indessen als falscher Advokat etabliert und sorgt mit dafür, dass Antonios Freund Wilhelmi im Zuge einer Umschuldungsaktion sein komplettes Geschäft verliert. Schlussendlich wird er jedoch entlarvt und stirbt nach einer kurzen Verfolgungsjagd. Antonio und die Tochter des Millionärs Dawson, Mary, finden am Ende zusammen und wollen gemeinsam auf eine ethnologische Expedition nach Asien aufbrechen, womit sich das weitere Schicksal des Aktanten im Ungewissen verliert.

Die Einleitung referenziert ganz offen auf Gustav Freytags nur sieben Jahre früher erschienenen Erfolgsroman *Soll und Haben* und begibt sich sogleich in eine satirische Erzählhaltung, wodurch der Referenzroman mehr Zielscheibe beißender Ironie wird als literarische Vorlage. Solger gibt vor, den weiteren Lebensweg des Sohnes von Gustav Freytags Hauptfigur zu schildern – viel weiter gehen die paratextuellen Beziehungen und parodistischen Anspielungen allerdings nicht. Dafür ist der Roman des gelehrten Autors randvoll mit intertextuellen Bezügen, Zitaten, Querverweisen und Allusionen auf viele andere literarische Werke, unter anderem von Schiller, Goethe oder Shakespeare. Die Betonung auf dem Fortsetzungscharakter des dezidierten Erfolgsromans, die die Eigenständigkeit der Solgerschen Narration jedoch untergräbt und auf die später durch die Wahl eines anderen Untertitels auch verzichtet wird, dürfte neben dem satirischen Aspekt, der die kontinentaldeutsche Gartenlaubendyllyk ins Visier nimmt, wohl einem publizistischen Kalkül

entspringen.<sup>6</sup> Eine gemeinsame Klammer um die beiden Romane ist allerdings eine starke Akzentuierung des Ökonomischen, so dass man beide zur Gattung des Kaufmannsromans rechnen könnte, wollte man eine solche Kategorie in die literaturwissenschaftliche Terminologie einführen. Es spräche nicht viel dagegen, denn schließlich sind merkantile Umtriebe seit jeher Gegenstand des literarischen Ausdrucks gewesen, denkt man etwa an Shakespeares Drama *Der Kaufmann von Venedig*, an Thomas Manns Epos über den Niedergang der Kaufmannsdynastie der *Buddenbrooks* bis hin zu Arthur Millers *Death of a Salesman*. Bei Solgers Protagonisten Antonio handelt es sich aber wohlgernekt in erster Linie um einen Kaufmanns-Sohn, der die prekäre Laufbahn eines Gelehrten der Ethnologie und Philosophie eingeschlagen hat und zunächst mit sich selbst nichts Rechtes anzufangen weiß in Sachen Berufswahl:

Auf der andern Seite ekelte ihn die Commentreiterei der preußischen Bureaukratie nicht weniger an, als die Dütendreherei der preußischen Bourgeoisie. Es ist klar, ihm blieb für seinen Geistesdrang und seine hohe Bildung nur die verzweifelte Wahl zwischen dem Privatdocenten und dem Emigranten.<sup>7</sup>

Dem von Solger kreierte(n) und nicht nur in dieser Hinsicht nahe an seiner eigenen Biographie angelegten homo academicus fehlt es an Genügsamkeit mit den pragmatischen Belangen des kaufmännischen Geschäfts ebenso wie an dem nötigen Maß an Konformismus, um in einer Beamten- oder regulären Hochschullaufbahn zu reüssieren. Seine akademische Bildung und der daraus erwachsende Selbstanspruch ist ihm in der verzopften Heimat mehr hinderlich als förderlich und so wählt er den Ausweg der Emigration in die aufstrebende Macht der Neuen Welt, die nicht nur ökonomische Prosperität verheißt, sondern auch in ideeller Hinsicht einen freierlichen Nährboden zu bieten scheint. So betritt Antonio als ein Suchender, halb verstoßen und halb „europamüde“<sup>8</sup> nach zehn Jahren des Herumtreibens im März 1857 mit seiner Anlandung in New York amerikanischen Boden:

---

<sup>6</sup> Der Verdacht scheint nicht unberechtigt, dass die angebliche Nähe zu Freytags Erfolgsroman – wie man heute sagen würde – eher „marketingtechnische“ Gründe hatte; und in der Tat greift die zeitgenössische Kritik, sofern sie überhaupt von *Anton im Amerika* Notiz nimmt, diesen Aspekt bereitwillig auf: Die Strategie des Autors scheint aufzugehen, wenn die zeitgenössische Presse in Gestalt der von Rudolph Lerow herausgegebenen *New Yorker Kriminal-Zeitung* Solgers Roman mit einem Literaturpreis auszeichnet (einer der drei Preisrichter war Solgers Biograph Friedrich Kapp) und in der Preisschrift – aus heutiger Sicht leider irriterweise – verlautbart: „Wir erwarten mit Bestimmtheit, daß, wie Freytag's ‚Soll und Haben‘ auch Solgers ‚Anton in Amerika‘ diesseits und jenseits des Oceans Epoche machen [...] wird.“ Zitiert nach: *Magazin für die Literatur des Auslandes*. Hg. v. Joseph Lehmann. 63. Band, No. 4, 28. Januar 1863. Leipzig: Veit & Comp 1863, S. 40.

<sup>7</sup> Reinhold Solger: *Anton in Amerika. Novelle aus dem dem deutsch-amerikanischen Leben*. Hg. v. Arne Koch (= Bibliothek des 19. Jahrhunderts. Band 4. Hg. v. Stefan Neuhaus). Hannover: Wehrhahn 2009, S. 14. Im Folgenden zitiert mit der Sigle RS und der entsprechenden Seitenzahl.

<sup>8</sup> RS, S. 15.



„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

Der einst gehegte Plan, einige Jahre zu seiner Ausbildung zu reisen, war somit zur vollsten Ausführung gelangt, und zwar, in diesem Falle sehr zum Vortheil des beabsichtigten Zweckes, da es nicht das Reisen, sondern das Leben in der Fremde ist, welches den Menschen emancipiert und reift. Ja, es sollen schon Fälle vorgekommen sein, so Einer, der als dummer Teufel von den regierenden Herren aus Europa fortgeschickt wurde, als regierender Herr unter die dummen Teufel von Europa zurückkehrte; und manchem europäischen Muttersöhnchen wäre es gut, einmal auf zehn Jahre ohne einen Pfennig Geld in der Tasche in die Verbannung geschickt zu werden.<sup>9</sup>

Es ist nicht zuletzt auch ein Zerwürfnis mit dem Vater, das Antonio in die Ferne schweifen lässt, denn der alte Kaufmann hat im Zuge der Revolution starke Verluste hinnehmen müssen und macht seinen Sohn als Sympathisant der Revolution dafür mitverantwortlich. Dennoch gibt er ihm 10.000 Dollar als letzte Mitgift aus der Heimat mit auf die Reise, und so steigt Antonio „mit zehn, rein als Lehrgeld verausgabten Jahren hinter sich und mit zehntausend Dollars in der Tasche [...] mehr bang als freudig, an der Küste des Landes aus, das nicht nur für ihn, sondern auch für die Welt überhaupt noch ein bloßes Experiment schien.“<sup>10</sup> Amerika erscheint hier als ein Experiment für die Welt, als ein Schmelztiegel der Nationen, für den es als soziopolitisches Novum der Geschichte keine Gebrauchsanweisung und kein Rezept gibt. Zum Faszinosum dieses experimentellen Gebildes mit seinen veränderten Maßstäben und seiner neuheitlichen Ordnung gehört es, dass nicht nur die Außenperspektive das Experiment beobachtet, sondern jeder Amerikaner selbst aus seiner Binnensicht heraus das Gefühl der Teilhabe an einem geschichtlichen Wendepunkt entwickeln kann, wie Solger anhand der Aussage des Millionärs Dawson illustriert:

Das republikanische Experiment kann nur gelingen [...], wenn die Massen sich religiös und geistig dazu befähigen. Unsere Institutionen beruhen auf der Erziehung des Volkes. Jeder gebildete Fremde, der hierher kommt, sollte daher als ein Wohlthäter der Republik empfangen werden [...].<sup>11</sup>

Der Philosoph und Globalisierungstheoretiker Peter Sloterdijk schreibt zu diesem experimentellen Charakter der Neuen Welt in seinem Band *Im Weltinnenraum des Kapitals*: „Amerika steigt aus dem Atlantik wie ein Reserve-Universum, in dem das Experiment Gottes mit der Menschheit noch einmal gestartet werden kann – ein Land, in dem Ankommen, Sehen und Nehmen synonym zu werden scheinen.“<sup>12</sup> Im Gegensatz zum alten Kontinent sind in den Weiten Amerikas die Pfründe noch nicht verteilt, und neben diesem Aspekt der scheinbar problemlosen Landnahme, des ökonomischen Neubeginns in einer chancenreichen Welt der Einfachheit, liegt

---

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> RS, S. 17.

<sup>11</sup> RS, S. 18.

<sup>12</sup> Peter Sloterdijk: *Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005, S. 188.

eine der primären Verheißungen in der Gleichheit des Individuums vor dem Gesetz, womit die heritäre, standesgesellschaftliche Ordnung des ökonomisch wie auch moralisch abgewirtschafteten Europas überwunden zu sein scheint. Es geschieht aus dem Bewusstsein dieser doppelten Überlegenheit, wenn der erklärte Republikaner Solger immer wieder seinen Spott über den hochwohlgeborenen, aber größtenteils verarmten und degenerierten Adel ergießt.

Im Folgenden sollen zwei Diskurse herausgegriffen werden bei der Analyse des Romans, nämlich der Diskurs der Ökonomie und der des Rechts. Schließlich wird der erste Band fast vollends von Fragen der Ökonomie durchdrungen, von den Unwägbarkeiten des transatlantischen Geschäfts sowie den ungewohnten Geschäftspraktiken und schamlosen Betrügereien des amerikanischen Geldadels. Der zweite Band fokussiert sich auf den Diskurs der Justiz und des Rechts, da er einen Gerichtsprozess gegen den als Mörder angeklagten Protagonisten zum wesentlichen Gegenstand hat. Aus europäischer Perspektive sind wohl die unterschiedlichen Auffassungen von Wirtschaft und Recht bis heute die wesentlichen Reibepunkte in der kritischen Auseinandersetzung mit Amerika<sup>13</sup> – wohl auch, weil „die amerikanische Macht als direkte Konsequenz europäischer Ohnmacht gilt“<sup>14</sup>, im 19. Jahrhundert amerikanischer Wohlstand als Spiegel des europäischen Pauperismus gelten konnte und im 20. Jahrhundert amerikanisches Rechtswesen im westlichen Kulturkreis als Positivkehrseite spezifisch deutschen Unrechts. Zum latenten europäischen Dünkel einer zumindest kulturell zu begründenden Überlegenheit gesellt sich natürlich zum Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts die vehemente Kritik an der unregulierten Risikofreude des angelsächsischen Finanzwesens, das in der amerikanischen Hemisphäre zu seiner vollen Entfesselung kommt und unter dem Schlagwort der Finanzkrise die politische Agenda der ausgehenden Nullerjahre bestimmt. Interessanterweise greift der 150 Jahre alte Roman einige Aspekte ganz konkret auf, die mit diesem zeitgeschichtlichen Phänomen der Gegenwart in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Dies geht bis hin zur Schilderung von halbseidenen Geschäftspraktiken, wie etwa dem sogenannten „Shorten“ von Aktientiteln, also Leerverkäufen, die bereits in Solgers Roman Kaufleute um ihr Geld bringen und deren gesetzliche Verbotung derzeit – über 150 Jahre später – in Deutschland und anderen europäischen Ländern auf der Agenda der finanzpolitischen Diskussion steht.

Antonio macht seine ersten Erfahrungen mit dem amerikanischen Wirtschaftsgebaren als unbeteiligter Zuschauer einer Szene zwischen dem Händler William Dawson und dem ihm befreundeten Importeur deutscher Herkunft Justus Wilhelmi: Es geht das Gerücht um, dass der Millionär Dawson bankrott sei, jedoch

---

<sup>13</sup> Zur spezifisch deutschen Form des Antiamerikanismus vgl. Dan Diner: *Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments*. München: Propyläen 2002.

<sup>14</sup> Alexander Höse, Kai Oppermann: *Die öffentliche Meinung als Katalysator für transatlantische Kooperation und Konflikte*. In: *Transatlantische Beziehungen. Sicherheit – Wirtschaft – Öffentlichkeit*. Hg. v. Thomas Jäger, Alexander Höse, Kai Oppermann. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 375-396, hier S. 384.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

schuldet er Wilhelmi noch 90.000 Dollar. Diese Schuldverschreibungen bietet Wilhelmi, um überhaupt noch etwas von seiner Forderung zu retten, einem Finanzmakler zum Kauf an, der dafür 50.000 Dollar bietet. Stolze 45.000 Dollar verliert der deutsche Kaufmann also bei dem Geschäft, behandelt seinen offenbar zahlungsunfähigen Schuldner aber mit höflicher Herzlichkeit und nimmt weiterhin an dessen Gesellschaftsabend teil, was den außenstehenden Antonio verblüfft: „Hab’ ich recht verstanden? [...] dieser Herr ist bankerott, und gibt am Donnerstag Abend Gesellschaft? Sie verlieren an ihm fünfundvierzig Tausend Dollars, und statt, daß Sie Concurs über ihn sitzen, schätzen Sie es sich zur Ehre, unter den Gästen zu sein?“<sup>15</sup> Die Antwort des in Amerikafragen vordergründig gewiefteren Handelskollegen bleibt nicht aus:

Wenn ein Mann wie Dawson fallirt, so verlangt kein Mensch von ihm, daß er deshalb seine gewohnte Lebensweise verändern soll. Solche kleine [sic] Ausgaben kommen bei den Summen, warum [sic] es sich hier handelt, nicht in Betracht. Er wird thun, was er kann, und mehr verlangt man hier von einem Menschen nicht. Im Gegentheile, es ist uns Allen damit gedient, daß er so leicht als möglich falle, um sobald als möglich wieder unser Kunde zu werden.<sup>16</sup>

Der Blick ist auf die Zukunft gerichtet; der Optimismus ist so grenzenlos, dass er auch herbe Verluste als vorläufig verkraftet – doch Geld ist dabei nur ein Mittel zum Zweck, eine Nebensache, ein Abstraktum, ein unpersönliches Medium und Fluidum einer auf Äußerlichkeiten und repräsentative Gesten bedachten Gesellschaft. Das zeigt sich auch in alltäglichen Dingen wie dem Hinwerfen von Geldstücken in den Schoß einer verletzten Bettlerin: „Die Sympathie der Vorübergehenden äußerte sich jetzt in hingeworfenen Kupfer- und Silberstücken [...]. Niemand jedoch kam es in den Sinn, sich die Hände an der lumpigen Gruppe zu besudeln.“<sup>17</sup> Dem Deutschen Antonio fehlt dieses Talent zur oberflächlichen Empathie – er geht gründlicher und kapitalintensiver vor, liest die Bettlerin samt Sohn von der Straße auf, besorgt ihr eine Unterkunft und richtet diese ein, was zu einem verhängnisvollen Prozess führt, nicht zuletzt auch in ökonomischer Hinsicht:

Von den ersten 5 Cents, die er der Bettlerin hingeworfen, hatte sich freilich jeder weitere Schritt mit fast unvermeidlicher Logik von selbst gemacht. [...] Es wäre sowohl seinen Verhältnissen, wie der moralischen Stellung der jungen Frau besser gedient gewesen, wenn er sich in seiner Wohlthätigkeit auf das nackt Notwendige beschränkt hätte.<sup>18</sup>

Die ökonomische Naivität des Emigranten reicht so weit, dass selbst seine karitativen Handlungen verhängnisvoll sind – für ihn selbst und, wie der weitere Verlauf der Erzählung zeigen wird, vor allem für sein „Opfer“. Es offenbart sich

---

<sup>15</sup> RS, S. 22.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> RS, S. 27.

<sup>18</sup> RS, S. 37.

aber bald, dass es auch der deutsche Kaufmann Wilhelmi mit der Abgebrühtheit amerikanischer Geschäftspraktiken nicht aufnehmen kann und seine vermeintlich tiefere Einsicht in die verworrenen Logiken ökonomischer Abläufe eine Selbsttäuschung vor dem Hintergrund eines dreisten Betrugs war:

Die Sache ist doch so einfach! Ich habe ihm vor acht Monaten zusammen für 90,000 Dollars importirte Waaren geliefert. Dafür hat er mir seine Noten zu dem Betrage gegeben, die morgen fällig sind. Vierzehn Tage vor dem Verfallstage verbreitete sich das Gerücht, Dawson sei zahlungsunfähig. Dawson selbst bestätigte es mir [...]. Ich bin also froh, die Noten an einen Geldmakler zu verkaufen, der mir die Hälfte des Betrages dafür bietet. Dieser Makler aber war bloß Dawson's geheimer Agent. Es war nicht der Makler, sondern der Schuldner selbst, der mir seine Schuld für den halben Preis ihres Belaufs abgekauft hat.<sup>19</sup>

Der gewiefte Amerikaner hat für den wutschnaubenden Geprellten zwei Ratschläge mitgebracht, von denen der erste den Deutschen schier zum Lachen bringt in seiner „alle Begriffe übersteigende[n] Unverschämtheit“<sup>20</sup>: „Geben Sie keinem Menschen Credit; verkaufen Sie nur gegen Baar.“<sup>21</sup> Der zweite Ratschlag des Amerikaners hat es jedoch wirklich in sich – er verkündet seinem Schuldner nichts Geringeres, als dass die „ganze Welt [...] in sechs Monaten bankerott sein“<sup>22</sup> wird:

Der Credit hat alle solide Basis hinter sich zurückgelassen. Wer zehn Dollars hat, macht damit Geschäfte für hundert. Die Speculation hat lauter imaginäre Werthe geschaffen. [...] Ehe sechs Monate vorbei sind, haben wir eine Krisis, Sir, wie noch nie dagewesen ist. Eins fällt über das Andere, wie ein Kartenhaus.<sup>23</sup>

Angespielt wird hier auf die Finanzkrise von 1857, die heute als die erste Weltwirtschaftskrise gilt und als ein Mitauslöser des Amerikanischen Bürgerkriegs: Sie begann am 24. August 1857 in New York, als die Bank *Ohio Life Insurance Company* ihre Zahlungen einstellen musste. Von dort breitete sich die Krise mit hoher Geschwindigkeit über die gesamte Finanz- und Wirtschaftswelt aus. Bereits damals waren als Ursachen der Krisenentwicklung eine ausufernde Spekulation auf Rohstoffe, Immobilien und faule Kredite auszumachen, denn im Zuge der Erschließung des amerikanischen Westens nach dem Mexikanisch-Amerikanischen Krieg wurde stark auf den Bau von Eisenbahnen, den Anbau von Weizen und Siedlungsland spekuliert. Insbesondere der Finanzmarkt des Nordostens setzte auf hohe Preise in dem durch Eisenbahnen neu erschlossenen Westen und auf ein hohes Frachtaufkommen der dortigen Eisenbahnen. Als sich aber ab 1856 der Zustrom von Siedlern verlangsamte, kam eine ökonomische Abwärtsspirale in Gang, denn die gerin-

---

<sup>19</sup> RS, S. 79.

<sup>20</sup> RS, S. 83.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> RS, S. 84.

<sup>23</sup> Ebd.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

gere Nachfrage nach Land führte zu einem Sinken der Grundstückspreise, während gleichzeitig das sinkende Frachtaufkommen auf die Gewinne und damit die Aktienkurse der Eisenbahngesellschaften drückte. Den investierten Banken flossen daher keine liquiden Mittel mehr zu, um ihrerseits die Verbindlichkeiten zu bedienen. Insbesondere die *Ohio Life Insurance Company* hatte intensiv mit geliehenem Geld in spekulative Anleihen für Eisenbahngesellschaften investiert, woraufhin einige größere New Yorker Kreditgeber kleineren Banken und Unternehmen die Kredite kündigten und sie somit in die Insolvenz trieben. Die dadurch geschürte Angst bei den Gläubigern dieser Banken führte zu panikartigen Kündigungen von Spareinlagen und somit zur Notwendigkeit der Rückforderung weiterer Kredite, wodurch sich eine anfänglich nur regionale Konjunkturschwäche zu einer nationalen und bald internationalen Wirtschaftskrise entwickelte, der alsdann eine Bankenkrise folgte und eine allgemeine Depression, die erstmals in der Geschichte der USA die Euphorie unbegrenzten Wachstums dämpfte, Massenarbeitslosigkeit hervorbrachte und die Gegensätze zwischen Nord und Süd verschärfte.

Reinhold Solger liefert neben der Einflechtung dieser realhistorischen Begleitumstände und der sehr detailreichen Schilderung der Finanztransaktionen und Betrugsmaschinen aber auch den Schlüssel für das Verständnis des amerikanischen Turbo-Kapitalismus in seiner oft kontraproduktiven Ausartung: Es geht nicht um den Besitz des Geldes, es geht um seinen Erwerb als eine Art Sport.

Dieser [der Yankee-Geist] war nicht sowol geldsüchtig, als erwerbssüchtig. Der Dollar, der Stein der Weisen, die Wahrheit des Yankeelebens, wie überhaupt der Zeit, war ihm [...] so über Alles werth, ‚nicht des besitzens, sondern als erstrebungswürdig‘, nicht als Facit, sondern als Aufgabe.<sup>24</sup>

Der Leser von Solgers Roman sieht Zeitungsjungen zu Millionären aufsteigen und Millionäre zu Bankrotteuren werden – alle vereint aber dieselbe „Yankee-Gesinnung“ des Immer-Wieder-Aufstehens. Wohlstand ist keine Konstante, er muss täglich neu verteidigt werden; Armut ist keine Schande, sie ist bloß transitorischer Zustand auf dem Weg der materiellen Besserung. Knicke in Lebensläufen sind Normalität: Das Leben des Amerikaners ist ein wahres Wechselbad der monetären Aggregatzustände von klamm zu flüssig bis hin zu überbrodelnd und dann wieder zu klamm. Reinhold Solger skizziert einige dieser amerikanischen Karrieren und den Werdegang erfolgreicher Geschäftsleute, etwa wenn bei einem gesellschaftlichen Anlass ein klapperdürerer Mensch mit Straßenbubengesicht wie folgt taxiert wird:

Fünfmahlhunderttausend Thaler werth. Fing damit an, seinen Nachbarn die Katzen wegzufangen und die Felle zu verkaufen. Wurde ein großer Kürschner, um den großen deutschen Kürschnergesellen hier zu zeigen, daß die Yan-

---

<sup>24</sup> RS, S. 91.

kees einem Pelzthier ebenso gut das Fell über die Ohren ziehen können wie jedem anderen.“<sup>25</sup>

Auf welche Weise der Reichtum entstanden ist, spielt keine Rolle und taugt allenfalls für Anekdoten, wie der Werdegang eines anderen Händlers zeigt: „O, der ist berühmt. Der hat seine Million unter den Indianern gemacht. Unter anderem verkaufte er ihnen einmal das Stück Nähadeln zu einem Dollar, weil der Nähadelmacher gestorben sei und es demnächst keine mehr geben würde.“<sup>26</sup> Ein Dritter wiederum wird vom Kloakenfeger zum Millionär, indem er einen städtischen Auftrag annimmt und die Ausführung aus seinen Mitarbeitern herausschindet, „die er aufs Niedrigste herunterschraubte“<sup>27</sup>.

Es wäre aber zu einseitig, das amerikanische Ökonomiesystem nur auf Betrug, Ausbeutung und Skrupellosigkeit basieren zu lassen. Reinhold Solger erkennt durchaus an, dass die amerikanische Mentalität auf der anderen Seite auch zu einer monetären Freigiebigkeit in der Lage ist, die den Europäern fremd ist: So ist der Charity-Gedanke in der amerikanischen Sphäre eine Selbstverständlichkeit, etwa in Form von Subskriptionen als Form der Unterstützung gemeinnütziger Aktivitäten, währenddessen im europäischen Kontext die Spende eher eine erbettelte und damit pejorativ aufgeladene Zuwendung an Arme ist. So lehnt ein deutscher Kaufmann das Bitten eines amerikanischen Priesters ab, für eine Vortragsreihe Antonios Geld zu spenden: „Der Geistliche forderte Herrn Haffner auf, doch auch die deutschen Kaufleute zur Theilnahme zu bewegen; dieser aber versicherte, man würde die Subscription für eine Bettelei ansehen und Herr Wohlfahrt dadurch in den Augen seiner Landsleute verlieren.“<sup>28</sup> Antonio schaltet sich erklärend ein:

‘Bei uns’, sagte er, ‚sind alle Erziehungsanstalten, wie überhaupt alle gemeinnützigen Unternehmungen, in den Händen der Regierung. [...] daher fühlen sich unsere Landsleute hier nach heimathlicher Gewohnheit nicht eben berufen, selbst Hand anzulegen, und wenn sie subscribieren sollen, so fragen sie immer nur: Ist’s eine Ueberschwemmung, oder eine Bettelei? Bei Ihnen dagegen, wo der Staat nur das Nothwendigste thut, ruht die Hauptlast der öffentlichen Bildung und des öffentlichen Wohlbefindens auf den Schultern von Privatleuten und der Anregung durch die Geistlichkeit, deren Amt es ist, in der Geschäftswelt das ideale Bedürfniß wach zu erhalten.“<sup>29</sup>

Auch im Hinblick auf die Geschäftsmoral deutscher und amerikanischer Kaufleute fällt das Urteil relativierend aus und bringt den Amerikaner nicht gänzlich in Misskredit:

Die Wahrheit an der Sache ist, daß zwar die schmutzigsten, sinnlichsten, mit einem Worte spießbürgerlich niederträchtigsten Dreckseelen in Amerika unter

---

<sup>25</sup> RS, S. 39.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> RS, S. 40.

<sup>28</sup> RS, S. 75.

<sup>29</sup> RS, S. 76.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

den deutschen Kauflenten zu finden sind, aber die strebsamsten, freisinnigsten, hochherzigsten ebenfalls. Wenn es Gemeinheit gibt, so ist der Yankee mehr Schuft und der Deutsche mehr Schubiak; wenn die andere Seite gilt, so ist der Yankee mehr ‚gentleman‘, und der Deutsche mehr ‚nobleman‘; der Yankee mehr anständiger Mann, der Deutsche mehr edler Mensch.<sup>30</sup>

Zwei Orte für Finanztransaktionen sind jedoch ganz charakteristisch für das amerikanische Ökonomiesystem, nämlich die Börse und die Spielbank. Auch Antonio verirrt sich in eine solche und gerät in einen Spielrausch, vor dem selbst der gelehrte Kulturmensch nicht gefeit ist:

Antonio dagegen setzte jetzt mit Augustus um die Wette, verwegener und verwegener. Der Spielerrausch fing an, sich seiner zu bemächtigen. Er saß mit erhitzten Wangen und glühenden Augen, ohne mehr zu wissen, was um ihn vorging. Wie vorauszusehen war, wendete sich das Glück im rechten Augenblick für den Bankier. Mit dem wachsenden Verlust wuchs die Aufregung. In zwei weitem Sätzen war sein ganzer Gewinnst, der sich schon einmal auf nahe an zweitausend Dollars belaufen hatte, verspielt.<sup>31</sup>

Einmal in Rage geraten, beschließt Antonio den falschen französischen Grafen zu entlarven und provoziert ihn verbal, worauf dieser ihn anschießt und einen Tumult im Casino verursacht – die Schuld liegt aber im Urteil der Allgemeinheit durchaus bei Antonio und dessen plumpen Beharren auf der irrelevanten Wahrheit; Antonio hat ein unausgesprochenes gesellschaftliches Gesetz verletzt: „Es war gegen den gesellschaftlichen Anstand in diesem Cirkel, Einen an einen seiner früheren Namen oder überwundene Lebensverhältnisse zu erinnern.“<sup>32</sup>

Sehr aufschlussreich sind auch die Schilderungen des Börsengeschehens, denn es wird dargelegt, wie der Millionär Dawson mit dem ehemaligen Straßenjungen Paddy O’Shea als Strohhalm paktiert, um Papiere der *Ohio Life and Trust* auf einen nicht liquiden Markt zu werfen, um somit den Kurs künstlich nach unten zu treiben, die Papiere anschließend billig wieder einzukaufen und dann zum Verfallstag teurer weiterzuverkaufen:

’Also wie viel herunterbieten?’

„Immer von 2 bis 6 Procent unter dem gegenwärtigen Marktpreise, je nach Umständen [...]. Also z.B. Scraper [der Geschädigte] offerirt *Ohio Life and Trust* in zehn Tagen zu 98 Procent zu liefern; zwei Tage denselben Stock zu 96, zwei Tage später denselben zu 94 usw.’

‚Ah, ich verstehe!’ rief der Junge ganz begeistert. Vor der Verfallszeit haben wir ihn auf 90 heruntergebracht, kaufen ihn für 90, und erhalten dafür unserm Contract gemäß 98. Das macht einen Profit von netto 8000 Dollars auf 100,000 Dollars.’

---

<sup>30</sup> RS, S. 238f.

<sup>31</sup> RS, S. 57.

<sup>32</sup> RS, S. 58.

Diese Praxis des künstlichen Drückens von Aktienkursen durch Leerverkäufe mit dem Ziel des späteren billigeren Einkaufs mit anschließendem Weiterverkauf zu vorher festgesetzten, höheren Konditionen mittels eines Terminkontrakts nennt man im Börsenjargon „Shorten“ – eine Praxis, die bis heute üblich ist und die man maßgeblich mit für die rezenteren Börsen Krisen mit verantwortlich macht. Erst im Juni 2010 hat die deutsche Bundesregierung ein Gesetz erlassen, das eine besonders riskante Form des Shortens, den ungedeckten Leerverkauf, verbietet.<sup>33</sup> Erkennbar wird daran, wie rezent die Problemfelder und Wirkungsmechanismen der internationalen Kapitalmärkte seit Solgers Tagen bis heute geblieben sind. Schon damals ist der Handel globalisiert, die Geschäftskontakte, Waren- und Finanzströme sind transatlantisch, wobei leider allzu oft die europäischen Gläubiger das Nachsehen haben und die nicht bezahlte Ware in den Weiten des Westens auf unerklärliche Weise verschwindet. Nur wer wirklich die Klaviatur des internationalen Handels beherrscht und seine Vorteile mit radikaler Rücksichtslosigkeit verfolgt, kann sich langfristig auf diesem Feld behaupten. Zu seinem Unglück gehört Solgers Protagonist Antonio nicht zu der Spezies der skrupellosen, gewieften Gewinner, denn seine Geschäfte entwickeln sich fatal, und schließlich verkaufen seine Geschäftspartner das gemeinsame Geschäft ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung: „Sein Name wurde daher während der Sitzung auch kaum anders, als mit der Sauce serviert: ‚Sie wissen ja, er ist kein Geschäftsmann.‘“<sup>34</sup> Nachdem sein Vermögen verloren ist und er nur mit Druck noch durchsetzen können, dass zumindest seine Gläubiger befriedigt werden, wird lapidar resümiert: „Für Herrn Wohlfahrt aber hatte Niemand gesorgt, da er es nicht verstanden, für sich selbst zu sorgen. Was lag ihm näher, als auf den zuerst angetretenen Beruf des Vorlesers oder lecturer's zurückzukommen [...]“<sup>35</sup>

Antonio hat jedoch den zweifelhaften Trost des Gelehrten, dass auch in der begüterten Familie Dawson die geschäftliche Fortune sich auf die ältere Generation zu beschränken scheint – darin liegt die ironische Tragik dieses merkantil prototypischen Charakters, dass der mit allen Wassern gewaschene Geschäftsstrategie Dawson mit ansehen muss, wie sein ungebildeter, unfähiger Sohn sich als Spieler und Weiberheld ruiniert und somit absehbar ist, wie wenig nachhaltigen Bestand das ergaunerte Vermögen haben wird. Der kalte Verstandesmensch mit seinen „Fischaugen“<sup>36</sup> scheitert bei der Erziehung des missratenen Sohnes:

Das innere Leben des jungen Mannes war ihm eine terra incognita, nach deren Erforschung er niemals die geringste Neigung verspürt hatte, bis zu dem

---

<sup>33</sup> Vgl. Pressemitteilung 27/2010 vom 2.6.2010: Kabinett beschließt Gesetzentwurf zum weitgehenden Verbot ungedeckter Leerverkäufe. Hg. v. Bundesministerium der Finanzen. (<http://www.bundesfinanzministerium.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/Finanzpolitik/2010/06/20100602.html>; aufgerufen am 13.02.2011.)

<sup>34</sup> RS, S. 131.

<sup>35</sup> RS, S. 135.

<sup>36</sup> RS, S. 142.



„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

Augenblick, wo die Entdeckung gefälschter Unterschriften den Vater zu einer vertraulichen Mittheilung an seinen Sohn nöthigte.<sup>37</sup>

Über den Werdegang des Reichtums im Wandel der Generationen heißt es außerdem:

Aber die Amerikaner leben schnell. Schon die Parvenu-Generation selbst nimmt oft erstaunlich rasch die aristokratischen Manieren an; in der zweiten Generation sind sie vollendet; mit der dritten stellt sich schon nicht selten der manierirte Halbblödsinn einer verfallenen Noblesse ein.<sup>38</sup>

Hierin zeigt sich im ironischen Gewand eine profunde Gesellschaftskritik, denn der ausgewanderte Deutsche kann feststellen, dass er zwar das europäische Feudalwesen mit seinem degenerierten Erbadel hinter sich gelassen hat, aber dafür in die Sphäre eines modernen Geldadels eintritt – die Rede ist konkret von „kaufmännische[n] Fürst[en]“<sup>39</sup> und auch von „Handelsbarone[n]“<sup>40</sup>, denen zusätzlich zu einer fragwürdigen moralischen Integrität auch noch Manieren und Bildung fehlen. Der Phänotyp des Dandys ist das letzte Versatzstück des Aristokratischen in der Neuen Welt: „Sein Gang bekundete dasselbe patzige Selbstvertrauen wie seine Toilette, und verrieth den Edelmann des Jahrhunderts: den Herrn von der Elle.“<sup>41</sup>

Auffallend ist trotz der frühzeitig einsetzenden Dekadenz und der Schnelllebigkeit des ökonomischen Erfolgs eine gewisse Fundierung der geschilderten amerikanischen Wirtschaftsgesellschaft in einem christlich-calvinistischen Normengerüst, was mitunter den mit krimineller Energie und Chuzpe betriebenen Geschäftspraktiken antagonistisch entgegengesetzt zu sein scheint und selbst dem überführten Wirtschaftskriminellen noch einen fast priesterlichen Habitus verleiht. So betritt der Betrüger Dawson das Geschäft seines Geprellten weiterhin mit „seiner gewöhnlichen salbungsvollen Freundlichkeit“<sup>42</sup> und wird vom betrogenen Deutschen zur Rede gestellt: „Ihr baut amerikanische Kirchen von dem Gelde, daß Ihr uns deutschen Importern aus der Tasche stiehlt, [...] und nachher schimpfen uns noch zum Dank Eure Pfaffen deutsche Sensualisten, Egoisten, Atheisten!“<sup>43</sup>

Es zeigt sich hier, wie das latente wechselseitige Misstrauen zwischen Deutschen und Amerikanern nur vordergründig auf ökonomischen Schauplätzen zum Konflikt eskaliert und wie sich dahinter eine profunde Differenz der religiösen und ethischen Normenfundamente als separierendes Moment bemerkbar macht. In dem Prozess gegen Antonio überzeugt der Ankläger die Jury bei aller Windigkeit der Indizien und der Lächerlichkeit von taubstummen Kronzeugen vor allem mit dem

---

<sup>37</sup> RS, S. 139.

<sup>38</sup> RS, S. 39.

<sup>39</sup> RS, S. 135.

<sup>40</sup> RS, S. 237.

<sup>41</sup> RS, S. 171.

<sup>42</sup> RS, S. 80.

<sup>43</sup> RS, S. 82.

Verdacht, dass der Angeklagte keine Religion besitze und daher moralisch verwerfliche Taten durchaus von ihm zu erwarten seien. Es heißt in der Anklagerede:

Das preußische Erziehungssystem sei eine Pflanzschule des Despotismus, welche nichts hervorbringe als servile Beamten, unpractische Träumer und infame Atheisten. Und was ein solcher Pfuhl geistiger Verschrobenheit als Abschaum auswerfe, das komme hierher nach Amerika. Der Angeklagte sei, wie alle jungen Leute in Preußen, in der Praxis auferzogen, die Religion zu verspotten und der Unschuld nachzustellen.<sup>44</sup>

In der Begründung des richterlichen Urteilsspruchs verlautet es dann auch wie folgt:

Es handle sich darum, ein warnendes Beispiel aufzustellen und eine empathische Erklärung abzugeben, daß das amerikanische Volk den deutschen Atheismus mit allen seinen unausbleiblichen Consequenzen von Sittenlosigkeit, Verführung und Mord verabscheue, und daß die amerikanischen Gesetze noch Gesundheit und Kraft genug besäßen, das fremde Gift auszustoßen.<sup>45</sup>

Solger lässt seinen Protagonisten Antonio fast zum Opfer eines lächerlichen Gerichtsprozesses werden, der das amerikanische Rechtswesen nicht nur wie einen bösen Schildbürgerstreich aussehen lässt und die Illusion der unvoreingenommenen Rechtsstaatlichkeit demontiert, sondern auch exemplarisch ist für die Spannungen zwischen Deutschen und Amerikanern. Ohne Beweise, ohne glaubwürdige Zeugen – die einzigen Belastungszeugen sind ein Spieler und ein taubstummeh Paar – ohne Geständnis zum Tode durch den Strang verurteilt, gerät es Antonio zum Verhängnis, dass er erstens nicht in das amerikanische System enthusiastischer Religionsausübung integriert ist und zweitens nicht von einem amerikanischen Anwalt, sondern von einem deutschen Advokaten vertreten wird, was die aus einfachen Leuten bestehende Jury misstrauisch und feindselig gestimmt werden lässt.

Wenn das Rechtswesen aber die christlichen Wertfundamente der amerikanischen Gesellschaft widerspiegelt, wie ist nun die Koinzidenz von hohem, religiös-moralischem Impetus und skrupellos-krimineller Geschäftsverfolgung zu erklären? Peter Sloterdijk schreibt dazu in *Der Weltinnenraum des Kapitals* unter dem Stichwort von Religion, Auserwählung und Recht:

Die oft glossierte, für Europäer rätselhafte Religiosität der US-Amerikaner impliziert sehr häufig den massiv vorchristlichen, von Calvin mit hoher krimineller Energie reformulierten Gedanken, daß Gott mit den Siegern sei, gleichgültig, was die neutestamentlichen Blockflöten von der Vorliebe des Allmächtigen für die Schwachen singen und sagen.<sup>46</sup>

Neben der Denkfigur der Auserwähltheit für das Paradies, die sich schon zu Lebzeiten anhand wirtschaftlichen Erfolgs absehen lasse und das Movens calvinisti-

---

<sup>44</sup> RS, S. 253.

<sup>45</sup> RS, S. 258.

<sup>46</sup> Sloterdijk (Anm. 12), S. 366f.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

scher Arbeitsethik bildet, kommt jedoch noch ein weiteres mentalistisches Element hinzu, das sich aus der historischen Ausnahmesituation Amerikas als neu aufstrebende Nation erklären lässt. Peter Sloterdijk schreibt in seiner Amerikanologie über die Landnahme des sogenannten Wilden Westens:

Die Expansionsakteure, im amerikanischen Westen wie auf dem restlichen Globus, salvieren sich bei ihrem zugreifenden Tun durch eine implizite Theorie der moralischen Lücke: Es scheint Zeiten zu geben, in denen das Handeln schneller sein muß als die Gesetzgebung [...]. Mit diesem Argument beantragen sie für sich den Freispruch wegen außerordentlicher Umstände. Was in regulären Zeiten Plünderer wären, sind in der historischen Lücke Pioniere. Wer in verrechtlichten, gehemnten, posthistorischen Jahren als Verbrecher angeklagt werden müßte, gilt in der Turbulenz der geschehenden Geschichte als Abenteurer, Held und Missionar der Zivilisation.

Die historische Sondersituation Amerikas als dynamische Expansionsmacht im Kontrast zu den „Lethargokratien“<sup>47</sup> der Alten Welt erlaubt eine Inversion aller Begriffe von Heroismus; sie bewirkt eine Relativierung der ansonsten für verbindlich geltenden moralischen Normen und sie kann darauf vertrauen, selbst in den Augen der Nachwelt mit Nachsicht beurteilt zu werden:

Das Dossier der Neuzeit liegt uns als eine riesige Anklageschrift gegen imperiale Unkorrektheiten, Übergriffe und Verbrechen vor, und der einzige Trost, den sein Studium vermittelt, ist der Gedanke, daß diese Taten und Untaten unwiederholbar geworden sind. Vielleicht ist die terrestrische Globalisierung, wie die Weltgeschichte überhaupt, das Verbrechen, das nur einmal begehbar ist.<sup>48</sup>

Zu diesem Gefühl der Auserwähltheit gehört es auch, negative Stimmungen bereits im Keim zu ersticken, da es laut Sloterdijk „keinem Bürger der Vereinigten Staaten zugemutet werden darf, einen inneren oder äußeren Grund für Depressionen bestehen zu lassen“<sup>49</sup>. Dies führt zu einem „Habitus der erzwungenen kollektiven emotionalen Bilanzfälschung, weil niemand bei der Saldierung von Hoch und Tief ins Minus geraten will“<sup>50</sup>, und es macht Amerika zum „Land des real existierenden Eskapismus“<sup>51</sup>. Nicht von ungefähr zeichnet Reinhold Solger den Prototypen des amerikanischen Typus in der Verkörperung eines idealistischen Predigers:

Ein solcher geistreicher Phrasenmacher vor dem Publicum, Prediger, Vorleser und Mitarbeiter an Monatsschriften war der Reverend John Lovejoy, trotz seiner weißen Haare und seiner 65 Jahre ein frischäugiger, rothwangiger Herr, der eigentlich nicht viel vom Reverend an sich hatte, denn wie die Amerikaner den Nachtheil haben, niemals Kinder zu sein, so haben sie daneben den Vortheil, niemals Greise zu werden. Die Gesichter der Kinder sehen aus, als wä-

---

<sup>47</sup> Ebd., S. 365.

<sup>48</sup> Ebd., S. 191f.

<sup>49</sup> Ebd., S. 368.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Ebd.

ren sie alt gekauft, und die Gesichter der Alten, als seien sie erst soeben renoviert.<sup>52</sup>

Auch auf die Jugend scheint diese paradoxe Gleichzeitigkeit von Reife und Unreife, von Alter und Jugendlichkeit zuzutreffen: „Die Amerikanerinnen kommen fertiger auf die Welt, als andere Menschenkinder, und sind früher selbstbewußt.“<sup>53</sup> Der Deutsche Antonio, von der amerikanischen Gesellschaft als „distinguirter Preuße“ misstrauisch beäugt, gehört nicht zu den Auserwählten, gehört nicht zu den Gewinnern des großen göttlichen Experiments. Für ihn erfüllt sich der amerikanische Traum nicht und so hadert er mit seinem Schicksal und vermutet hinter dem „Tumel der Welt“<sup>54</sup> statt eines meritokratisch-calvinistischen Gottesbildes eine infantile, leviathanische Macht des Bösen:

Wie wir doch so Nichts sind [...] als ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums. Mit der naiven Grausamkeit spielender Kinder greift es unter die wimmelnden, zappelnden, durcheinander und übereinander kriechenden Käferchen in seiner Schachtel hinein, schmiert dem einen die Honigtröpfchen ums Mäulchen, läßt das andere an einem Faden schwirren, und dem dritten reißt es mit lachender Bedächtigkeit ein Bein, einen Flügel nach dem andern aus oder steckt es lebendig an eine glühende Nadel auf.<sup>55</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Solger in seiner *Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben* nicht nur ein fikionalisiertes Panoptikum von Auswandererschicksalen bietet in ihrem Streben und Scheitern rund um die Figur seines parzifalesken Anti-Helden. Er liefert gleichsam eine fundamentale Kritik amerikanischer Sozial-, Rechts- und Wirtschaftsordnung in Zeiten eines ungebremsen und rücksichtslosen Kapitalismus, was dem lange verschollenen Roman eine ungeahnte Aktualität verleiht. Die Vielzahl der tangierten Diskurse sowie ein gewisses humorreskes Element bedingen sowohl die Kurzweiligkeit der Lektüre als auch die bewusst in Kauf genommene Nähe zum Trivialen, hinter der sich eine subtile Satire auf die zeitgenössische Literaturlandschaft in Deutschland verbirgt. Der Autor lässt seinen Protagonisten Antonio als Wanderer zwischen den Welten letztlich in beiden Hemisphären scheitern – vordergründig ökonomisch und in Bezug auf seine Karriere, letztendlich aber auch ideell, denn nachdem der Westen als Projektionsfläche des vermeintlich besseren Lebens durch die gemachten Erfahrungen entzaubert und gleichsam „verbraucht“ ist und von einer Rückkehr auf den alten Kontinent ohnehin keine wirkliche Perspektive auszugehen scheint, bleibt nur der diffuse Plan einer Asienreise, mit dem der Status der ruhelosen Wanderschaft vollends zum Zwang wird und in dem mehr Eskapismus statt wahrer Veränderungswille zum

---

<sup>52</sup> RS, S. 77.

<sup>53</sup> RS, S. 66.

<sup>54</sup> RS, S. 139.

<sup>55</sup> RS, S. 129.

„... ein elendes Spielzeug in den Händen eines kindischen Fatums.“

Ausdruck kommt, weswegen Jeffrey Sammons in Solgers Protagonisten zu Recht eher einen Exilanten als einen Emigranten sieht.<sup>56</sup>

Die Anerkennung ökonomischen Zwangs als basales Grundprinzip menschlichen Handelns und die Erfahrung des Unrechts im Kontext des religiös-normativ aufgeladenen Anspruchs der umfassenden Gerechtigkeit und Gleichheit, die Erfahrung der Nutzlosigkeit von Bildung und der Unverbesserlichkeit menschlicher Charaktermängel nehmen Solgers Figur jegliche Hoffnung auf eine bessere Welt, die die Neue Welt einstmals zu sein versprach. Fast erstaunlich ist es, dass trotz dieser vielschichtigen Einsichten in gesellschaftliche, ökonomische, juristische und geistesgeschichtliche Missstände der Zeit jedoch keinerlei Gegenentwurf zur bestehenden Ordnung der Verhältnisse geleistet wird. Dies ist freilich ein etwas weitreichender Anspruch, allerdings fällt Solgers literarisches Schaffen aber gerade in die Zeit, in der die vermeintliche Alternative zur kapitalistischen Lebenswelt schlechthin konzipiert wurde: Das *Kommunistische Manifest* von Karl Marx und Friedrich Engels war bereits 1848 erschienen und sorgte zumindest in Europa unter Solgers Zeitgenossen für ein Infragestellen der herrschenden Verhältnisse, an dessen Ende nicht nur die Veränderung der ökonomischen Strukturen, sondern auch die Schaffung eines „besseren“ Menschen hatte stehen sollen. Dass die kommunistische Gesellschafts-utopie samt ihren vulgären Ausläufern zum Erscheinungszeitpunkt von Solgers Roman das aktuelle politische Geschehen zumindest in Deutschland nachhaltig prägt, zeigt beispielsweise die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins durch Ferdinand Lassalle im Jahr 1863. Von diesem gesellschaftspolitischen Zündstoff, mit dem sich der alte Kontinent als noch lange nicht so verkrustet erweist wie es im Vergleich zur äußeren Dynamik (aber geistig-ideellen Schlichtheit) Amerikas den Anschein hat, findet sich allerdings in Solgers Roman nichts, denn erstens sind die Probleme des unterdrückten Proletarierstandes nicht die des Bürgersohns und zweitens hat der Autor trotz seiner politischen Aktivität nicht den Anspruch, die bestehenden Verhältnisse in Amerika wirklich radikal zu verändern – vielmehr lässt er seinen Aktanten in seiner gelehrten Umständlichkeit daran scheitern, amerikanische Wirtschaftsmechanismen zu durchschauen und für sich erfolgreich zu adaptieren. Die geäußerte Kritik am herrschenden Ökonomie- und Rechtssystem ist letztlich das Hadern mit dem Missgeschick, dass die Verheißung von Glück und Reichtum sich für ihn persönlich nicht erfüllt – während das System an sich durchaus soziale Transpermeabilität aufweist; in fulminanter Weise nach oben, aber eben auch (und das ist die Bitterkeit der Erfahrung) nach unten. Die Schuld daran trägt jedoch nicht nur der Kontext, sondern immer auch der Einzelne selbst: Wenn Solgers Aktant scheitert, so ist es auch die Geschichte einer gescheiterten Assimilation, denn er bleibt trotz seiner Weltgewandtheit jederzeit erkennbar Deutscher (schlimmer noch: Preuße) und verkennt damit, dass die zentrale Kompetenz

---

<sup>56</sup> Vgl. Jeffrey Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May and Other German Novelists of America*. Chapel Hill und London: The University of North Carolina Press 1998, S. 219-225, hier S. 225.

der anbrechenden Moderne nicht die bloße physische Mobilität in einer auswechselbaren Umgebung ist, sondern die nicht aus Büchern zu erlernende Fähigkeit zur Veränderlichkeit des Selbst und die Anpassung an sich wandelnde Kontexte sowohl in der Heimat als auch in der Fremde (und besonders dort). Die Hinnahme der bestehenden Verhältnisse ohne die Utopie ihrer Alterierbarkeit ist insofern nicht nur das Zeichen eines illusionslosen Realismus und der Realitätskritik, sondern gleichsam auch das Eingeständnis persönlicher Statik und damit Selbstkritik: „Solgers resignativer Ausblick ist daher im gleichen Moment die Anerkennung der gegebenen Verhältnisse, aber ebenso die Konfrontation mit und Kritik an dieser Realität.“<sup>57</sup>

---

<sup>57</sup> Koch: *Realismusdefinitionen* (Anm. 1), S. 168f.

# Migration und Liebesheirat:

## Erzählte Transkulturalität bei Lewald, Anneke und Hirsch

### 1. Transkulturalität erzählen

Die neueren Ansätze der Transkulturalitätsforschung betonen den prozessualen Charakter von kultureller Identität, die nicht von der Nationalität abhängig sei und sich sowohl durch innere Komplexität als auch äußere Vernetzung auszeichne: „Binnenkulturelle Lebensformen enden nicht an den Grenzen der Nationalstaaten; sie überschreiten diese, sind hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander“.<sup>1</sup> Wie Wolfgang Welsch immer wieder betonte, sind kulturelle und nationale Identität nicht per se miteinander verknüpft, sondern beide als konstruierte – insbesondere aber als hochgradig homogen konstruierte – Kategorien einzuschätzen.<sup>2</sup> Der homogenen Entsprechung beider Größen, nach der die Staatsangehörigkeit mit der kulturellen Identität korrelieren müsse, komme imaginärer und fiktiver Status zu. Dies trifft auch auf literarische Texte zu, die in den Erzählungen einer bestehenden oder avisierten Gemeinschaft tradiert werden.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht liegt es deshalb nahe, diesen kollektiven Erzählungen des Transnationalen und Transkulturellen nachzugehen und sie in ihrer fiktionalen und insbesondere narrativen Qualität zu beschreiben. Wie Hitchcock in seiner Studie „Imaginary States“ dargelegt hat, können die Cultural Studies weder

---

<sup>1</sup> Vgl. *Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven, Kultur und soziale Praxis*. Hg. v. Wolfgang Gippert, Petra Götte und Elke Kleinau. Bielefeld: Transcript 2008, S. 11.

<sup>2</sup> „Of course, a cultural identity of this type is not to be equated with national identity. The distinction between cultural and national identity is of elementary importance. It belongs among the mustiest assumptions that an individual's cultural formation must be determined by his nationality or national status. The insinuation that someone who possesses an Indian or a German passport must also culturally unequivocally be an Indian or a German and that, if this isn't the case, he's some guy without a fatherland, or a traitor to his fatherland, is as foolish as it is dangerous. The detachment of civic from personal or cultural identity is to be insisted upon – all the more so in states, such as ours, in which freedom in cultural formation belongs among one's basic rights.” (Wolfgang Welsch: *Transculturality - The Puzzling Form of Cultures Today*. In: *Spaces of Culture. City, Nation, World*. Hg. v. Mike Featherstone and Scott Lash. London: Sage 1999, S. 194–213)

von einem transnationalen Ansatz ausgehen noch die Herausforderungen einer globalisierten Kultur ignorieren.<sup>3</sup> Das angespannte Verhältnis zwischen ökonomischen und ästhetischen Bedürfnissen schreibt sich ein in den „state“, einen existenziellen Status oder nationalen Staat. Deshalb gilt es, beide Konzepte auf ihre performative und fiktionale Prozessualität und Vernetzung hin zu befragen. Angesichts der ostentativen Zusammenhänge zwischen nationaler und kultureller Identität rücken vor allem auch die auf Differenz abgestellten Kategorien wie gender, race, class erneut in den Blick. Gerade weil die Konstruktion der Nation als politischer Kollektiventwurf die Frau als Repräsentantin des Kollektiven (des nicht Singulären und Individuellen) in den Dienst nimmt, geraten mit der Infragestellung der einen oder anderen Kategorie auch traditionelle Machtverhältnisse in die Krise:

Die historische Genderforschung hat gezeigt, dass die Konzeptualisierungen von Nation und Gender eine strukturelle Übereinstimmung aufweisen. Die Übereinstimmung liegt v. a. darin, dass beide Konzepte, Nation und Geschlechterordnung, im Modernisierungsprozess zu integrativen Leitbegriffen gemacht wurden, die in der ausdifferenzierten modernen Gesellschaft eine zugehörigkeits- und identitätsstiftende Funktion erfüllen sollten.<sup>4</sup>

Ein unlängst erschienener Sammelband zum Thema *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* fragt explizit nach den Modulierungen der transatlantischen Beziehungen. Während es den Herausgebern aufgefallen ist, dass die Literatur des Realismus und vor allem die kanonischen Autoren der zweiten Jahrhunderthälfte noch kaum im Hinblick auf gegenseitige Bespiegelungen der deutsch-amerikanischen Kulturen untersucht wurden, unterläuft ihnen unwillkürlich – nämlich durch die Fokussierung auf den Kanon – der Ausschluss der Autorinnen dieser Jahrhunderthälfte.<sup>5</sup> Literatur von Frauen scheint in diesen kanonischen Kontexten (immer noch oder schon wieder) nicht relevant zu sein, zumal als Kontrastfolie für diesen Ansatz der populäre Abenteuerroman eines Karl May oder Balduin Möllhausen dient. Die einzige, umso gewichtigere Ausnahme bildet in diesem Sammelband der Beitrag von Lynne Tatlock über Eugenie Marlitts Roman *Im Schillingshof* (*Gartenlaube* 1879). Tatlock geht davon aus, dass die Einbettung amerikanischer Figuren in einen bürgerlichen Liebesroman – genauer: einer „Baumwollprinzessin“ mit ihren treuen ehemaligen Sklaven, die in einem transatlantischen Familienkonflikt vermittelnd agiert und schließlich in eine Thüringer Familie einheiratet – weniger ein ech-

<sup>3</sup> Peter Hitchcock: *Imaginary States. Studies in Cultural Transnationalism*. Urbana, III.: University of Illinois Press 2003, S. 185.

<sup>4</sup> Michiko Mae: *Auf dem Weg zu einer transkulturellen Genderforschung*. In: *Transkulturelle Genderforschung. Ein Studienbuch zum Verhältnis von Kultur und Geschlecht*. Hg. v. Michiko Mae und Britta Saal. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2007, S. 9, 37-52, 43.

<sup>5</sup> *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung*. Hg. v. Christof Hamann, Ute Gerhard und Walter Grünzweig. Bielefeld: Transcript 2009. Auch eine einschlägige Monographie erwähnt kaum Autorinnen des 19. Jahrhunderts (Lewald nur mit *Diogena* am Rande, Anneke und Hirsch überhaupt nicht); vgl. Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur*. Tübingen: Niemeyer 1988.



tes Interesse an den inner-amerikanischen Fragen der Sezession und Sklaverei vermittelt, als vielmehr zur Konstitution der eigenen deutschen Nationalität beitragen soll.<sup>6</sup> Dieser These ist vollkommen beizupflichten. Zu ergänzen bleibt der Hinweis, dass zahlreiche deutschsprachige Erzähltexte des 19. Jahrhunderts jenes Verfahren anwenden, über die drastische Abgrenzung vom Fremden das Eigene erst hervorzubringen und aufzuwerten. Zudem lassen sich einige Texte deutschsprachiger Autorinnen anführen, die das Verfahren bereits lange vor Eugenie Marlitt nutzten, so zum Beispiel Sophie von La Roche mit den *Erscheinungen am See Oneida* (1798) oder Henriette Frölich mit *Virginia oder Die Kolonie von Kentucky* (1820). Beide Briefromane stellen allerdings französisch-amerikanische Konstellationen vor und verhandeln primär europäischen Feudalismus vs. amerikanische Demokratie. Für die deutsch-amerikanische Transkulturalität sind ab Mitte des Jahrhunderts Texte von Fanny Lewald und Mathilde Franziska Anneke zu nennen. Noch später wird auch Jenny Hirsch im Bezugsrahmen des bürgerlichen Liebes- und Ehediskurses Gattung, Nation und kulturelle Identität diskutieren, um damit ein neues, besseres ‚Deutschsein‘ zu entwerfen. Meine These lautet deshalb, dass die genannten Autorinnen die Möglichkeit transatlantischer Erzählprojekte nutzten, um das Verhältnis von nationaler zu kultureller Identität zu hinterfragen. Zugleich jedoch sind mit diesen Fragen bescheidene Neuformulierungen der Geschlechterhierarchie und des sozialen Gefälles verknüpft.

### 2. Drei Narrationen von „Amerika“

Aus dem Bereich der deutsch-amerikanischen Erzählliteratur habe ich drei Texte von drei Autorinnen herausgegriffen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen sind. Es wird nicht darum gehen können, eine gerade Linie zwischen diesen Beispielen für die Erzählung transkultureller und transnationaler Differenzen zu ziehen. Und es geht schon gar nicht darum, eine Entwicklung zu behaupten, die von einem Text zum anderen führt. Vielmehr handelt es sich um kleine Stichproben zu der Frage, wie Autorinnen, die sich sehr intensiv mit frauenpolitischen Themen wie Gleichberechtigung, Bildung und Sozialwesen beschäftigt haben, die nationalen und kulturellen Differenzen als Erzählungen geformt und zur Diskussion gestellt haben. Es handelt sich um folgende drei Texte: *Auf rother Erde, eine Novelle* von Fanny Lewald (1850), *Umland in Texas* von Mathilde Franziska Anneke (1866) und *Der Amerikaner* von Jenny Hirsch (1894).

Alle drei Erzähltexte sind nach der 1848er-Revolution erschienen, als die Massenauswanderung in die USA bereits eingesetzt hatte und deutsche MigrantInnen von 1861 bis etwa 1890 die Iren als größte Einwanderungsgruppe abgelöst hat-

---

<sup>6</sup> Lynne Tatlock: *Eine amerikanische Baumwollprinzessin in Thüringen. Transnationale Liebe, Familie und die deutsche Nation in E. Marlitts „Im Schillingshof“*. In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 5), S. 105–125.

ten.<sup>7</sup> Die Erzählungen rufen nationalpolitische Ereignisse und Entwicklungen auf, etwa wie die deutsche Nation sich von einem Geflecht der Kleinstaaterei (Lewald) über die Formierung der Preußischen Vorherrschaft (Anneke) in das Wilhelminische Kaiserreich (Hirsch) transformiert hatte. Deshalb lässt sich die erste grobe These aufstellen: Je konfliktuöser und differenzenreicher die regionale Situation sich in den Texten darstellt, desto weniger Konturen erhält dieses imaginäre „Amerika“, das dort entworfen wird.

In Fanny Lewalds Novelle *Auf rother Erde* von 1850 geht es um die Konflikte der Preußen gegen die Westfalen, der Demokraten gegen die konstitutionellen Monarchisten, der Bauern gegen die Industriellen. Das bessere Deutschland liegt in Westfalen, das in den ersten Sätzen der Novelle als ursprünglicher und kraftvoller Ort der „echt deutschen Natur“ vorgestellt wird.<sup>8</sup> Mit den politischen Möglichkeiten der USA kann es jedoch nicht mithalten, wie das Ende der Novelle nahelegt, denn nur dort eröffnet sich ein Lebensraum der Ursprünglichkeit und ruralen Kultur, der zudem demokratischen Kräften der Revolution offensteht. Dass Amerika das gelobte Land ist, das politisches Asyl und die Möglichkeit zum demokratischen Weiterleben bietet, muss als literarischer und publizistischer Topos bewertet werden, wie in der Forschung des Öfteren betont wurde. Die 1830er- und 1848er-Revolutionen als politische „push-Faktoren“ für die Migration sind zahlenmäßig gegenüber den sozioökonomischen Faktoren weitestgehend unerheblich.<sup>9</sup> Der symbolische und utopische Wert einer solchen Migrationsmotivation ist jedoch kaum zu überschätzen. In Lewalds Novelle kommt deshalb „Amerika“ das erlösende Moment zu, das es dem jungen Paar Anton und Marie ermöglicht, ein Leben als Farmer am Mississippi zu beginnen. Gerade diese bäuerliche Existenz wollten ihnen die Väter verwehren, weil eine Bauerntochter aus Westfalen keinen Fabrikantensohn aus Berlin ehelichen könne. Bereits Antons Großvater hatte jedoch moralische Schuld auf sich geladen, als er zugunsten einer besseren finanziellen und sozialen Perspektive die Großtante Maries schmählich verlassen hatte. Anton überlegt, ob er diese familiären Differenzen mit einer Auswanderung nach Amerika überwinden kann.<sup>10</sup> Er entscheidet sich zunächst gegen die Migration, kämpft dann für die Sache des schwierigen Schwiegervaters auf der Seite der Revolutionäre und muss –

---

<sup>7</sup> Vgl. Klaus Bade: *Transnationale Migration, ethnonationale Diskussion und staatliche Migrationspolitik im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: *Migration – Ethnizität – Konflikt. Systemfragen und Fallstudien*. Hg. v. Klaus Bade. Osnabrück: Rasch 1996, S. 403-430, 404.

<sup>8</sup> Fanny Lewald: *Auf rother Erde. Eine Novelle*. Leipzig: J. J. Weber 1850, S. 3. Vgl. dazu auch Todd Kontje: *Women, the Novel, and the German Nation (1771–1871). Domestic Fiction in the Fatherland*. (Cambridge studies in German) Cambridge: Cambridge University Press 2006. Ruth Whittle, Debbie Pinfold: *Voices of Rebellion. Political Writing by Malvina von Meysenbug, Fanny Lewald, Johanna Kinkel, and Louise Aston*. Oxford, Berlin [u.a.]: Lang 2005.

<sup>9</sup> Vgl. Mikoletzky: *Amerika-Auswanderung* (Anm. 5), S. 137.

<sup>10</sup> Lewald: *Auf rother Erde* (Anm. 8), S. 82.

nun jedoch aufgrund dieser politischen Aktivitäten – schließlich doch mit Marie nach Übersee gehen:

Jetzt, während der Erzähler diese letzten Zeilen schreibt, ist Marie schon seit einem Jahre Antons Weib. Sie schafft rüstig auf der Farm am Mississippi, welche ihr Mann gekauft hat, und ist seine Lehrerin in der Landwirtschaft, wie er der ihre in allen anderen Gegenständen.<sup>11</sup>

Als die Novelle 1872 noch einmal im achten Band von Lewalds *Gesammelten Werken* erscheint, weist das Vorwort die Novelle zwar der Tendenzliteratur zu, der wie jeder Dichtung ein „bestimmter, leitender und durchdringender Gedanke inne wohnen müsse“.<sup>12</sup> Dieser Gedanke im Sinn einer hermeneutischen Kernaussage lässt sich jedoch für diese Novelle überhaupt nicht leicht formulieren. Denn die amerikanische Zukunftsoption, wie sie hier erwähnt wird, entbehrt nicht einer gewissen Ironie: Im Jahr 1848 ausgerechnet am Mississippi eine Farm zu bewirtschaften, muss zwar nicht, kann aber heißen, sich mit dem Plantagensystem der Südstaaten und mit der Sklaverei auseinandersetzen zu müssen, sei es opportunistisch und affirmativ oder kritisch und abolitionistisch. Von einer Naturalisierung des jungen Paares als amerikanische Staatsbürger ist nicht Rede. Die amerikanische Nationalität und die konkreten Lebensumstände bleiben in diesem Text konturenlos. Der letzte Satz der Novelle erwähnt die Hoffnungen von Antons Mutter, dass das transatlantische Exil von Sohn und Schwiegertochter mit der „friedliche[n] Lösung des Parteikampfes in Deutschland“ ein Ende haben wird und die beiden in das „Vaterland“ zurückkehren. Letztlich wird also noch einmal die Idee von einem einigen „Vaterland“ und von Deutschland beschworen, „das Halten an der von erwählten Vertretern des deutschen Volks gegebenen Verfassung für das Höchste und Heiligste“,<sup>13</sup> obgleich der Text sich ja gerade mit den kontrastreichen Differenzen zwischen dem ursprünglichen Westfalen und dem dekadenten Berlin auseinandergesetzt hat.

Der „kleine Roman“<sup>14</sup> (im Untertitel auch als „Novelle“ bezeichnet) mit dem Titel *Uhland in Texas* von Mathilde Franziska Anneke aus dem Jahr 1866 thematisiert zweierlei Systemdifferenzen:<sup>15</sup> Zum einen die politischen Unterschiede zwischen deutschen und amerikanischen Verhältnissen und zum anderen die Ereignisse

<sup>11</sup> Ebd., S. 171.

<sup>12</sup> Fanny Lewald: *Gesammelte Werke*. Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidierte Ausgabe. Achter Band: Clementine. Auf rother Erde. Zwei Erzählungen: Berlin: Otto Janke 1872, S. 1 (Vorrede).

<sup>13</sup> Lewald: *Auf rother Erde* (Anm. 8), S. 157.

<sup>14</sup> Zitiert aus Manfred Gebhardt: *Mathilde Franziska Anneke. Madame Soldat und Suffragette. Biografie*. Berlin: Neues Leben 1988, S. 217.

<sup>15</sup> Der Text entstand ab 1863 in der Schweiz, war ursprünglich für einen deutschen Verlag vorgesehen und erschien 1866 in der Sonntagsausgabe der *Illinois Staatszeitung*, 15. April bis 3. Juni 1866; Reprint in Mathilde Franziska Anneke: *Uhland in Texas. Novelle*. In: *Mathilde Franziska Anneke: Die gebrochenen Ketten. Erzählungen, Reportagen und Reden (1861-1873)*. Hg. v. Maria Wagner. Stuttgart: Heinz 1983, S. 49–190.

des Civil War und die großen humanitären Probleme der Sklaverei in den Südstaaten. Die transkulturelle Pointe liegt in der intertextuellen Verknüpfung, indem der kleine Ort Umland nach dem deutschen Dichter benannt und seinem Andenken gewidmet wird.<sup>16</sup> Zwei Freunde, die mit dem Dichter Umland zu Studienzeiten befreundet waren, vereinigen sich zufällig in Texas wieder. Während der aus South Carolina stammende William Gilmore bereits ein erfolgreicher Plantagenbesitzer geworden war, erfüllt sich sein adliger deutscher Studienfreund Carl von Wallenstein Jahre später einen Jugendtraum und wandert nach Texas aus, für das er stets geschwärmt hat. Die beiden Söhne Wallensteins vermählen sich am Ende mit den beiden Töchtern Gilmores. Den Kampf um die Plantagen verlieren die konföderierten Rebellen, die mit dem grausamen Sklavenhalter und ehemaligen Verlobten einer Tochter Gilmores repräsentiert sind. Dieser Trivialroman weist zahllose Unwahrscheinlichkeiten auf, kultiviert einen verspielt-sentimentalen Erzählstil und nimmt vehement Partei für die Abschaffung der Sklaverei.<sup>17</sup> Jedoch verzichtet er dabei weder auf die klischeehafte Überzeichnung der Sklavenfiguren (unterwürfig, furchtsam, komisch, treu, attraktiv)<sup>18</sup> noch auf die apologetischen Topoi des Good old South.<sup>19</sup> Der Text ist voll mit den Versatzstücken des überwiegend positiven Rassismus. Ältere Sklavinnen wie Patience sind komisch und „watschelten“, jüngere wie Flora sind als außerordentlich schön und sinnlich beschrieben. Auch wird der Sklavenjunge mit dem zynischen Vornamen Napoleon als der „kleine schwarze Ko-

---

<sup>16</sup> Der heutige Ort dieses Namens, Umland TX 78640, ist südlich von Austin gelegen (Highway 25 Richtung San Antonio). Die lokale Geschichtsschreibung von Umland setzt die Vergabe des Ortsnamens sehr viel später an. Von 1860 bis 1900 hieß der Ort Live Oak; erst dem Einfluss des deutschen Immigranten Louis Scheh und dessen Umland-Verehrung verdanke der Ort Umland seinen Namen. Anlass für die Umbenennung sei die Einrichtung der ersten Poststation gewesen. Ob und wie die Ortsgeschichte mit Annekes Roman in Verbindung gebracht werden kann, bleibt an anderer Stelle zu klären. Ich danke Uhlands Mayor Daniel Heideman für seine freundliche Unterstützung und hilfreichen Informationen.

<sup>17</sup> Damit setzt sich der Roman immerhin ab von der Tradition der sich mit der Sklaverei identifizierenden Erzählliteratur von Sealsfield und dessen Intertexten; vgl. Wynfrid Kriegleder: *Die amerikanische Sklaverei im deutschsprachigen Roman zwischen 1776 und 1860*. In: *Nordamerikastudien. Historische und literaturwissenschaftliche Forschungen aus österreichischen Universitäten zu den Vereinigten Staaten und Kanada*. Hg. v. Thomas Fröschl, Margarete Grandner, Birgitte Bader-Zaar (=Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 24). Wien 2000, S. 78-89.

<sup>18</sup> Der älteren Einschätzung durch Annekes Biografen, dass ihre rassistischen und zugleich abolitionistisch engagierten Texte dem Projekt uneingeschränkt nützlich gewesen wären, kann ich nicht folgen; vgl. Gebhardt (Anm. 14), S. 206-220.

<sup>19</sup> Die schwarze Mammy heißt in diesem Text „Tante Prudence“, die sich rührend um die Töchter Gilmores kümmert, ihnen Mutterersatz bietet und ihren Besitzer in auffälligen Sprachformen preist (als deutsche Imitation der von Sklaven gesprochenen Substratsprache): „„Gesegnet dafür, guter Massa, wie Ihr seid gut. Aber Honigkind“, sich zu Indianna wendend [der Tochter Gilmores], ‘Honigkind muß sein angezogen, schön – gewißlich – müsse nich vergessen das.““ (Anneke [Anm. 15], S. 88-89) Zur Topik der Südstaatenapologie, die unreflektiert auch im Roman *Im Schillingshof* bei Eugenie Marlitt auftritt, vgl. Tatlock (Anm. 6).

bold“ bezeichnet; eine „ihm sowie überhaupt der Negersklavennatur angeborene Furchtsamkeit konnte er nicht verläugnen unter all seinen bombastischen Prahlereien“. <sup>20</sup> Die Sklaven sind treue Dienerinnen und Diener, die zwar einerseits das abstrakte Gut der Freiheit verlangen, andererseits jedoch ihr Leben für ihren wohlwollenden, gerechten Besitzer opfern. Die besten Sklavenbesitzer, so die Erzählung, sind diejenigen Plantagenbesitzer, die an einer deutschen Universität wie Tübingen studiert haben: „Du bist wohl auch das Muster von einem sogenannten Master, theurer William. Ich wundere mich durchaus nicht, daß Deine Leute ihr größtes Glück darin finden, Dir Freude zu machen.“ <sup>21</sup> Die deutschen Einwanderer sind ohnehin die besseren Sklavenhalter, wie eine Einlassung der Erzählerin verdeutlichen will:

Die Deutschen waren allgemein bekannt als die gutgesinnten Bürger der Union, und obgleich sehr viele von ihnen nothgedrungen Sklavenhalter waren, so waren ein großer Teil derselben doch auch als Abolutionisten erachtet, oder was ziemlich gleichbedeutend, wenigstens als erklärte Feinde der Sklaverei. Ihre angewandte Humanität ließ sogar das Institut [der Sklaverei, SN] in einem andern Lichte erscheinen, als jene unmenschliche Behandlungsweise der eingefleischten südlichen Sklavenzüchter es je gestattete. <sup>22</sup>

Diese erstaunliche Apologetik begründet nicht, welche Not die deutschen Sklavenhalter zu ihrem Tun zwingt. Sie stellt eine obskure humanistische Praxis über die Menschenrechte der Freiheit und Selbstbestimmung, indem Sklaverei in dem einen oder „anderen Lichte“ erscheinen kann. Die Metapher der „Eingefleischten“ bezeichnet die geborenen Südstaatler nicht nur als Sklavenhalter, sondern – nicht ungerechtfertigt – als „Sklavenzüchter“, die das System damit auf ihre inhumane Weise erhalten. Welche Qualitäten die deutschen Einwanderer und ihr Verhältnis zur Sklaverei nun von ihren amerikanischen Nachbarn unterscheiden und auf welchem Wege sie diese Qualitäten erworben haben könnten, wird nicht expliziert. Die Erzählung jedoch führt es praktisch vor: In der Begeisterung der Farmbesitzer für den deutschen Dichter Uhland treffen sich Sklaven, Sklavenhalter und Gegner der Sklaverei zu fröhlichen Festen, bei denen die Rollen von Herrschaft und Dienerschaft allerdings recht traditionell verteilt sind. Die schwarzen Sklaven heiraten ebenso unter sich wie die weißen Herrschaften. Dass eine der Töchter Gilmores indianischer Abstammung wäre, die bis zurück zu Pocahontas zu verfolgen sei, befürwortet die transethnische Heirat zwischen der weißen und indianischen Bevölkerung. Die Indianer waren es schließlich auch, die der deutsch-amerikanischen Gruppe Beistand im Kampf gegen die konföderierten Rebellen geleistet haben und sie aus der militärischen Bedrohung retten konnten. Hybride Identitäten sind weder zwischen amerikanisch-deutschen Konstellationen möglich noch zwischen ‚Schwarzen‘ und ‚Weißen‘, sondern lediglich im Rückgriff auf die Gründungsmythen der englischen Ko-

---

<sup>20</sup> Anneke (Anm. 15), S. 144-145.

<sup>21</sup> Ebd., S. 89.

<sup>22</sup> Ebd., S. 154.

lonialmacht und ihrer indianischen Ureinwohner. Nach der Doppelhochzeit der Söhne Wallenstein mit den Töchtern Gilmore wird im Bürgerkrieg weitergekämpft. Die „kleine deutsche Bevölkerung“ im Ort Uhland soll das Andenken an den Dichter bewahren, „zur Ehre des deutschen Namens“, wie die Schlussworte lauten.<sup>23</sup>

Eine Doppelhochzeit, die moralische, emotionale und finanzielle Probleme gleichermaßen auflösen kann, findet sich auch als Plot in Jenny Hirschs Roman *Der Amerikaner* (1894). Zwei Schwestern heiraten aus Liebe: die eine den Sohn eines väterlichen Freundes aus New York, die andere einen Offizier aus dem verarmten deutschen Adel. Die Berufe der beiden väterlichen Freunde, nämlich Bankier und Geschäftsmann, weisen deutlich darauf hin, dass es in diesem Text nur insoweit um humanitäre Probleme geht, als sie finanziell begründet sind: Es handelt sich um Spielschulden, einen obskuren Geschäftsvertrag und das Risiko, möglicherweise ein großes Vermögen durch die transatlantischen Verbindungen zu verlieren. Die gegensätzlichen Welten, die hier aufeinandertreffen, sind großstädtisch angelegt (Berlin vs. New York). Die Schwester des deutschen Vaters lebt in Hamburg, hat ihre Sommerwohnung jedoch in Friedrichsruh, wo sich das Gut des Reichskanzlers Bismarck befindet. Somit repräsentiert die deutsche Familie Nagel in dieser transatlantischen Reunion die Nähe zum Wilhelminischen Kaiserreich, während die erfolgreiche amerikanische Unternehmerfamilie Porter aus New York mütterlicherseits das alte Neuengland repräsentiert, in das der arme deutsche Emigrant Heinrich Falkner alias Henry Porter eingeheiratet und dafür auch seinen Familiennamen aufgegeben hat. Sein Sohn Roland, der nun wiederum in die Familie des alten Berliner Geschäftsfreundes einheiratet und auch in Berlin wohnen bleiben möchte, unterscheidet sich von seinen Geschwistern, die sich für Deutschland und ihre Herkunftsgeschichte nicht recht interessieren wollen. Nur Roland wird vom Vater die „Sehnsucht“ nach der alten Heimat mit seinen Erzählungen übertragen, der sich dann auf die Reise begibt, um alte Vertragsschulden für den Vater einzutreiben: „Mir allein öffnete er stets sein Herz, mir vertraute er seine Liebe zum Vaterlande, seine tiefe Sehnsucht danach an.“<sup>24</sup>

Heinrich Falkner gibt zugunsten seiner existenziellen Absicherung und der Liebe zu seiner Frau seine deutsche Identität auf, seinen Namen und fast auch das Sprechen über seine Herkunft. Die Karriere dieses Vaters entspricht dem Klischee der verkrachten Existenz, die in Amerika ihr Glück sucht und findet. In diesem Roman ist es nicht der Onkel aus Amerika, der immer dann auftaucht, wenn die deutsche Familie in finanzielle Not geraten ist,<sup>25</sup> sondern der Sohn, der die deutsche Familie überhaupt erst finanziell bedroht, weil die alten Vertragspflichten das ge-

---

<sup>23</sup> Ebd., S. 190.

<sup>24</sup> Hirsch (1894), S. 123.

<sup>25</sup> Vgl. Rolf Parr: *Der 'Onkel aus Amerika'. Import von Amerikawissen oder Re-Import alter Stereotype?* In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 5), S. 21–38.

samte Vermögen des Berliner Bankiers Christian Nagel kosten könnten. Den Frauenfiguren wird in diesem Roman vor allem die zu leistende Anpassung überlassen,<sup>26</sup> die sie mit negativ (Mutter) oder positiv (Tochter) intendierten Intrigen zu bewältigen versuchen. Die bürgerlichen Moralvorstellungen werden nur insofern aufgebrochen, als „der Amerikaner“ sich bereits nahezu als Deutscher fühlt und wahrnimmt, wie es ihn sein Vater entsprechend gelehrt hat: „Sein Vater ist ein Deutscher, und das deutsche Element scheint je länger er hier ist, desto mehr die Oberhand in ihm zu gewinnen.“<sup>27</sup> Interessant ist die Art und Weise, wie die Homogenität nationaler und kultureller Identität konstituiert werden soll: Auf der Grundlage der väterlichen Erzählungen scheint eine Akkulturation möglich, nämlich mittels der Anpassung an ein indefinites „hier“.

### 3. Heirat als Akt der Naturalisierung

Allen drei Narrationen von transatlantischer Migration ist gemeinsam, dass der performative Akt der Heirat transnationale Prozesse ermöglicht oder bestätigt. Während das westfälisch-preußische Farmerspaar bei Lewald nach „Amerika“ geht, womit nur implizit die demokratische Gesellschaftsform der USA aufgerufen ist, das Paar konkret aber an den „Ufern des Mississippi“ auf eine inhumane, sklavenhaltende Gesellschaft treffen wird, sind die deutsch-amerikanischen Ehen im Text von Anneke mit dem Projekt der Sklavenbefreiung in der Union verknüpft. Die in der Novelle ausdrücklich propagierte deutsche Humanität trifft auf den Willen zur Reform in einer bestimmten Südstaatenfamilie, die von einem in Deutschland ausgebildeten Vater geprägt ist. Er zieht in den Krieg für den Norden und den Abolitionismus, während die Eheschließungen im Roman und damit auch die Besitzstände konventionell der Rassentrennung zwischen Schwarz und Weiß entsprechen. Die Zuordnung der Ehepartner in diesem Geschwisterquartett scheint bei Anneke beliebig zu sein, während im Roman von Hirsch romantische Verliebtheit, männliche Standesehre, finanzielle Potenz und kulturelle Werte homogenisiert werden: Der verarmte adlige Offizier, der die Nation verteidigen soll, heiratet die schöne reiche, aber hilflose Bankierstochter, während der amerikanische Einwanderer, der ja fast als deutscher Remigrant gelten muss, die weniger schöne, dafür patente und anspruchslose Schwester heiratet. Die binäre Konstruktion des Schwesternpaares treibt die Kritik an den elterlichen Heiratsvorstellungen auf den Punkt: Als die schöne Adelheid den ungeliebten Amerikaner nicht heiraten will, obwohl sie da-

---

<sup>26</sup> Die Frauenfiguren in den Romanen bleiben hinter dem emanzipatorischen Engagement ihrer Autorin in der Erwerbsarbeit weit zurück. Sie üben keinen Beruf aus, sondern gehen konventionelle Ehen ein; vgl. auch Irmgard Maya Fassmann: *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865-1919*. (Haskala; 6) Hildesheim: Olms 1996, S. 104-106.

<sup>27</sup> Jenny Hirsch: *Der Amerikaner*. Mannheim: Bensheimer 1894, S. 181.

durch ihre Familie vor dem Bankrott bewahren könnte, protestiert sie: „Niel Niel“, schrie sie, „ich bin kein Tausch- und Handelsobjekt!“<sup>28</sup>

In allen drei Texten ist der genealogische Diskurs nicht mehr vom ökonomischen zu trennen. Im bürgerlichen Liebesroman geht die auf finanziellen und ständischen Vorteil bedachte Vernunfthehe eine unselige Allianz mit den romantischen Idealen der Liebesheirat ein, was immer wieder aufs Neue zum klischeehaften Happy End führt.<sup>29</sup> In den genannten Texten werden vor diesem vorhersehbaren guten Ende jedoch unterschiedliche Fragen nach dem politischen System und der Verteilung ständischer Privilegien, nach männlicher Ehre und Standesdünkel gestellt. In jedem der Texte geht es um die Tauschware Frau, die am Ende jeweils ihrer Liebe nachgeben darf und nicht den Wunsch des Vaters erfüllt, der sie zugunsten der Privilegien- und Vermögenssicherung an einen ungeliebten Kandidaten verheiraten wollte. Alle drei Texte sind in hohem Maße Vater-Tochter-Texte: „Solch □ einen guten Mann, wie Dich, würde ich doch in der ganzen Welt nicht finden“ sagt die Tochter zu ihrem „Herzenspapa“.<sup>30</sup> Dies bedeutet auch, dass Mutterfiguren marginalisiert oder als charakterlich schwach dargestellt sind (Intrigantin) und der Vater direktives Begehren an der Tochter anmeldet, so dass Familienehre und -vermögen am Heiratsverhalten der Tochter hängen. Bei Lewald tritt ein Vater-Sohn-Konflikt hinzu, weil die Binäropposition zwischen ländlichem Staatsbürger und egoistischem Stadtbürger von den beiden Vaterfiguren des jungen Paares besetzt sind; zudem kompensiert der Enkel Anton die Fehler seines westfälischen Großvaters, d.h. die Genealogie dominiert letztlich das Profitstreben des Vaters. Auch der Sohn im Roman von Hirsch erlöst den Vater und Schwiegervater aus deren finanziellen und moralischen Verstrickungen, indem er die Tochter ‚erobert‘. Der Widerstand der Töchter wird innerhalb des Plot jeweils in ein neues Verhältnis des Einverständnisses überführt: Die Väter billigen schließlich die Partnerwahl ihrer Töchter und befördern damit neue transkulturelle Praktiken der Familiengründung. Lediglich bei Lewald, ‚verzichten‘ die Familien zugunsten der revolutionären Aktivitäten auf ihre Kinder, die nach Amerika übersiedeln. Bei Anneke und Hirsch kostet den Vater die Verheiratung kein Opfer an die deutsche Nation mehr, im Gegenteil: Mit der Wahl der deutschen Ehepartner lässt sich in „Umland in Texas“ der Abolitionismus stärken. Und mit dem angeheirateten Amerikaner bei Hirsch ziehen womöglich dauerhaft Wohlstand, Ehre und Sicherheit in die Familien ein.

Angesichts der Leerstellen in den Texten, die zwar Heirat und Migration als Handlungsoptionen verbalisieren, aber an keiner Stelle den performativen Akt der Einbürgerung erwähnen, muss man davon ausgehen, dass die Eheschließung an

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 147.

<sup>29</sup> Zum Entwurf der domestizierten Frau bei Lewald und der Familienideologie in der Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. Vanessa van Ornam: *Fanny Lewald and Nineteenth-Century Constructions of Femininity*. New York, Washington [u.a.]: Lang 2002, S. 125-163.

<sup>30</sup> Anneke (Anm. 15), S. 50.



dessen Stelle tritt. Wenn der Amerikaner Roland Porter nach Berlin übersiedelt, ist nicht die Rede davon, dass er die Zugehörigkeit zur amerikanischen Nation zugunsten einer deutschen Nationalität aufgeben wird. Weder bei Lewald noch bei Anneke ist von diesen staatsbürgerlichen Verwaltungsakten die Rede. Stattdessen wird vom romantisch geprägten Performativ des Heiratens erzählt, das transkulturelle Prozesse und die hybride Komplexität von Gesellschaft repräsentiert. Zudem wird mit dem Akt der Heirat die Genderidentität immer wieder neu hervorgebracht, so dass im Hinblick auf die literarische Inszenierung von Transnationalität in den drei untersuchten Texten tatsächlich ein instrumentalisiertes *gendering* vorliegt.

### 4. Erinnern und Erzählen

Jeder der drei Texte zeugt von einem Erinnerungsprozess der Erzählinstanz, der mehr oder weniger explizit benannt ist. In Lewalds *Auf rother Erde* heißt es – wie bereits erwähnt – am Ende: „Jetzt, während der Erzähler diese letzten Zeilen schreibt, ist Marie schon seit einem Jahre Antons Weib.“<sup>31</sup> Es handelt sich um einen männlich konnotierten Erzähler, der ein Jahr nach den Ereignissen, also 1849, die Geschichte erinnert und zur Erzählung formt. Er scheint historisch gut informiert und politisch interessiert zu sein und genaue Angaben zu liefern: „im Juli des Jahres 1848“.<sup>32</sup> Er zeigt sich von Anfang an empathisch mit der Figur des Anton, dessen Vater sich durch die politischen Erfolge als „Geheimer Rath“ und finanzielle Sicherheit als Fabrikant korrumpieren ließ. Obgleich der Erzähler Zugang zu verschiedenen Milieus und dichten Informationen hat, werden die Ereignisse auf die Basis einer Binnenerzählung gestellt, die der Erzähler so wiedergibt, wie sie Anton gehört haben muss. Margarethe Schmidt erzählt ihm, wie sie einst von dessen Großvater geliebt und verlassen wurde.<sup>33</sup> Sein Treuebruch führte dazu, dass Margarethe schuldlos ihre Ehre verlor und nie einen anderen Mann geheiratet hat. Die Erzählung der ‚Großmutter‘ (die jedoch nur beinahe Antons Großmutter geworden wäre) ist ein märchenhafter Topos, der hier jedoch in die Funktion der Authentifizierung umgedeutet wird. Weil Margarethe Anton in ihr Geheimnis einweiht, entsteht über diese intradiegetische Erzählsituation ein Generationenvertrag, der am Ende in die Wiedergutmachung der moralischen Verfehlung des Großvaters durch den Enkel mündet, indem die Verbindung beider Familien doch noch realisiert wird und schließlich zu einer transkulturellen Existenzgründung führt.

---

<sup>31</sup> Lewald: *Auf rother Erde* (Anm. 8), S. 171.

<sup>32</sup> Ebd., S. 7.

<sup>33</sup> Ebd., S. 46-58. Während Margarethe erzählt, strickt sie, so dass weibliche Textproduktion mit weiblicher Handarbeit traditionell ‚verknüpft‘ wird.

Auch die Erzählerin in *Umland in Texas* scheint zunächst als Außenstehende und sich erinnernde Instanz zu agieren (heterodiegetisch-extradiegetisch). Allerdings wechselt die Situation, als sich ein unvermutetes Ich einschaltet:

Ich erinnere mich niemals, selbst nicht auf den Kirmessen meines Vaterlandes, noch bei den Hochzeiten in demselben, die verschiedenartigsten Orchestra's mit solchen Attributen der Kunst bemerkt zu haben.<sup>34</sup>

Dieser Kommentar zu einer von Sklavenjungen auf der Plantage aufgeführten Militärmusik offenbart die transkulturelle Differenz zwischen erzählter Welt und „Vaterland“ der Erzähler(innen)figur. Die Ironie scheint darin zu bestehen, dass sich die Erzählstimme hier gerade nicht an etwas Vergleichbares erinnern kann. Die Adressierung an die Europäer, für die diese Stimme erzählt/spricht, wird zum Beispiel in der Begriffsklärung des „Yankee“ in einer Fußnote explizit gemacht.<sup>35</sup> Nachfolgend findet sich des Öfteren ein narratives Wir, das die Leserinnen und Leser in den Erzählvorgang mit einzubeziehen versucht. Auch werden Fokalisierung und Perspektivierung scheinbar zur Auswahl gestellt, was einen metaleptischen Effekt hat:

Wir stehen am Scheidewege hier. Wie gerne möchten wir Herrn Adalbert von Wallenstein begleiten, [...], anstatt dem elenden Robert Hale folgen zu müssen in seine Trinkhöhle an Wayside Inn, nahe seiner eigenen Plantage.<sup>36</sup>

Dass der Bürgerkrieg noch zu keinem Ende gekommen und Lincolns Emancipation Proclamation mittlerweile in Kraft getreten ist – ebenfalls ungefähr ein Jahr nach den erzählten Ereignissen –, datiert das Geschehen zurück in das Jahr 1862. Während die Erzählstimme in Lewalds Novelle von der transatlantischen Existenzgründung als vergangenem Ereignis des Vorjahres berichtet, wertet die/der Erzähler(in) in Annekes Novelle stark und stellt das texanische Zukunftsprojekt der Wallensteins als unrealistische Schwärmerei aus, die Migration als Einlösung kindlicher Wunschphantasien einschätzt:

Engelbert meinte, das schöne deutsche Märchen seiner Kindheit ‚Tischchen decke dich‘ wäre lebendig geworden und Antonie gar versicherte, das ganze Zauberreich der Phantasie erschlösse sich in ‚Umland in Texas.‘<sup>37</sup>

Die Erzählstimme hingegen weiß es besser, denn sie betont ausdrücklich die literarische Qualität ihrer Erzählung, die besonders grausame Ereignisse außen vorlassen kann, während „die Geschichte“ (Geschichtsschreibung) diese Wahl nicht hat und auch entsetzliche Vorfälle nicht verschweigen darf.<sup>38</sup>

---

<sup>34</sup> Anneke (Anm. 15), S. 119.

<sup>35</sup> Ebd., S. 103.

<sup>36</sup> Ebd., S. 147.

<sup>37</sup> Ebd., S. 122.

<sup>38</sup> S. 172.

Die Erzählstimme in *Uhland in Texas* teilt mit den Figuren die Vorliebe, nationale Symbole zu inszenieren. Deshalb beschreibt sie ausführlich die transkulturellen Praktiken einer nationalen Repräsentation, was sich vor allem im Hissen der deutschen und amerikanischen Flaggen zeigt. Auch werden Sklavenmädchen instruiert, in einem überaus kitschigen Tableau das Star-Spangled Banner zu personifizieren, was die Instrumentalisierung des *gendering* für die nationalstaatliche Identität erneut illustriert:

Unsere hübsche Negerin Josephine [...] personifizierte die Gottheit. Sie war in einem langen griechischem Gewande, das in weiß und rothen Streifen von den Schultern niederwallte [...]. Unsere Freiheitsgöttin war von zwei und dreißig Mädchen im Kreise umgeben, welche die Staaten der amerikanischen Union repräsentirend, in weißen Kleidchen gekleidet, die farbig umgürtet waren und in ihren Händchen kleine amerikanische Flaggen trugen, auf welchen der Name jedes einzelnen Staates stand.<sup>39</sup>

Als auf der Plantage „Uhland“ die vereinigten „Trikoloren Deutschlands und Amerikas“ wehten,<sup>40</sup> firmiert bald auch ein deutscher Dichtername als Name für die Plantage und für den kleinen sozialen Verbund im Staat Texas. Auf diese Weise schreibt sich die Erinnerung an einen deutschen Dichter und eine fiktionalisierte Romanfigur gleichermaßen in die nationale Kartierung der USA ein.

Für die Beschreibung der Erzählsituation in Hirschs Roman *Der Amerikaner* ist von einem anderen Paradigma auszugehen, obwohl auch hier binnen Jahresfrist erinnert und erzählt wird: „Zur Hochzeit, die im Mai des nächsten Jahres stattfand, trafen seine Eltern mit der jüngsten, unverheiratheten Schwester ein.“<sup>41</sup>

Die Doppelhochzeit der Schwestern Nagel wird noch übertroffen von der Bemerkung, dass deren Bruder Walter Nagel nun auch noch Roland Porters Schwester Ellen heiraten wird. Die Erzählstimme hält sich sonst über weite Strecken des Romans zurück, organisiert zumeist die Anordnung der reproduzierten Dialoge, was so weit geht, dass den Figuren regelmäßig Selbstgespräche zugeschrieben werden. Auch fügen sich zahlreiche intradiegetische Erzählungen, insbesondere der Bankiers und der Hauptfigur Roland Porter, in den Roman ein. Damit ist die Wertung durch die narrative Instanz zwar nicht reduziert, weil dazu immer noch Möglichkeit mit anderen semantischen und syntaktischen Mitteln besteht, aber es entsteht zunächst der oberflächliche Eindruck, dass Leserinnen und Leser den sprechenden Figuren und nicht der Erzählstimme begegnen.

Das narrative Muster, dem die Titelfigur des Roland Porter folgt, ist darüber hinaus ein touristisches: Die Erzählinstanz beschreibt den Berlinaufenthalt des Ame-

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 121-122.

<sup>40</sup> Ebd., S. 107 und 120. Ob es sich bei der deutschen Trikolore um die waagrechteten Streifen der Paulskirchenregierung handeln soll oder um die senkrechten Streifen der 1848er-Revolutionäre, zu denen sich die Autorin selbst zählen durfte, bleibt im Text unklar.

<sup>41</sup> Hirsch (1894). S. 243.

rikaners als sight-seeing tour eines lebenslustigen Gentleman, wie er noch Jahrzehnte später bei Gershwin durch Paris tänzeln sollte.<sup>42</sup> Bereits der Romananfang schildert eine Reisesituation, in der Roland Porter in aller Eile und versehentlich in das Damen-Coupé des Zuges von Hamburg nach Berlin einbricht (und darin auf seine spätere Frau Marianne trifft). Später ist die Rede von seinen Besuchen, seinem Besichtigungsprogramm, seinem erneuten Zusammentreffen mit Marianne im Museum. Anders als in den Texten von Lewald und Anneke spielt die nationale Symbolik kaum eine Rolle: Diese Repräsentationen beeindrucken die Erzählinstanz und ihre Figur nur mäßig, denn die Beflaggung anlässlich eines Prinzessinnengeburtstags wird dahingehend gedeutet, dass sie Rolands Flanierroute auf dem Weg zu einem Rendezvous schmücken würde. Sehenswürdigkeiten und soziale Events werden in der Topik des Enumerativen aneinandergereiht und vermitteln die vom Betrachter lässig kultivierte Beliebigkeit:

Er besuchte Abends der Reihe nach die verschiedenen Theater, speiste in den feinsten Restaurants, flanirte im Thiergarten und Unter den Linden [...]

[er] schlenderte unter den Linden auf und ab, ließ sich von dem Menschenstrom schieben, und von den stets wechselnden, interessanten Bildern festhalten [...].<sup>43</sup>

Auf den schon fast verwischten Spuren der Kavaliertour schildert die Erzählung hier einen urbanen Flaneur, der zwar eine geheime Mission erfüllt, tatsächlich sich jedoch wie ein Tourist der Oberschicht verhält. Diese Erzählung handelt somit nur wenig von Migration, auf die die Handlung eigentlich hinausläuft, sondern von Gastlichkeit und der transitorischen Existenz im „Hotel Metropole“.<sup>44</sup>

Abschließend lässt sich zusammenfassen, dass alle drei Texte an das deutschsprachige Publikum adressiert sind und die Möglichkeit transkultureller Existenzen auf der jeweils anderen Seite des Atlantiks entwerfen. Die sozialen Milieus der Figuren sind für den bürgerlichen Familienroman kontrastiv gewählt, so dass Vertreter der Land- und Stadtbevölkerung, der bäuerlichen und industriellen Sektoren oder, im Falle der Bankiersfamilien, die Repräsentanten gründerzeitlicher Geldströme aufeinandertreffen. Soziale und politische Differenzen werden ebenso wie kulturelle und nationale Unterschiede auf Geschlechterverhältnisse übertragen. Der Plot der finanziell und ständisch vorteilhaften Liebesheirat substituiert einen performativen Akt, der nationale Zugehörigkeit herstellen würde. Während in den Erzählungen von Lewald und Anneke noch die demokratische Verfassung und die nationalen Symbole (Flaggen, Flaggenallegorie) mit dem Diskurs des „Heiligen“ verbunden sind, fin-

---

<sup>42</sup> Ein Vergleich des Romans von Hirsch mit dem gleichnamigen Werk von Henry James (*The American*, 1876/77) ist an dieser Stelle nicht möglich. Jener Roman setzt im Jahr 1868 mit der Hauptfigur im Louvre ein.

<sup>43</sup> Hirsch (Anm. 27), S. 103 und 185-186.

<sup>44</sup> Das erwähnte Hotel „Metropole“, in dem Roland Porter logiert, wird in historischen Reiseführern mit der Adresse Unter den Linden 20 und dem Zusatz „vornehm“ angegeben.

det sich Transkulturalität bei Hirsch in das Narrativ des Touristischen verschoben. Der bürgerliche Liebes- und Ehediskurs verschmilzt Geschlechterdifferenz und ethnische Differenz mit Aspekten transnationaler Identität, die jedoch ihrerseits mit den Praktiken des Transkulturellen verquickt sind. Die Erzählkonstruktionen setzen jeweils auf Authentizität und Distanz gleichermaßen, indem sie intensiv mit intradiegetischen Erzählungen arbeiten, um Erinnerungsprozesse und die Notwendigkeit des Erinnerns für eine Konstitution von Identität diesseits oder jenseits des Atlantiks herauszustreichen. Während bei Lewald und Hirsch das Erzählen von einer Familiengeneration zur nächsten und. übernächsten ausgestellt wird, setzt sich bei Anneke eine Erzählstimme durch, die sich als Beteiligte, Betroffene und Erinnernde zu erkennen gibt – gleichsam als ein Erzählen aus dem transkulturellen Zwischenraum heraus.



# Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

## Ein Überblick

Ach wie viele schöne Sachen  
hört man aus Amerika.  
Dorthin wollen wir uns machen,  
das schönste Leben hat man da.<sup>1</sup>

### 1.

Als erster Schweizer dürfte der Berner Patriziersohn Diebold von Erlach/Thiébaud d'Arzac am 22. Juni 1564 in Florida amerikanischen Boden betreten haben. Er stand wie viele Schweizer vor und nach ihm als Soldat in fremden Diensten, war hochrangiger Offizier einer französischen Expedition, die wie viele vor ihr und viele nach ihr in der neuen Welt Gold und Silber suchte, und starb (wahrscheinlich) im Kampf gegen die mit den Franzosen rivalisierenden Spanier im Jahr 1665 im Alter von 24 Jahren.

Schweizer Söldner, aber auch Schweizer Militärunternehmer mit ihren Truppen und Reisläufern genossen schon seit dem Mittelalter in ganz Europa einen hervorragenden Ruf und standen später auch in englischen Kolonialdiensten in Nordamerika, wie zum Beispiel der Waadtländer Henri Louis Bouquet (1719-1765), der es zu fragwürdiger Berühmtheit brachte: Im sogenannten Franzosen- und Indianerkrieg (1754-1763) gegen die Indianer (die er in Briefen an den Militärgouverneur in Kanada, Baron Amherst, als auszurottendes „Ungeziefer“ bezeichnete<sup>2</sup>) soll er mit Pockenregnern verseuchte Decken als biologische Waffen eingesetzt haben.

---

<sup>1</sup> <http://www.volksliederarchiv.de/amerika>

<sup>2</sup> So z.B. „[...] that Vermine [...] have forfeited all claim to the rights of humanity“ (Bouquet an Amherst, 25. Juni 1763). Amherst seinerseits waren genozidale Gedanken nicht fremd: „[...] Measures to be taken as would Bring about the Total Extirpation of those Indian Nations“ (an Sir William Johnson, den indianerfreundlichen Superintendenten für indianische

Für die Dominanz-Wanderung mit dem Ziel der Errichtung einer europäischen Vorherrschaft war das Söldnerwesen, das für viele männliche Bewohner der Schweizer Gebirgskantone oft die einzige Alternative zur Armut dargestellt hatte, auch außerhalb Europas unabdingbar geworden. In seiner an Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten reichen Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte<sup>3</sup> gibt der in den USA lebende Schweizer Historiker Leo Schelbert an, allein im Royal American Regiment hätten 1756 „über 30 Schweizer Offiziere und ein starkes Kontingent Soldaten schweizerischer Herkunft“ gedient.<sup>4</sup> Diese militärische Wanderung ging der zahlenmäßig bedeutendsten Form der europäischen Expansion, der Siedlungsauswanderung, voran.

In die Landnahme war die Schweiz, obgleich nie Kolonialmacht, ebenso verstrickt wie die anderen europäischen Staaten. Zunächst dienten die Schweizer in der Sicherung der ersten Niederlassungen, später nahmen auch religiös Verfolgte<sup>5</sup> und Siedler die Strapazen einer Monate dauernden Reise auf sich.<sup>6</sup> Nach den Schätzungen von Albert Bernhardt Faust sollen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts etwa 25.000 Schweizer (hauptsächlich aus protestantischen Kantonen) nach Nordamerika ausgewandert seien. Nach den in den Vereinigten Staaten ab 1820 erhobenen Daten seien bis 1910 mehr als 250.000 Schweizer eingewandert.<sup>7</sup> Von der Ostküste bewegten sich die Schweizer Einwanderer, wie auch die anderer Nationen, immer weiter nach Westen, erschlossen und eroberten dem Ruf des *manifest destiny* folgend die jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika. Mehr als die Hälfte der Schweizer Einwanderer waren in der Landwirtschaft tätig („Nach Angaben der amerikanischen Volkszählung von 1900 waren die Schweizer nach den Norwegern und Dänen die am meisten landwirtschaftlich orientierte Einwanderergruppe.“<sup>8</sup>), etwa 40% blieben in den Städten.

So weit es möglich war, siedelten die Schweizer an Orten, die in Klima und Bodenbeschaffenheit dem Herkunftsort in der Schweiz nicht unähnlich waren, und

---

Angelegenheiten, 9. Juli 1763). Beide Zitate aus [http://fr.wikipedia.org/wiki/Henri\\_Bouquet](http://fr.wikipedia.org/wiki/Henri_Bouquet)

<sup>3</sup> Leo Schelbert: *Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit*. Zürich 1976 (= *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, Beiheft 16. Hg. v. d. Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz)

<sup>4</sup> Ebd., S. 232.

<sup>5</sup> Verschiedene täuferisch-protestantische Glaubensgemeinschaften, etwa die Schweizer Brüder oder die Amischen.

<sup>6</sup> Schelbert (Anm. 3), S. 72f., gibt an, allein die Fahrt mit der Postkutsche von Basel nach Le Havre habe 20 bis 25 Tage gedauert, für die Atlantiküberquerung habe man 1760 40 bis 45 Tage veranschlagen müssen. Dazu kam dann, vor allem für bäuerliche Ansiedler, die Reise ins Innere von Amerika.

<sup>7</sup> Beide Angaben nach: Albert Bernhardt Faust: *Swiss Migration to the American Colonies in the Eighteenth Century*. In: *American Historical Review* XXII (1916). S. 43/44. <http://www.dinsdoc.com/faust-1.htm>

<sup>8</sup> Schelbert (Anm. 3), S. 235.



versuchten durch Gründung von Schweizersiedlungen gleichsam die Heimat wiedererstehen zu lassen. 1710 gründete Christoph von Graffenried, ein Patrizier aus Worb bei Bern, gemeinsam mit dem Berner Entdecker Franz Ludwig Michel die Kolonie New Bern in North Carolina, wo er sich mit Weinbau beschäftigen wollte. Die Siedlung wurde immer wieder vom Stamm der Tuscarora angegriffen, Graffenried gemeinsam mit dem englischen Entdeckungsreisenden John Lawson entführt. In seinem dramatisch sehr wirkungsvollen Bericht nimmt er die späteren Klischeevorstellungen einer zivilisatorischen Konfrontation vorweg:

augenblicklich kam aus allen Büschen und durch die rivier geschwommen eine solche menge Indianer und übernahmen uns, dass uns unmöglich zu Deffendieren: Wir wolten uns dann mutwilliger weis zu Tod schiessen lassen oder gar Erschröcklich Martren. wurden hiemit gefangen genommen, geblündret und weggeführt [...] Hierauf wurde Kriegsraht gehalten und wahren wir beyde zum Tod verurtheilt, ohnwüssend was die ursach.<sup>9</sup>

Lawson wurde getötet, Graffenried freigelassen. Mittellos geworden kehrte er nach Worb zurück, wo er 1743 starb. Den kommerziellen Weinbau sollte aber 1796 mit dem Waadtländer Jean-Jacques Dufour doch ein Schweizer einführen. Dufour gründete 1803 Nouvelle Vevay in der Switzerland County in Indiana. In weiteren Schweizer Siedlungen sollten Sprache(n), Lebensform(en), aber auch die religiösen Bräuche aus der Heimat erhalten werden. Als Prototyp einer ethnisch und sprachlich gemischten Einwanderersiedlung fand Purrysburg im heutigen South Carolina viel Beachtung unter den Historikern: Um 1730 wurde sie vom Theoretiker des Kolonialismus<sup>10</sup>, Projektemacher, Sklavenhalter und Weinhändler Jean-Pierre Purry/Purry (1675-1736) aus Neuchâtel gegründet und zählte 1732 bereits einige hundert Bewohner. Purrys wirkungsvolle Propagandaschriften sind nach Aussage des US-amerikanischen Historikers Arlin C. Migliazzo „an excellent example of eighteenth century promotional literature“<sup>11</sup>. Über die Stadt selbst schreibt Migliazzo:

Purrysburg Township also furnishes a laboratory form which to examine ethnic phenomena in the colonial and antebellum South. Even as the earliest set-

---

<sup>9</sup> „Copey deren von H: Eduart Hide Goub: in Nord Carolina den 23. Oktober 1711 überschriebenen relation betreffend meine wunderbahre Errettung von den Wilden.“ In: *Christoph von Graffenried's Account of the Founding of New Bern*. Hg. v. V. H. Todd, 1920 (Neudruck 1973), S. 160-162.  
<http://docsouth.unc.edu/nc/graffenried/graffenried.html#p115>

<sup>10</sup> Purry vertrat die Theorie, dass für die Landwirtschaft das Klima auf 33° geographischer Breite (auf der sich denn auch Purrysburg befand) ideal sei, dass daher die europäischen Herrscher Auswanderer nach Südafrika oder Australien schicken sollten. Gleichzeitig rechtfertigte er die Sklaverei, sah in den Sklaven selbst gleichwohl Teile der menschlichen Gesellschaft. Vgl.: *Historisches Lexikon der Schweiz*. (<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D15909.php>) und Jean Pierre Purry: *Lands of True and Certain Bounty. The Geographical Theories and Colonization Strategies of Jean Pierre Purry*. Edited and annotated and with Introductions to the Text by Arlin C. Migliazzo. Danvers (Mass.): Rosemont Publishing 2002.

<sup>11</sup> *Lands of True and Certain Bounty* (Anm. 10), S. 33.

tlers arrived in 1732 and 1733, it became evident that the township would be populated by many different white ethnic groups, including French Huguenots, French-Swiss, Italian Piedmontese and Florentine, Salzburg German, German-Swiss, and English settlers. Families and individuals from these groups were more or less deposited by colonial authorities on the southern frontier and forced to create a functional community for themselves.<sup>12</sup>

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde Purrysburg wieder aufgegeben und 1864 von den Truppen des Generals Sherman auf seinem berüchtigten Marsch zum Meer dem Erdboden gleichgemacht. Einige weitere Schweizer Siedlungen sollen erwähnt werden: 1845 gründeten Einwanderer aus dem Kanton Glarus (einem von der Auswanderung besonders stark betroffenen Kanton<sup>13</sup>) New Glarus<sup>14</sup> in Wisconsin, 1862 entstand Helvetia in West Virginia,<sup>15</sup> 1875 wurde Tell City in Indiana gegründet.

## 2.

Mit der Zeit war ein gut funktionierendes landsmannschaftliches Netzwerk als Kommunikationssystem entstanden, das in erster Linie von den sogenannten „Neuländern“ getragen wurde: Von den Ausgewanderten brachten sie Briefe oder mündliche Mitteilungen, denen als authentischen Berichten besonderer Glauben geschenkt wurde. Die übermittelten Nachrichten waren naturgemäß widersprüchlich: Manche Ausgewanderten wollten mit der Mitteilung ihrer individuellen negativen Erfahrungen Auswanderer in spe von der Reise abhalten, andere wiederum, voll des Lobes über die wirtschaftliche Prosperität<sup>16</sup> und Freiheit (auch die Glaubensfrei-

---

<sup>12</sup> Arlin C. Migliazzo: *To Make This Land Our Own: Community, Identity, and Cultural Adaptation in Purrysburg Township, South Carolina, 1732-1865*. Columbia: University of South Carolina Press 2007, S. 4.

<sup>13</sup> In seiner 1881 im Glarner Sernftal spielenden Novelle *Die Steinflut* (1998) spricht Franz Hohler nebenbei von einem Onkel der Protagonistin, der nach Amerika ausgewandert war: „[...] ein Bruder der Mutter war dorthin ausgewandert, letzte Woche war ein Brief von ihm gekommen [...] und Vater hatte ihn allen gezeigt, die ihn sehen wollten, und gesagt, Nikolaus heiße jetzt Nick.“ (Taschenbuchausgabe München: dtv, 2000, S. 60f.)

<sup>14</sup> Heute ist New Glarus eine der Schweizer Gründungen, in denen die Traditionen (auch aus Gründen des Tourismus) in einer Form der „symbolic ethnicity“ (vgl. Herbert J. Gans: *Symbolic ethnicity. The future of ethnic groups and cultures in America*. In: *Ethnic and Racial Studies*, Vol. 2, Nr. 1 (1979), London: Routledge, S. 1-20) noch am Leben gehalten werden.

<sup>15</sup> Die Stadt Helvetia in Illinois, eine Gründung aus dem Jahr 1831, wurde in der Zeit des ersten Weltkriegs in Highland umbenannt.

<sup>16</sup> Schelbert (Anm. 3) zitiert S. 144 den Appenzeller Großgrundbesitzer und Sklavenhalter Johannes Tobler, der schon 1752 schrieb: „Ich besitze nun eine weitläufige Haushaltung, verschiedene gute und bequeme Häuser, Scheuern, Hütten, Magazine und Landesprodukten und Handelswaren, Knechte, Mägde, Neger, Roß und Vieh. [...] Ich kenne Berner, die einbis zweitausend Stück Vieh, viele Negern, Häuser und andere weitläufige Besitzungen

heit)<sup>17</sup>, versuchten weitere Leute aus der Heimat für eine Ausreise nach Amerika zu bewegen. An zwei Selbstzeugnissen zeigt Schelbert, wie unterschiedlich zwei Einwanderer zur selben Zeit (Spätsommer 1735) über denselben Ort (Purrysburg) urteilten:

Das Land ist nicht gut. Wir müssen von dem indianischen Korn Brot essen. Es wachset nichts anderes als selbiges und wilde Bonen. [...] Es ist alles Lügen, was sie gesagt haben. Ich bin kein Tag gesund [...] Ich will wiederum heimkommen, so bald ich kan.

Ich lebe, vermittelt der Güte Gottes so gesund als der Fisch im Wasser. [...] Kan auch nicht finden, daß villes an den hievon gemachten Descriptionen zu contractieren seye, außgenommen daß die Anfänge um ein großes schwerer seyend als Meldung getan.<sup>18</sup>

Ähnlich divergierende Haltungen nahmen die Siedler den so andersartigen einheimischen Völkern und Sklaven gegenüber ein. Und auch die Art des Zusammenlebens der europäischen Siedler ganz unterschiedlichster Provenienz wurde von den Schweizer Einwanderern gerühmt oder verworfen, die Schweiz wurde in der Distanz verklärt oder als provinzielle Enge gesehen, aus der man sich zum Glück befreit habe.<sup>19</sup>

Um besonders viele Auswanderer für die Besiedelung des angeblich herrenlosen Landes zu gewinnen (oft erhielten Werber „Kopfgeld“ für jeden Auswanderer), wurden auch gefälschte Berichte in Umlauf gebracht oder kritisch gehaltene Briefe unterdrückt. Zum Teil in großer Auflage gedruckte Propagandaschriften konnten jedoch, einmal im Umlauf, nicht gefälscht werden und veränderten sich auch nicht wie die mündlichen Nachrichten auf ihrem Weg in die Heimat. Als Pull-Faktoren vermochten diese Berichte den Wanderungsentscheid auswanderungswilliger Europäer zu beeinflussen. Den positiven Berichten wurden auf Betreiben der oft auswanderungskritischen einheimischen Behörden meist negative gegenübergestellt, in denen eindringlich auf die Gefahren und Schwierigkeiten der Reise und des Lebens in einem fremden Land aufmerksam gemacht wurde, wie zum Beispiel die schon im Namen auf einen weit verbreiteten Volkskalender anspielende Schrift *Der Hinckende Bott von Carolina. Oder Ludwig Webers von Walissellen Beschreibung seiner Reise von Zürich / mit derjenigen Gesellschaft, welche aus dem Schweitzerland in Carolinam zu ziehen gedachte* aus dem Jahr 1735. Der Verfasser war selber nie in Amerika gewesen und seine daher wenig glaubwürdige, wengleich drastische Schilderung der Misstände und Gefahren konnte der Auswanderung nur schlecht entgegenwirken. Vor allem in den bevölkerungsreichen protestantischen Kantonen Bern, Zürich und Basel wurden in

---

haben.“

<sup>17</sup> 1768 schrieb eine Auswanderin nach Hause: „Wer schaffen will, der kan sich gut nehren in diesem Land, dan waß mann schafft, das ist sein. Man giebt kein Zinß noch kein Zehnen in diesem Land, es ist ein frey Land; waß man schafft, das ist sein.“ (Schelbert [Anm. 3], S. 148).

<sup>18</sup> Schelbert (Anm. 3), S. 141.

<sup>19</sup> S. dazu ebd., S.140-148.

den auswanderungsreichsten Jahren des 18. Jahrhunderts (Höhepunkt zwischen 1730 und 1750) gegen das Auswandererfieber, die sogenannte *rabies carolinae*, Dekrete erlassen. Auf Zeitungen wurde Druck ausgeübt. Faust erwähnt (und übersetzt) eine Anordnung des Berner Rates vom 8. Oktober 1736: „Since the Avis-Blättlin [Intelligencer] has recently brought an article on Carolina, the editor is directed in the future not to publish any more reports on Carolina and the condition of the emigrants there. In any case nothing favorable about them shall be printed.”<sup>20</sup>

Unter den deutschsprachigen Werbeschriften des 18. Jahrhunderts seien erwähnt:

- Nach *Außführlich/ und/ Umständlicher Bericht/ Von der berühmten Landschafft/ CAROLINA,/ In dem/ Engelländischen America/ gelegen./ An Tag gegeben/ Von/ Kocherthalern./ Zweyter Druck./ Franckfurt am Mäyn // Zu finden bey Georg Heinrich Oebring // Anno 1709*,<sup>21</sup> der Propagandaschrift des baden-württembergischen Pfarrers Josua Harrsch genannt Kocherthal (1669-1719), wurde auch die genaue Beschreibung von Carolina, die Johann Rudolff Ochs unter dem Titel *Americanischer Wegweiser / oder kurtze und eigentliche Beschreibung der Englischen Provintzen in Nord-America, Sonderlich aber der Landschafft Carolina / mit Grossem Fleiss zusammen getragen und an Tag gegeben durch Job. Rudolff Ochs neben einer neuen und correcten Land-Karte von Nord- und Sud-Carolina* 1711 in Bern herausgegeben hatte, von der damals recht auswanderungsfreundlichen Schweizer Regierung als wichtige Informationsquelle begrüßt. Schon 1705 hatte Ochs gemeinsam mit Georg Ritter den Berner Stadtrat für das Projekt einer Schweizer Siedlung interessieren können. Man hoffte, sich damit zweier unerwünschter Gruppen entledigen zu können, und zwar der Landsassen (d.h. ohne Ortsbürgerrecht) und der religiösen Minderheiten. Die deportierten Anabaptisten zogen es jedoch vor, bereits auf der Reise zum Hafen zu flüchten. Später wurde die Auswanderung aus einigen Kantonen der Schweiz wieder verboten, Rückkehrer verloren all ihren Besitz und die Bürgerrechte, der Auswandererwerbung Verdächtige wurden strengen Verhören unterzogen und mit Folter bedroht.<sup>22</sup>

- In *Der nunmebro in der neuen Welt vergnügt und ohne Heimwehe lebende Schweitzer*<sup>23</sup>, dem erfolgreicheren der zwei Pamphlete von Jean-Pierre Purry, wird South Carolina

<sup>20</sup> Faust (Anm. 7), S. 41.

<sup>21</sup> Der ersten Auflage aus dem Jahr 1706 war offensichtlich kein besonderer Erfolg beschieden. Nach dem Hungerwinter 1708/1709 musste der Bericht jedoch wegen dem großen Bedarf an Information über Auswanderungsmöglichkeiten 1709 gleich dreimal nachgedruckt werden. Durch unterschiedlich lange Anhänge ergeben sich unterschiedliche Seitenzahlen: 42 Seiten für die zweite Auflage, 72 für die dritte und 80 für die vierte.

<sup>22</sup> Vgl. dazu Faust (Anm. 7), S. 21-44.

<sup>23</sup> *Der nunmebro in der neuen Welt vergnügt und ohne Heim-Wehe lebende Schweitzer. Oder: Kurtze und eigentliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustands der Königlichen Englischen Provinz Carolina, aus den neu angekommenen Brieffen der Alldorten sich befindenden Schweitzeren zusammen getragen von J.K.L. Bern/ Getruckt bey Johannes Bondeli / 1734.* (Aus politischen Gründen wurde das Pamphlet vom Zürcher Patrizier Johann Konrad Lavater unter seinem Namen vertrieben.)

werbewirksam als Paradies geschildert, in dem die Bisons ihre Köpfe in die Fenster der Blockhäuser stecken und nur darauf warten, geschossen zu werden, wo die Eingeborenen als Kinder der Natur den Einwanderern freundlich entgegenkommen. Mögliche Einwände werden vorweggenommen und sofort entkräftet; detaillierte Angaben und namentliche Nennung prominenter Personen vermitteln Zuverlässigkeit:

Wirfft man ein: es seye in Carolina gefährlich wegen den wilden Leuthen, welche gar böss./Antwort: die wilden Leuth kommen zu den Schweitzern Häusern, bringen ihnen Gewild, Häut und dergleichen Sachen, dargegen man ihnen ein wenig Tuch, Brod, Mühl oder anderes gibet, und ziehen dann wider gantz vergnüget fort. Herr Oberist Purry hat verschiedenen under ihnen Flinten, Pulver und Kuglen gegeben, welches eine grosse Freud bey ihnen erwecket.<sup>24</sup>

Immer mehr werden die Berichte über das unbekanntes Land zu einem die Amerikavorstellungen der europäischen Auswanderungswilligen prägenden Narrativ, das eine wirtschaftliche wie politische Utopie als Gegenentwurf zu Europa entstehen lässt. „Man kann von diesem Land sagen / daß es / wie ehemals das gelobte Land Canaan / von Milch und Honig fliesset“<sup>25</sup>

- *Neu-gefundenes Eden. Oder: Ausführlicher bericht von Süd- und Nord-Carolina, Pensilphania, Mary-Land & Virginia [...]* In truck verfertigt durch befehl der Helvetischen societät 1737 von Samuel Jenner basiert auf der *Natural History of Virginia* des Plantagenbesitzers und Schriftstellers („The most engaging Southern colonial writer“<sup>26</sup>) William Byrd.<sup>27</sup> Das erwähnte Eden war der Name seines Landguts: The Land of Eden. Die Schrift richtete sich gezielt an Schweizer und Deutsche, die Byrd den Iren und Schotten (die von ihm als „Goths and Vandals“<sup>28</sup> bezeichnet wurden) als Siedler bei weitem vorzog und die von den beliebtesten Auswanderungszielen North Carolina und Pennsylvania weggelockt werden sollten. In seinem Text versucht Jenner geschickt sein Publikum zu manipulieren und erzählt etwa, dass Pennsylvania „mit vilen Bergen und Thäleren vermischt ist/ also unserm armen bergichten Schweitzerland gantz ähnlich/ aussert daß die Winter [...] dennoch härter und kalter seynd.“<sup>29</sup>

<sup>24</sup> Zitiert nach: [http://annodomini.ch/Themen/17\\_ENG/17\\_ENG.htm](http://annodomini.ch/Themen/17_ENG/17_ENG.htm)

<sup>25</sup> Purry: *Der nunmebro [...]* (Anm. 23) Zitiert nach Heiko Diekmann: *Lockruf der Neuen Welt. Deutschsprachige Werbeschriften für die Auswanderung nach Nordamerika von 1680 bis 1760*. Göttingen: Universitätsverlag 2005, S. 105.

<sup>26</sup> Henry Pochman in *Monatshefte für Deutschen Unterricht* 34, Nr. 1 (1942).

<sup>27</sup> Das englische Original ist offensichtlich verloren gegangen. 1940 gaben Richmond Croom Beatty and William J. Mulloy die Übersetzung aus dem Deutschen heraus: *William Byrd's Natural history of Virginia; or, The newly discovered Eden* / (edited and translated from a German version) Richmond Va.: The Dietz Press 1940)

<sup>28</sup> [http://en.wikipedia.org/wiki/Eden,\\_North\\_Carolina](http://en.wikipedia.org/wiki/Eden,_North_Carolina)

<sup>29</sup> *Neu gefundenes Eden [...]*, zitiert nach Georg Fertig: 'Man müsste es sich schier fremd vorkommen lassen'. *Auswanderungspolitik am Oberrhein im 18. Jahrhundert*. In: *Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen – Formen – Verlauf – Ergebnis*.

- *Alter und verbesserter Schreib=Kalender, Auf das G. G. Gnadenreiche Crist=Jahr MDCCLIV. Nach dem Meridian der Löbl. Ständen Glarus, Appenzell und der drey Bündten gestellt. Neben andern nutz=ergötzlichen Erforderlichkeiten mit einer merckwürdigen Beschreibung von Süd=Carolina versehen, verfasst und bemeldt Dreyen Löblichen Ständen dedicirt von Herr Johannes Tobler [...] St. Gallen, verlegt zu haben bey Hans Jacob Hochreütiner, Buchbinder.* Der Appenzeller Altlandeshauptmann und Begründer des Appenzeller Kalenders Johannes Tobler war 1736 aus politischen Gründen mit zweihundert Landsleuten nach South Carolina ausgewandert und hatte sich dort niedergelassen, war ein profunder Kenner des Landes, blieb gleichwohl der Schweiz deutlich stärker verbunden als Purry und Jenner. Im Unterschied zu diesen wandte er sich im 1754 veröffentlichten *Kalender* auch an besser informierte und daher anspruchsvollere Leser, für die eine Auswanderung aus der Schweiz keine Frage des reinen Überlebens war. Sie konnten vor allem mit der Aussicht auf Verbesserung ihrer Lebenssituation zur Auswanderung bewegt werden. Tobler stellte South Carolina daher als eine Art besseren überseischen Schweizer Kanton dar, einen verheißungsvollen konkreten Gegenentwurf zur damals trotz der verbesserten Arbeitsmöglichkeiten während der Proto-Industrialisierung immer noch rückständigen Schweiz.

Volkskalender waren lange Zeit die Hauptinformationsquelle für eine vornehmlich bäuerliche Leserschaft. Neben einem Kalendarium enthielten sie alle für die Landarbeit wichtigen Daten und Informationen, praktische Ratschläge, Aderlassmännchen, Nachrichten vor allem aus dem Ausland oder über Naturkatastrophen sowie Geschichten und Sinnsprüche. Als Sprache wird gewöhnlich ein gemäß den literarischen Bedürfnissen der Leserschaft vereinfachtes, der mündlichen Sprache nahes Hochdeutsch verwendet. Auswanderer nahmen diese Tradition nach Übersee mit, wo der 1724 aus Süddeutschland nach Pennsylvania ausgewanderte Johann Christoph(er) Sauer ab 1739 *Der Hoch-Deutsch Americanische Calender, Auf das Jahr Nach der Gnadenreichen Geburt unseres Herrn und Heylandes Jesu Christ 1739; (Welches ein gemeines Jahr von 365 Tagen ist.) [...] Eingerichtet vor die Sonnenhöhe von Pennsylvanien jedoch in den angrenzenden Landen ohne merklichen Unterschied zu gebrauchen* herausgab. In der Ausgabe des Jahres 1745 findet man etwa einen Artikel über „Auszug und Ursach der Friedens-Unterhandlung mit den Indianern“.<sup>30</sup> Ein anderer überaus erfolgreicher Volkskalender, Benjamin Franklins *Poor Richard's Almanack*, der von 1732 bis 1758 in Philadelphia gedruckt wurde, fand in viele europäische Sprachen übersetzt wieder den Weg zurück über den Atlantik.<sup>31</sup>

---

Hg. v. Mathias Beer u. Dittmar Dahlmann. Stuttgart: Thorbecke 1999, S. 71-88, hier S. 77.

<sup>30</sup>[http://dfgviewer.de/v2/?set%5bmets%5d=http%3A%2F%2Fwww.zvdd.de%2Fdms%2Fmets\\_resolver%2F%3FPPN%3DPPN326210350\\_1745](http://dfgviewer.de/v2/?set%5bmets%5d=http%3A%2F%2Fwww.zvdd.de%2Fdms%2Fmets_resolver%2F%3FPPN%3DPPN326210350_1745)

<sup>31</sup> Hans-Jürgen Lüsebrink: *Übersetzungen in populären Printmedien des 18. Jahrhunderts am Beispiel von Einblattdrucken und von Volksalmanachen des Gattungstyps Messenger boiteux*. In: Greilich, Susanne; Mix, York-Gothart (Hg.): *Populäre Kalender im vorindustriellen Europa: Der „Hinkende Bote“ / „Messenger boiteux“*. Berlin/New York: de Gruyter 2006, S. 262 – 277.

## Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

Ulrich Bräker, der arme Mann im Tockenburg, geboren 1735, mag als Kind noch die Nachklänge des Carolina-Fiebers gespürt haben. In seiner Lebensgeschichte erinnert er sich an die Auswanderungswünsche des Vaters und des Nachbarn, wobei zumindest nicht auszuschließen ist, dass er die biblische Diktion eines Pamphlets von Purry oder Jenner aufgreift, die beide damals noch im Umlauf gewesen sein dürften:

So viel weiß ich wohl, sie steckten damals beyde in schweren Schulden, und hofen vielleicht durch das End der Welt davon befreyt zu werden: Wenigstens hört' ich sie oft vom Neufunden Land, Carolina, Pensylvani und Virgini sprechen; ein andermal überhaupt von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von den Reisekosten u. dgl. [...] Einmal, erinnr' ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände [...] welches Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das las' ich wohl hundertmal; mein Herz hüpfte mir im Leib bey dem Gedanken an dieß herrliche Canaan, wie ich's mir vorstellte. Ach! Wenn wir nur alle schon dort wären, dacht' ich dann. Aber die guten Männer, denk' ich, wußten eben so wenig als ich, weder Steg noch Weg; und wahrscheinlich noch minder, wo das Geld herzunehmen. Also blieb das schöne Abentheur stecken, und entschlief nach und nach von selbst.<sup>32</sup>

### 3.

Voraussetzung für eine Auswanderung war nicht nur eine genaue Planung und die Möglichkeit, ausstehende finanzielle Verpflichtungen vor der Abreise zu begleichen, die Reise und die erste Zeit in der neuen Heimat zu finanzieren, sondern auch die Bereitschaft, die sozialen Netze in der Heimat, das Ansehen und oft die berufliche Qualifikation aufzugeben. Daher müssen Auswanderer in erster Linie als risikobereite Menschen gesehen werden, die etwas investieren können. Migrationsentscheidungen beruhen auf einer rationalen Abwägung von Kosten und Nutzen.<sup>33</sup> Wer nicht über genügend Geld für die Überfahrt verfügte, konnte die ausstehenden Reisekosten in Amerika von Freunden oder Verwandten tilgen lassen, im Fall der Nichteinbringung musste er jedoch die Restschuld im Rahmen der sogenannten Redemptioner-Verträge ab dienen, d.h. er verkaufte sich (oder die eigenen Kinder) in eine Art Dienstknechtschaft auf Zeit, die der Höhe seiner Schuld entsprach. Ähnliche Verträge wurden auch in anderen Zielländern geschlossen. In ihrem Roman *Ibi-*

---

<sup>32</sup> Ulrich Bräker: *Lebensgeschichte und Natürliche Ebenteuer des armen Mannes im Tockenburg*. (Kap. XXII: O der unseligen Wißbegierde). Zitiert nach der Taschenbuchausgabe. Basel: Diogenes Verlag 1978, S. 83.

<sup>33</sup> Vgl. Georg Fertig: *Flucht, Verführung und Symptom? Auswanderung aus Südwestdeutschland nach Nordamerika im 18. Jahrhundert*.  
[http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/hist\\_sem\\_swg/personen/fertig\\_g/download/laupheim.pdf](http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/hist_sem_swg/personen/fertig_g/download/laupheim.pdf)

*caba: Das Paradies in den Köpfen*<sup>34</sup> erzählt die Glarner Schriftstellerin Eveline Hasler auf der Basis historischer Fakten von 265 Schweizern, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Brasilien an Stelle der Sklaven als unfreie Kaffeepflücker ihre Schulden abarbeiten sollten. Die kontinentweit auftretende Kartoffelpest, die kühl-nassen Hochsommer mit kalten Frühjahrsperioden in den 1850er Jahren (wie schon in den Hungerjahren 1815/1816) mit den darauf folgenden Ernteausschlägen und die als unerträgliche empfundene Situation in den Fabriken als Push-Faktoren gemeinsam mit den Versprechungen und Köderversuchen unseriöser Auswandererzeitungen als Pull-Faktoren hatten in bestimmten Schweizer Gebieten die ersten Massenauswanderungen ausgelöst.<sup>35</sup> Auch die Protagonisten des Romans von Hasler hatten den Versprechungen von einem Paradies in Brasilien geglaubt, sahen sich nach der Ankunft jedoch einem Halbpachtsystem und der ihnen fremden Sklavenhaltermentalität der Pflanzer ausgeliefert.<sup>36</sup>

Den höchsten Anteil an den Auswanderern hatten bis Mitte des 19. Jahrhunderts junge alphabetisierte Männer, Personen also, die ihr Humankapital mit sich nehmen konnten. Erst eine bessere Ausbildung erlaubte Frauen im Ausland eine Stelle als Haushälterin oder Erzieherin zu finden. Dennoch spielen Frauen in vielen literarischen Texten zur Auswanderung eine nicht unbedeutende Rolle.

In seinem Roman *Der grüne Heinrich* (in der ersten Fassung von 1854/55 wie auch in der zweiten von 1879/80) schickt Gottfried Keller die Witwe Judith, „diese exponierteste Gestalt in Kellers Werk“<sup>37</sup> nach Amerika, ohne einen Grund für die Auswanderung anzugeben.<sup>38</sup> Als Witwe und sinnliches Wesen isoliert in der Schweizer Gesellschaft stehend<sup>39</sup>, wird Judith erst während des Aufenthalts in Amerika zur verantwortungsvollen, mütterlichen, gleichwohl selbstbewussten Frau. Heinrich, der selber (bedeutungsträchtige) sieben Jahre in München verbracht hat,

<sup>34</sup> Eveline Hasler: *Ibicaba, das Paradies in den Köpfen*. Zürich: Nagel & Kimche 1985.

<sup>35</sup> Faust (Anm. 7), S. 25: „The emigration from Switzerland fluctuated in the nineteenth century. From hundreds annually it rose to over 1500 in 1828, dropped, and rose again to about 1400 in 1834; starting again strongly in 1852 with nearly 3000, it rose to 8000 in 1854, dropped to 4500 in 1855, and much lower in succeeding years.“

<sup>36</sup> Siehe dazu auch: Beatrice Ziegler: *Schweizer statt Sklaven. Schweizerische Auswanderer in den Kaffeepflanzungen von São Paulo (1852-1866)*. Stuttgart: Steiner 1985. (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte 29).

<sup>37</sup> Adolf Muschg: *Gottfried Keller*. München: Kindler, 1977. Hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980, S. 49.

<sup>38</sup> Gottfried Kellers Bild der außereuropäischen Welt behandelt Todd Kontje im Aufsatz: *Patriotismus und Kosmopolitismus in den Werken Gottfried Kellers*. In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung*. Hg. v. Christof Hamann, Ute Gerhard, Walter Grünzweig. Bielefeld: transkript Verlag 2008, S. 191-210.

<sup>39</sup> Nach Gerhard Kaiser ist die Auswanderung Judiths „das Ergebnis dieses Mangels an Einbindung und der Versuch, ihn zu überwinden, aus dem nur Negativen – nicht dazugehören – eine Position zu gewinnen.“ Gerhard Kaiser: *Gottfried Keller. Das gedichtete Leben*. Frankfurt: Insel Verlag, S. 88.



missversteht in Verkenning von Judiths Wesen die Gründe für die Veränderung: „Im Wirthshause angekommen“ erzählt er,

wunderte ich mich, mit welcher Umsicht und geräuschlosen Sorgfalt, mit wenig Worten, sie eine gute Bewirthung anzuordnen wußte und so aufmerksam für mich sorgte, wie ein Hausmütterchen. Das ließ mich vermuthen, daß sie in Amerika ihre Zeit in Städten und guten Häusern zugebracht habe; allein die Erzählungen und Schilderungen ihres Schicksals, die sie während des Nachtessens mit anmuthiger Laune mir sowol als den mit zuhorchenden Wirthsleuten zum Besten gab, deuteten im Gegentheil darauf hin, daß sie im Kampfe mit der Noth der Menschen und indem sie ihre Auswanderungsgenossen geradezu erziehen und zusammen halten mußte, sich selbst nothgedrungen veredelt und höher gehoben hatte.<sup>40</sup>

Amerika stellt hier also eine „verinnerlichte Lebensstufe“<sup>41</sup> dar, einen Utopos, an dem die Charakteränderung stattfindet, gleichzeitig wird in konzentrierter Form ein erfolgreiches Auswandererschicksal vorgestellt, ohne Aspekte auszuklammern, die dem mit Westernfilmen großgewordenen Leser von heute als Klischees erscheinen mögen:

Als sie nämlich mit ihren Landsleuten an Ort und Stelle der Ansiedlung gelangt und andere dazugestoßen waren, zeigte sich fast die ganze Gesellschaft als nicht ausdauernd und ungeschickt bei Widerwärtigkeiten [...]. Judith, als die meisten Mittel besitzend, hatte den größten Theil des Bodens angekauft; sie ließ jedoch ihr Land von den Andern benutzen und begnügte sich, eine Art Handelskontor für die verschiedenen Bedürfnisse der kleinen Kolonie zu führen. Wie sie aber sah, daß die Genossen sie am Schaden ließen und sie verarmen würde, änderte sie das Verfahren. Sie zog ihr Land wieder an sich, ließ es um den Tagelohn von denen bearbeiten, die für eigene Rechnung zu träg dazu gewesen, und so brachte sie Alle mit einander dazu, sich zu rühren. Sie setzte den Weibern die Köpfe zurecht, pflegte die kranken Kinder und erzog die gesunden, kurz, der Selbsterhaltungstrieb war mit einer großen Opferfähigkeit so glücklich in ihr gemischt, daß sie die Leute und mit ihnen sich selbst so lange über Wasser hielt, bis ein bedeutender Verbindungsweg in die Nähe der Ansiedlung kam und mit demselben eine wachsende Zahl von kräftigeren Elementen, die schon geschult waren, so daß zusehends die Wendung zum Bessern für Alle eintrat. Während der ganzen Zeit aber hatte sie die Bewerbungen um ihre Person abzuwehren, was sie mehr im Scherze andeutete als ernsthaft erwähnte; zeitweise, wenn gefährliche Abenteurer sich herbei machten und die Sicherheit bedrohten, hielt sie sich sogar Waffen und verließ sich nur auf sich selber.

---

<sup>40</sup> Gottfried Keller: *Der grüne Heinrich*. Zweite Fassung, 4.16. Nach: [http://www.gottfriedkeller.ch/GH/GH\\_Parallel.htm](http://www.gottfriedkeller.ch/GH/GH_Parallel.htm)

<sup>41</sup> Fritz Martini: *Auswanderer, Rückkehrer, Heimkehrer. Amerikaspiegelungen im Erzählwerk von Keller, Raabe und Fontane*. In: Fritz Martini: *Vom Sturm und Drang zur Gegenwart. Autorenporträts und Interpretationen. Ausgewählte Aufsätze (1965-1988)*. Mit Vor- und Nachwort von Helmut Kreuzer. (=Forschungen zur Literatur- und Kunstgeschichte 23). Bern, Frankfurt a.M., New York, Paris 1990, S. 171-199, hier S. 176)

Als aber das Kalb durch den Bach gezogen, das Gedeihen begründet und die Ansiedlung mit dem Namen irgend einer berühmten Stadt der alten Welt vor Christi Geburt versehen war, zog sie sich zurück und überließ sich einer ruhigeren Lebensart; denn sie war weder eine gewohnheitsmäßige Pädagogin noch eine vorsätzliche Thathandlerin. Dagegen vervielfachte sie durch den Verkauf ihres Landes ihr ursprüngliches Vermögen und beschaute sich zuweilen während einiger Wochen das Leben in der Hauptstadt des Staates oder anderen größeren Städten, oder sie fuhr auf den breiten Flüssen, wenn sich Gesellschaft fand, landeinwärts, bis sie die wilden Indianer zu sehen bekamen.<sup>42</sup>

Damit entspricht Judith genau dem stereotypen Bild der Frontiersfrau, wie es Walter Grünzweig am Beispiel der Base Ursel zeichnet, einer zentralen Frauengestalt aus Friedrich Spielhagens 1871 erschienenem und „Herrn Dr. Friedrich Kapp, dem gründlichen Forscher, dem geistvollen Darsteller der Geschichte des Deutschtums in Amerika“<sup>43</sup> gewidmeten Roman *Deutsche Pioniere*: „Base Ursel ist eine Frontiersfrau, wie wir sie in der amerikanischen westlichen Literatur des gesamten 19. Jahrhunderts kennen, Charles Sealsfield inklusive. Sie weiß mit der Flinte umzugehen, ist enorm praktisch, weitgehend asexuell, dafür aber familienbetont und hat das Herz auf dem rechten Fleck“. Und wie Base Ursel kommt auch Judith „eine natürliche Führungsrolle zu“.<sup>44</sup> Diese vielfältigen Erlebnisse haben in den langen Jahren ihrem Gesicht, dem Spiegel der Persönlichkeit, aber nichts anhaben können: „An dem Gesichte hatten die zehn Jahre keine andere Veränderung bewirkt, als daß es selbstbewußter geworden und durch einen sibyllenhaften Anhauch eher veredelt als entstellt war. Erfahrung und Menschenkenntniß lagerten um Stirn und Lippen und doch leuchtete aus den Augen noch immer die Treuherzigkeit eines Naturkinde.“<sup>45</sup>

Keller, der Europa, ja den deutschsprachigen Raum nie verlassen hat, konnte im Unterschied zu seinem Zeitgenossen Friedrich Gerstäcker keine mimetische Darstellung Amerikas liefern. Ihm war es kein Anliegen, für den Leser ein Amerikabild zu entwerfen – ihn interessierten die Auswanderer und besonders die Rückkehrer, was zwischen Aufbruch und Heimkehr geschieht, wird nur aus zweiter Hand wiedergegeben. So erfährt der Leser des *Grünen Heinrich* etwa Judiths Amerika-Erlebnisse, das, was „sie während des Nachtessens mit anmuthiger Laune mir

---

<sup>42</sup> *Der grüne Heinrich* (Anm. 40), Zweite Fassung, 4.16.

<sup>43</sup> In: *Geschichte der Deutschen im Staate New York bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts* (dem ersten Band seines Werks *Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika*. New York: Verlag von E. Steiger 1867) lieferte der deutschamerikanische Schriftsteller und Politiker Friedrich Kapp mit Fallbeispielen deutscher Ausgewanderter ausreichend Material für Autoren, die Amerika nie bereist hatten.

<sup>44</sup> Walter Grünzweig: „Das Herz *zwiefach* geteilt.“ *Deutsche literarische Amerikabilder und die Amerikanistik*. In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 38), S. 139-151, hier S. 147.

<sup>45</sup> *Der grüne Heinrich* (Anm. 40), Zweite Fassung, 4.16.

sowol als den mit zuhorchenden Wirthsleuten zum Besten" gegeben hatte, gleichsam gefiltert und auf das reduziert, was in der selektiven Wahrnehmung des Ich-Erzählers Heinrich als das Wesentliche erscheint (womit Keller sich elegant um eine genauere Beschreibung drückt).

Auch die einzig vorstellbare Synthese zwischen Anna und Judith, Dortchen Schönfund, hat einen Migrationshintergrund: In der ersten Fassung noch die Tochter des Grafen, der selber als Außenseiter mit Amerika in Verbindung gebracht wird,<sup>46</sup> macht Keller sie in der zweiten Fassung zu dessen Nichte, der Tochter des nach Südamerika ausgewanderten gräflichen Bruders,<sup>47</sup> deren Identität sich erst im Laufe der Erzählung herausstellt. Und sogar der Zwiehanschädel, dieser skurrile Fetisch Heinrichs, Verdinglichung seiner selbst und „stummer Reisekamerad“<sup>48</sup> ist ein Migrant: „Armer Zwiehan! dachte ich, 'du bist einst von Ostindien nach der Schweiz gereist, von da nach Grönland und wieder zurück, dann hierher, und nun mag Gott wissen, was aus dir wird, den ich so leichtfertig vom Friedhofe genommen habe!'"<sup>49</sup>, auch ihm ist nach Heinrichs Wunsch die Rückkehr vorbestimmt: „[...] Doch erwiderte ich, der Schädel müsse nach meinem Vorsatze mit mir in die Heimat zurück und dort wolle ich ihn endlich wieder der Erde übergeben, wenn das auch als eine leere und unnütze Handlung erscheine."<sup>50</sup>

Auch in anderen Texten Kellers stellt die überseeische Migration den Hintergrund dar oder wirkt als das die Handlung auslösende Moment. Im ersten Teil des Novellenzyklus *Die Leute von Seldwyla*, der 1856 kurz nach dem Roman *Der grüne Heinrich* erschien, dient die Migration in zwei Erzählungen als geschichtliche Folie, vor der (auch) Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und Rollenzuschreibungen dargestellt werden. In *Pankraz, der Schmoller*<sup>51</sup> verlässt der schon als Kind an Geschichte und Geografie interessierte Titelheld seinen Heimatort als Vierzehnjähriger, durchwandert rastlos die Welt, wird Soldat und Offizier, kommt nach Nordamerika („In Neuyork hatte ich zwar den Fuß an das Land gesetzt und auf einige Stunden dies amerikanische Leben besehen, welches mir eigentlich nun recht hätte zusagen müssen"), das dem positiven Bild eines Landes der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten, den *Lands of True and Certain Bounty*, wie Purry sie

---

<sup>46</sup> Bei ihrer Bekanntschaft rettet der weltoffene Graf den der Ortsbräuche unkundigen Heinrich vor den Belehrungen der Wirtshausgäste, was diese zu spöttischen Bemerkungen veranlasst: „Das war wieder einmal Wasser auf seine [des Grafen] Mühle, da konnte er seine merkwürdigen Launen wieder auslassen! Schade, dass er mit seinem Spleen nicht in England zu Hause ist! – 'Ich glaube, er würde noch lieber nach Amerika gehören', versetzte ein Anderer mit pffiffigem Ausdruck." *Der grüne Heinrich* (Anm. 40), Erste Fassung, 1.03.

<sup>47</sup> „Mein älterer Bruder, der für einen Querkopf galt, ging nach Südamerika, um in seiner Art ein neues Leben zu beginnen." *Der grüne Heinrich* (Anm. 40), Zweite Fassung, 4.11

<sup>48</sup> Mit diesem Ausdruck bezeichnet ihn Dortchen Schönfund. Ebd.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Ebd. (Die Zwiehan-Episode selbst findet sich in 3.10)

<sup>51</sup> Gottfried Keller: *Pankraz, der Schmoller*. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3377/1>

gesehen hatte, entspricht („da hier jeder tat, was er wollte, und sich gänzlich nach Bedürfnis und Laune rührte, von einer Beschäftigung zur anderen abspringend, wie es ihm eben besser schien, ohne sich irgendeiner Arbeit zu schämen oder die eine für edler zu halten als die andere.“) und Indien. („Doch weiß ich nicht, wie es kam, daß ich mich schleunig wieder auf unser Schiff sputete und so, statt in der neuen Welt zu bleiben, in den ältesten, träumerischen Teil unsrer Welt geriet, in das uralte heiße Indien.“) Nach mehr als zwanzig Jahren kehrt er, gleichsam ein kurioser reicher Verwandter aus Übersee, mit Geschichten und fremdländischen Schätzen zu Mutter und Schwester zurück. Ähnlich wie Judith in Amerika lernt Pankraz auf seiner Weltwanderung die Realität zu bewältigen,<sup>52</sup> die Wiederkehr bildet „eigentlich das rechte Seitenstück [...] zu meiner ehemaligen Flucht.“<sup>53</sup>

In *Frau Regula Amrain und ihr Jüngster*<sup>54</sup> ist die Auswanderung Vorbedingung der Narration, im Zentrum steht die Bewährung einer alleinstehenden Frau und ihres jüngsten Sohnes in einem Bereich, der eigentlich Männern vorbehalten war. „Regula Amrain war die Frau eines abwesenden Seldwylers; dieser hatte einen großen Steinbruch hinter dem Städtchen besessen und seine Zeitlang ausgebeutet, und zwar auf Seldwyler Art.“ Abwesend ist der Lebenskünstler Amrain, „ein eitler, wilder und leichtsinniger Mann“, weil er es sich als Aufsteiger mit einem Geldgeber verscherzt hatte, „in die weite Welt hinaus“ musste und seine Frau mit drei Söhnen und einem Schuldenberg zurückgelassen hatte. Seine Rückkehr nach zwanzig Jahren gestaltet sich bei weitem nicht so triumphal wie die des Pankraz, Frau Regula und ihr Sohn Fritz haben die Schulden abgezahlt, den Steinbruch halten können und sehen den Rückkehrer mit einigem Misstrauen: „Er scheint irgendein Glück gemacht und was erschnappt zu haben, und nun kommt er mit Gebärden dahergefahren, als ob er uns in Gnaden auffressen wollte! Fremd und wild sieht er aus, aber er ist der Alte, das hab ich gleich gesehen.“ Amrain tritt großspurig als Nährvater auf

„Da steht ihr ja herrlich im Zeuge und habt euch gut gehalten, was mir lieb ist. Ich komme aber auch nicht mit leeren Händen und habe mir einen Pfennig erworben, durch Fleiß und Rührigkeit!“ Und er zog einige Wechselbriefe hervor sowie einen mit Gold angefüllten Gurt, was er alles auf den Tisch warf, und es waren allerdings einige tausend Gulden oder Taler. Allein er hatte sie nicht nach und nach erworben und verschwieg weislich, daß er diese Habe auf einmal durch irgendeinen Glücksfall erwircht, nachdem er sich lange genug ärmlich herumgetrieben in allen nordamerikanischen Staaten. „Dies wollen wir“, sagte er, „nun sogleich in das Geschäft stecken und mit vereinten Kräften weiter schaffen; denn ich habe eine ordentliche Lust, hier, da es nun

---

<sup>52</sup> Jeffrey Sammons Bemerkung, Amerika/Übersee stelle für viele Autoren bloß den Ort der Läuterung der Protagonisten dar, mag auch auf Keller zutreffen. Jeffrey L. Sammons: *Die Darstellung Amerikas unbesehen: vergleichende Betrachtungen zu Spielhagen, Raabe und Fontane. In: Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 38), S. 153 – 170.

<sup>53</sup> Alle Zitate aus Keller: *Pankraz* (Anm. 51), Kap.3.

<sup>54</sup> <http://www.zeno.org/Literatur/M/Keller,+Gottfried/Erz%C3%A4hlungen/Die+Leute+von+Seldwyla/Erster+Band/Frau+Regula+Amrain+und+ihr+J%C3%Bcngster>

## Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

geht, wieder ans Zeug zu gehen und den Hunden etwas vorzuspielen, die mich damals fortgetrieben.“

wird aber von seinem nun erwachsenen Sohn in die Schranken gewiesen, er solle sich zunächst ausruhen, sein Geld bräuchten sie nicht. Der negativ gezeichnete Amrain hat in Amerika wohl gewisse Angewohnheiten ablegen müssen, „er hatte [...] sich unter den Amerikanern ein wenig abgerieben, so daß ihm diese ewige Sitzerei und Schwätzeri nun selbst nicht mehr zusagte“,<sup>55</sup> ist aber doch kein neuer Mensch geworden.

Von seinem Freund Jakob Christian Heusser, dem schweizerischen Gesandten in Brasilien, dem älteren Bruder von Johanna Spyri und Onkel von Emilie Kempin-Spyri,<sup>56</sup> wird Keller wertvolle Informationen über Südamerika erhalten haben.<sup>57</sup> Es wundert daher nicht, dass Südamerika wiederholt in Kellers Werken Erwähnung findet: Neben dem *Grünen Heinrich* auch in der Erzählung über den fiktiven brasilianischen Vizeadmiral *Don Correa* aus dem Zyklus *Das Sinngedicht* (Buchausgabe 1882) und in Kellers Alterswerk *Martin Salander* (1886). Mit der Rückkehr des Titelhelden nach Münsterburg setzt der Roman ein. Noch während er sich im Ort mit allerlei Geschäften herumschlägt, erzählt seine nichtsahnende Ehefrau den Kindern ein Märchen, um sie vom Hunger abzulenken, denn sie sind buchstäblich am Ende angelangt und haben nicht einmal genug für ein Abendessen:

»Die habend dort jetzt besser als wir, wenn das Märchen wahr ist!« rief sie [Salanders Frau] wieder.

»Wer denn? Wer denn?« die Kinder.

»Nun, die kleinen Leutchen aus dem Berge! Habt ihr noch nichts davon gehört? Die Erdmännchen und -weibchen, die so alt werden, daß sie eine kleine Unsterblichkeit auf ihren Buckelchen haben, natürlich nur im Verhältnis; denn sie sind nicht größer als ein mittlerer Finger. So um tausend Jahre herum sollen sie alt werden. Wenn sie nun merken, daß ihr Geschlecht ausstirbt

---

<sup>55</sup> Alle Zitate aus Keller: *Frau Regel Amrain* (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/3372/1>)

<sup>56</sup> Emilie Kempin-Spyri (geb. 1853) promovierte als erste Frau in der Schweiz zum Doktor der Jurisprudenz, wurde als Frau jedoch nicht als Anwältin zugelassen. Sie wanderte daher 1888 mit ihrer Familie nach New York aus, wo sie eine Rechtsschule für Frauen gründete. 1891 kehrt sie in die Schweiz zurück, wurde endlich Privatdozentin an der Universität Zürich und setzte sich auch in ihren Schriften für die berufliche Gleichstellung der Frauen ein. Seit 1897 lebte die an Schizophrenie Erkrankte in psychiatrischen Anstalten. 1901 starb sie mittellos in Basel. Vgl. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9342.php>. Eveline Hasler (vgl. Anm. 35) hat ihr mit dem Roman *Die Wachsflügel* (Zürich: Nagel & Kimche, 1991) ein Denkmal gesetzt.

<sup>57</sup> J. Christian Heusser unternahm im Auftrag einiger Schweizer Kantone eine Inspektionsreise durch die Kaffeeplantagen in Brasilien. (Vgl. dazu Anm. 36). In seinem Bericht an die Direktion der Polizei des Kantons Zürich (*Die Schweizer auf den Kolonien in St. Paulo in Brasilien*. Zürich: F. Schulthess 1857) sind Verträge zwischen den brasilianischen Plantagenbesitzern und den Schweizer Pächtern abgedruckt. Heusser (geb. 1826) lebte ab 1859 in Buenos Aires, wo er 1909 starb.

<http://www.archive.org/stream/dieschweizerauf00heusgoog#page/n15/mode/2up>

in einer Gegend, so kommen die letzten hundert Leutchen in den besten Feierkleidern zusammen und halten ihren ewigen Abschiedsschmaus unter einem Regenbogen oder vielmehr im Erdgeschoß desselben, das ein wahrer Zaubersaal ist. Seht nur, ihr könnt von außen merken, wie das inwendig in allen Farben glitzern muß! Auch noch aus einem andern Grunde sollen sie einen solchen Abschied feiern; nämlich wenn das große Volk im Lande anfängt auszuarten und dumm und schlecht zu werden und die gescheiten Leutlein unten ein betrübtes Ende voraussehen, dann beschließen sie auszuwandern und dem Ende aus dem Wege zu gehen.«<sup>58</sup>

Die Auswanderung als letztes Mittel aus der Not – doch muss wie in der Romanwirklichkeit eine Frau zurückbleiben, um aufzuräumen und das Gedächtnis des kleinen Volkes zu bewahren, bevor sie sich selber auf die Wanderschaft machen kann. Martin Salander war (wie Heinrich) sieben Jahre „Und drei Monate!“<sup>59</sup> früher ohne seine Familie ausgewandert, nachdem er von einem Freund betrügerisch um sein Vermögen gebracht worden war. Nun kehrt er wie der sprichwörtliche Onkel aus Amerika just im Moment höchster Not zu den Seinen zurück. Auch in diesem Roman verwendet Keller wenig Worte für die „neue Welt jenseits des Meeres“, die für Salander keine Alternative zur heimatischen Schweiz darstellt. „Ich bin kein Auswanderer [...] weil ich im Vaterland leben und sterben will“.<sup>60</sup> Der belgische Germanist Jeroen Dewulf<sup>61</sup> sieht in ihm die Verkörperung von Kellers Ideal eines erfolgreichen Schweizer Auswanderers, der seine Heimat geistig nie verlasse und nur solange im Ausland bleibe, bis er genug Geld verdient habe. Dewulf sieht dieses Bild auch in Kellers „Abschiedslied“, das er 1856 für Christian Heusser geschrieben hat: „So schreite fest, umwandre, / Die Welt an Wundern reich! / Kehre ein und finde uns andre, / Wills Gott, uns selber gleich! / Du kennst die besten Bande, / Die Altes binden neu: / Bleib treu dem Vaterlande, / So bleibst dir selber treu!“<sup>62</sup> Im Gegensatz zu Keller hätten andere, heute weitgehend vergessene Schweizer Autoren wie Kellers Zeitgenosse Dranmor (Ludwig Ferdinand Schmid, 1823–1888) oder die jüngeren Walter Alvares Keller (1908-1965) und Walter Burkhardt (1883-1961) in ihren zum großen Teil autobiographischen Büchern die Rückkehr ungleich realistischer dargestellt. Keller macht Martin Salanders Treue zur Heimat an seinem Aussehen bildhaft deutlich: Sowohl bei seiner ersten Rückkehr nach sieben Jahren (Marie Salander ist „voll Vertrauen, nachdem sie ihn [...] bei Licht gesehen, wie er von der Tropensonne wohl gebräunt, aber kaum älter erschien als vor sieben Jahren, und nichts Fremdes an ihm haftete.“<sup>63</sup>) als auch bei der zwei-

---

<sup>58</sup> Gottfried Keller: *Martin Salander*, [http://gutenberg.spiegel.de/buch/3368/3\\_Kap.3](http://gutenberg.spiegel.de/buch/3368/3_Kap.3).

<sup>59</sup> Ebd., Kap. 2

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> Jeroen Dewulf: *Wenn die Schweizer Heimat exotisch geworden ist. Das Thema der Heimkehr aus Brasilien bei deutschschweizerischen Autoren*. In: *TRANSIT* 2 (1), Department of German, UCB, UC Berkeley 2005.

<sup>62</sup> Ebd., S. 3.

<sup>63</sup> Gottfried Keller: *Martin Salander* (Anm. 58), Kap. 3.

ten nach drei Jahren (in der Wiedersehensszene, die für Dewulf fast schon karikaturale Züge hat,<sup>64</sup> wirkt er, hier Judith aus dem *Grünen Heinrich* ähnlich „sieben Jahre jünger statt dreie älter“<sup>65</sup>) tritt er gleichsam als einer der Sieben Schläfer aus Ephesus oder ein Schweizer Rip Van Winkle auf, der, selbst unverändert, in die Realität zurückkehrt und die abgelaufene Zeit an den Veränderungen seiner Mitmenschen und ihrer Sprache abliest. Darauf fehlt „konsequent jeder Hinweis auf Brasilien, fast als ob Salander nie dort gewesen und nichts in Erinnerung geblieben wäre“.<sup>66</sup>

Im einzigen Text Kellers, in dem ausführlicher auf (Nord)amerika und seine Bewohner eingegangen wird, der Erzählung *Die Berlocken*<sup>67</sup>, dem 12. Kapitel des wenige Monate vor dem Roman erschienen Rahmenzyklus *Das Sinngedicht*, ist der Protagonist denn auch (wie der Amerikadeutsche Erwin Altenauer in der Erzählung *Regine* aus demselben Zyklus<sup>68</sup>) kein Schweizer, er ist auch kein Auswanderer im herkömmlichen Sinn.<sup>69</sup> Die mit feiner Ironie begabte Erzählerin Lucie folgt keinem mimetischen Programm, denn wie ihr Schöpfer ist sie nie in Amerika gewesen, sie selbst bezeichnet ihre Erzählung als „ein kleines Lesefrüchtchen aus meinen Büchern“. Im zweiten Teil dieser Erzählung (der weiblichen Antwort auf *Don Correa*, in der ein tradiertes Frauenbild propagiert wird) dient das räumlich und zeitlich entfernte Amerika zur Zeit des Freiheitskampfes als exotische Folie, auf der die Konstellationen aus dem ersten Teil (der junge Thibaut des Vallornes schmeichelt im vorrevolutionären Frankreich verschiedenen Damen kleine Schmuckstücke ab, die er dann als Trophäen an die von der Dauphine de France geschenkte Uhrkette hängt) umgekehrt werden: Dem jungen, in schablonenhaften europäischen Denkmustern verhafteten Offizier („jeder von ihnen trug sein Stück Jean Jaques Rousseau im Leibe“), der nun in Nordamerika („Der frische Luftzug der neuen Welt, der gewaltige Hauch der Freiheit, der von ihm ausging“) für die Freiheit der Amerikaner kämpft („Gerade damals hatte die französische Begeisterung für den Freiheitskampf der Nordamerikaner ihren Höhepunkt erreicht“), werden von einem „roten Naturkind“ die mühsam eroberten Berlocken abgeluchst. Mit klischeehaften stilistischen Versatzstücken, in denen die Lektürevorlieben der Erzählerin und das mitt-

---

<sup>64</sup> Dewulf: *Wenn die Schweizer Heimat exotisch geworden ist* (Anm. 61), S. 3

<sup>65</sup> Gottfried Keller: *Martin Salander* (Anm. 58), Kap. 6.

<sup>66</sup> Dewulf: *Wenn die Schweizer Heimat exotisch geworden ist* (Anm. 61), S. 3.

<sup>67</sup><http://www.zeno.org/Literatur/M/Keller,+Gottfried/Erz%C3%A4hlungen/Das+Sinngedicht/12.+Kapitel,+sämtliche+Zitate+aus+Die+Berlocken> stammen aus dieser Quelle.

<sup>68</sup> Zur Erzählung s. Tobias Lachmann: *Irritationen von Identitäten. Deutsch-amerikanische Migrationsbewegungen in Gottfried Kellers Novelle „Regine“*. In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 38), S. 211-224.

<sup>69</sup>Eine brauchbare Definition des Begriffs „Auswanderung“ stammt von Wilhelm Mönckmeier (in: *Die deutsche überseeische Auswanderung. Ein Beitrag zur deutschen Wanderungsgeschichte*. Jena: Verlag von Gustav Fischer 1912): Auswanderung sei das Verlassen des Heimatlandes „zu dem Zweck im Auslande seinen Lebensunterhalt zu gewinnen.“ (Ebd., S. 2) Die (beabsichtigte) Dauer des Auslandsaufenthaltes, die vielen Auswanderer selbst nicht klar ist, wird in dieser Definition nicht angesprochen.

lerweile konsolidierte Narrativ Amerika zum Tragen kommen, wird das alte Europa aus der Zeit der Vermählung der Kaiserstochter Marie Antoinette mit dem Dauphin de France dem jungen, um seine Freiheit kämpfende Amerika gegenübergestellt, der blauäugige Enthusiasmus, „nun der wahren Natur und freien Menschlichkeit so unmittelbar gegenüberzustehen“, wird vom rüden Realismus des Amerikaners zu nichte gemacht, der das zu übersetzen vermag, was dem Europäer Thibaut als Engelszungen erschienen waren: „Das Weibsbild schreit immer, das sei ihr Verlobter, ihr Liebhaber, dessen Frau sie noch heute sein werde!“<sup>70</sup>

Das europäische Amerikabild ist zumindest janusköpfig geworden. Weiterhin bleibt der Gründungsmythos aufrecht, besonders das in der Präambel der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung festgehaltene Recht auf Streben nach Glück. Schon lange vor der Proklamierung der Erklärung am 4. Juli 1776 hatte eben diese Aussicht auf Freiheit und die Möglichkeit persönlicher Entfaltung viele Menschen aus Europa angelockt und gewiss nicht nur Armutsflüchtlinge oder religiös Verfolgte. Doch hatten sich, auch das schon früh, negative Aspekte herauskristallisiert, die dank der verbesserten Kommunikation nun in Europa bekannt waren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts war ein Bild von Amerika als einem Land entstanden, in dem man auch scheitern kann.

#### 4.

Besonders grandios scheiterte einer der prominentesten Schweizer Emigranten, der Einzelwanderer Johann August Suter, bekannt als General John A(ugustus) Sutter, der Kaiser von Kalifornien,<sup>71</sup> der Farmer vom Sacramento,<sup>72</sup> der während und wegen des Gold Rush 1848/49 all seinen Besitz verlor. Sutters Leben wurde in unzähligen literarischen Texten bearbeitet, mehrmals verfilmt, sein Name findet sich auf Wein- und Schnapsflaschen, unzählige Straßen sind nach ihm benannt.<sup>73</sup>

Die Informationen über Sutters Leben sind wenig gesichert. In *General J. A. Sutter. Ein Leben auf der Flucht nach vorn*<sup>74</sup> verweist Bernard R. Bachmann, selbst ein

---

<sup>70</sup> Zu dieser Erzählung s. Martin Stingelin: „es brach eine jener grimmigen Krisen von jenseits des Ozeans [...] herein“. Gottfried Keller und die Neue Welt. In: *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848* (Anm. 38), S. 225-236.

<sup>71</sup> So der Titel des an Sutters Biographie inspirierten Films von Luis Trenker aus dem Jahr 1936.

<sup>72</sup> Titel eines Jugendbuches von Robert Polt, erschienen 1953 im Verlag Kremer&Scheriau in Wien.

<sup>73</sup> Am 5. Mai 2004 brachte Associated Press online eine kuriose Mitteilung: In der kalifornischen Kleinstadt Davis verlangten 20 Anrainer eine Umbenennung von „Sutter Place“, da Sutter ein Rassist gewesen sei („abused and enslaved Indians“). Der Vorschlag wurde im Gemeinderat mit 3-2 abgelehnt.

<sup>74</sup> Bernard R. Bachmann: *General J. A. Sutter. Ein Leben auf der Flucht nach vorn*. Zürich: Verlag



Nachkomme schweizerischer USA-Auswanderer, auf die vier für Sutter existierenden Geburtsdaten:

Die Gemeinde Kandern in Südbaden, wo er geboren wird und aufwächst, registriert seine Geburt am 23. Februar 1803. Gemäss dem Kirchenregister von Kilchberg im Kanton Basel-Landschaft, zu deren Sprengel seine Heimatgemeinde Rünenberg gehört, wird er am 15. Februar 1803 geboren und am 23. Februar getauft. Die Inschrift auf Sutters Grab nennt als Geburtsdatum den 28. Februar. Sutter selbst berichtet, am 1. März geboren zu sein.<sup>75</sup>

und sieht darin eine Metapher für „eine der wichtigen Konstanten in Sutters Geschichte, nämlich die Unsicherheit darüber, wo Fakten aufhören und Lügenmärchen beginnen.“<sup>76</sup> Sutter, „Spiessbürger und Grandseigneur, Geschichtenerfinder und Geschichtsfigur, Spielball, Zuschauer, Akteur und gleichzeitig Opfer eines tumultuösen und spannenden Kapitels der Geschichte des 19. Jahrhunderts“<sup>77</sup> habe selbst in seinen *Lebenserinnerungen*<sup>78</sup> wichtige Abschnitte und Ereignisse verschwiegen oder beschönigt. Nur für die zehn Jahre in Kalifornien gibt es verlässliche Belege. Wohl war Sutter für die Entstehung des Mythos um seine Figur mitverantwortlich, doch fügt sich seine (wahre wie fiktive) Biografie perfekt in das Narrativ des *manifest destiny* und der *frontier* ein. Sutter war ein Westernheld ante litteram.

Aus einer wenig begüterten Familie stammend (der Vater war Vorarbeiter in einer Papierfabrik), als Tuchhändler in Burgdorf bei Basel gescheitert, phantasiert er anlässlich des ersten Goldfundes in Kalifornien von einem Familienwappen („I told them that I would get a ring made of this gold as soon as it could be done in California; and I have had a heavy ring made, with my family's coat of arms engraved on the outside, and on the inside of the ring is engraved, „The first gold, discovered in January, 1848.“<sup>79</sup>), gibt sich als ehemaliger Schweizer Gardist des französischen Königs aus und vermag „jene Atmosphäre starken Wollens und die edle Miene, die den Aristokraten auszeichnet“,<sup>80</sup> auszustrahlen. 1834 flieht er unter Zurücklassung einer Frau, einer Kinderschar und hoher Schulden steckbrieflich gesucht aus der Schweiz und fährt über New York nach Missouri, ans damalige Ende

---

Neue Zürcher Zeitung 2005.

<sup>75</sup> Ebd., S. 27.

<sup>76</sup> Ebd.

<sup>77</sup> Ebd.

<sup>78</sup> 1856 schreibt er eine erste Version, 1876 diktiert er in Lititz dem Historiker Herbert H. Bancroft seine Erinnerungen. Auf diesen Aufzeichnungen fußt *Neu-Helvetien: Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter/ nach den Handschriften erzählt von Erwin Gustav Gudde*. Leipzig 1934.

<sup>79</sup> *Hutchings' California Magazine*, November 1857. <http://www.sfmuseum.org/hist2/gold.html>

<sup>80</sup> Diese Erinnerungen der Tochter eines seiner Gläubiger in Missouri sind wiedergegeben in: James P. Zollinger: *Johann August Sutter: der König von Neu-Helvetien: sein Leben und sein Reich aus dem Jahr 1938* (Neuausgabe 2003 im Verlag der NZZ). Zitiert nach Bachmann (Anm. 74), S. 103.

der zivilisierten Welt, wo sich schon einige Schweizer niedergelassen hatten. Seine Familie wird indessen vom Armeninspektor und Sozialpionier Martin Biermann betreut, der 1868 die erste Biografie Sutters veröffentlichten und damit den Grundstein zur späteren verklärenden Sutter-Literatur legen sollte.<sup>81</sup>

Auf einer abenteuerlichen, 15 Monate dauernden Reise durchquert Sutter den amerikanischen Westen, handelt mit Biberfellen, trifft (und kauft) Indianer, fährt planlos von Fort Vancouver nach Hawaii (damals Sandwich–Inseln, sozusagen der Westen zur Potenz), nach Alaska (das damals russisches Besitztum war) und von da schließlich nach Kalifornien, in die Bucht von San Francisco. Der Plan, in Kalifornien zu Geld zu kommen, um eine Schweizer-Kolonie zu gründen, dürfte erst während dieser Reise Gestalt angenommen haben. In dieser zweiten Phase seines Lebens entspricht Sutter mit seiner rastlosen Vorwärtsbewegung (Go West, Young Man!) dem Bild des zivilisierten, gleichwohl nicht degenerierten Weißen, der den leeren Raum im Westen zum Zweck der Besiedlung durchquert und erschließt, der mit harter Arbeit aus Brachland einen Garten Eden zu machen versteht.<sup>82</sup>

1839 erhält Sutter von der Republik Mexiko die Bewilligung, eine Siedlung zu errichten. Sie erhält den Namen *Nueva Helvecia*<sup>83</sup> und wird eine blühende landwirtschaftliche Siedlung, die Sutter bald befestigen lässt. Finanzielle Probleme löst er manchmal durch Verkauf oder Verpachtung von Indianern. Die strategische Lage an den Verbindungswegen und Sutters Gastfreundschaft machen das Fort bald zu einem Treffpunkt von Persönlichkeiten der Geschichte Nordamerikas: John Bidwell, der spätere Präsidentschaftskandidat; der Trapper und Scout Kit Carson; John Charles Fremont; 1846 ist Sutter in die Rettung der berüchtigten Donner-Party involviert, die Überlebenden machen bei ihm Station. Sutter plant die Gründung einer Stadt, Suttersville.

1848 beendet der Vertrag von Guadalupe Hidalgo den Mexikanisch-Amerikanischen Krieg und Kalifornien geht mit weiteren Gebieten Mexikos in den Besitz der Vereinigten Staaten über. Dennoch bleibt Kalifornien isoliert, die Rocky Mountains stellen immer noch eine fast unüberwindliche Barriere dar, Reisende aus

---

<sup>81</sup> Martin Biermann: *General Job. Aug. Suter. 1868*. 1989 erschien ein Nachdruck als Heft 73 der „Guten Schriften“, Basel: Verlag des Kantons Basel-Landschaft.

<sup>82</sup> 1879 wird Robert Louis Stevenson bei seinem Kalifornienaufenthalt begeistert das Bild eines Garten Eden aufgreifen: „By afternoon we were in Sacramento, the city of gardens in a plain of corn.“ Robert Louis Stevenson: *The Amateur Emigrant*. In: *The Works of Robert Louis Stevenson*. Swanston Edition vol. II. London: Chatto and Windus 1911, S. 136.

<sup>83</sup> Einige Jahre später sollte der Schweizer Frühsozialist Andreas Dietsch die Utopistenkolonie Neu-Helvetia in Missouri gründen. Mit seiner Schrift *Die Gründung von Neu-Helvetia, ein sicherer Wegweiser für Auswanderungslustige, welche in Amerika ihr Glück suchen und begründen wollen* aus dem Jahr 1843 weckte er das Interesse vieler Auswanderungslustiger, 1844 führen zunächst Dietsch und 43 weitere Personen nach Amerika. Dietsch starb 1845, die Kolonie (nunmehr unter dem Namen *Communia*) fand 1864 ein Ende. Wie Purrysburg ist das Gebiet heute unbesiedeltes Land.

den Staaten im Osten (und aus Europa) nehmen meist die Route über den Isthmus von Panama. Sutter wird von der jungen amerikanischen Verwaltung ob seiner Erfahrung zum Unteragenten für Indianerangelegenheiten ernannt. Er ist vor allem in Landwirtschaft, Rinderzucht, Holzhandel und Jagd tätig und besitzt drei Mühlen und eine Gerberei, steckt aber weiterhin in finanziellen Schwierigkeiten.

Bei einem Probelauf einer Sägemühle, die er für Sutter in Coloma baut, entdeckt James Marshall im Januar 1848 Gold. Sutter beschreibt selber, wie er vom Goldfund erfuhr:

January 28th. Marshall arrived in the evening, it was raining very heavy, but he told me he came on important business. After we was alone in a private Room he showed me the first Specimens of Gold, that is he was not certain if it was Gold or not, but he thought it might be; immediately I made the proof and found that it was Gold. I told him even that most of all is 23 Carat Gold; he wished that I should come up with him immediately, but I told him that I have to give first my orders to the people in all my factories and shops. Marshall picked up the first flakes in the mill race at the Coloma sawmill Jan. 24, 1848.<sup>84</sup>

Die Nachricht vom Goldfund verbreitet sich, die Arbeiter verlassen ihre Plätze, um in Coloma Gold zu suchen: „So soon as the secret was out my laborers began to leave me, in small parties first, but then all left, from the clerk to the cook, and I was in great distress.“ schrieb Sutter im *Hutchings' California Magazine* von November 1857, um resigniert zu enden: „By this sudden discovery of the gold, all my great plans were destroyed. Had I succeeded for a few years before the gold was discovered, I would have been the richest citizen on the Pacific shore; but it had to be different. Instead of being rich, I am ruined.“<sup>85</sup>

Der Gold Rush bringt Menschen aus der ganzen Welt nach Kalifornien: So folgte z.B. Heinrich Schliemann seinem Bruder Ludwig, einem Goldgräber, und gründete eine Bank für Goldhandel in Sacramento. Auch der Schweizer Großvater des Schriftstellers Friedrich Glauser soll auf diese Art sein Glück versucht haben.<sup>86</sup> Schon ein Jahr nach Marshalls Fund schreibt die Neue Zürcher Zeitung<sup>87</sup> von einem Auswanderungsfieber nach Kalifornien, überall finde man Gold<sup>88</sup> und niemand wol-

---

<sup>84</sup> Sutters vom 28. Januar 1848.  
<http://www.sfmuseum.org/hist2/sutdiary2.html#1848> .

<sup>85</sup> The Discovery of Gold in California by Gen. John A. Sutter.  
<http://www.sfmuseum.org/hist2/gold.html>

<sup>86</sup> In einem Brief vom 15. Juni 1937 schrieb Glauser über seine Herkunft: „1896 geboren in Wien von österreichischer Mutter und Schweizer Vater. Grossvater väterlicherseits Goldgräber in Kalifornien (sans blague), mütterlicherseits Hofrat.“  
(aus: [http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_Glauser](http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Glauser))

<sup>87</sup> *Neue Zürcher Zeitung* vom 10. Januar 1849, abgedruckt in Bachmann (Anm. 74), S. 166.

<sup>88</sup> Schon Anfang des 16. Jahrhunderts beschrieb der spanische Schriftsteller Garcé Ordóñez de Montalvo in seinem Ritterroman *Las sergas de Esplandián* eine sagenhafte Insel mit Namen

le mehr dienen. In kürzester Zeit wurde San Francisco zur größten Stadt westlich des Mississippi, Ende 1849 lebten dort schon etwa 25.000 Einwohner. Die „Forty-Niners“, zum Großteil Squatter, verdrängten Sutter schließlich von seinem Fort, er zog sich mit seiner Familie auf eine Farm zurück. (1849 hatte Sutter einen Mitarbeiter, den jungen Glarner Auswanderer Heinrich Lienhard, nach Europa geschickt, um die Familie nachkommen zu lassen. Lienhard veröffentlichte in der Schweiz einen ersten Erfahrungsbericht über Sutter und den Gold-Rush<sup>89</sup> als Informationsquelle für seine Landsleute. Weitere wertvolle Aufzeichnungen Lienhards, in denen die Eroberung des Westens und auch Sutter sehr kritisch behandelt werden, erschienen postum in der Schweiz, erstmals 1898 in der Bearbeitung eines Freundes.<sup>90</sup>) Die weiteren Jahre erfährt Sutter Ehrungen, gehört dem Gremium an, das Kalifornien als Staat der Vereinigten Staaten anerkannt sehen will und dazu eine kalifornische Verfassung erarbeitet, erhält 1853 den Rang eines Generalmajors der kalifornischen Miliz, und lässt sich in dekorativer Uniform als Volksheld feiern. Er wird jedoch nicht zum Gouverneur von Kalifornien gewählt. Um seine Besitzansprüche gegenüber den Squattern durchzusetzen, geht er vor Gericht, verliert aber (wegen Unklarheiten in den mexikanischen Landschenkungen) das Recht auf den größten Teil seiner Ländereien. 1865 wird Hock-Farm wahrscheinlich durch Brandstiftung zerstört, Sutter, der nun nur mehr um eine Entschädigung und Bezahlung für seine Dienste kämpft, zieht in den Osten Amerikas, um seine Prozesse besser verfolgen zu können, und lässt sich in der Herrenhuter-Niederlassung Lititz ein zweistöckiges Backsteinhaus bauen (was im Gegensatz steht zu der von seinen Biographen gern aufgegriffenen Selbststilisierung eines gänzlich Verarmten). Am 18. Juni 1880 stirbt Sutter in einem Hotelzimmer in Washington, bevor sein Anspruch auf Entschädigung im Kongress behandelt wird.

Dieses bewegte, dennoch wenig greifbare Leben vor dem mythopoetischen Hintergrund des extremen amerikanischen Westens wurde bald in unterschiedlichen literarischen Texten (auch im erweiterten Sinn in Filmen) benützt.<sup>91</sup> 1925 erschien

---

Kalifornien, die westlich von Indien liege und von Amazonen bevölkert sei: „Their arms were all of gold, and so was the harness of the wild beasts which they tamed to ride, for in the whole island there was no metall but gold.“ Zitiert in Owen Cochran Coy und John Russell McCarthy: *Gold Days of the Series California*. Kessinger Pub. Co. 2004, S. 1. Dieser Roman beeinflusste Hernán Cortés bei der Erforschung der Westküste Amerikas.

<sup>89</sup> Heinrich Lienhard: *Schilderungen aus Kalifornien, die Entdeckung des Goldreichthums und dessen Folgen*. In: *Glarner Zeitung* vom 28. November, 1., 5., 8. und 12. Dezember 1849.

<sup>90</sup> Joh. Kaspar Leemann (Hg.): *Kalifornien unmittelbar vor und nach der Entdeckung des Goldes. Bilder aus dem Leben von Heinrich Lienhard von Bilten, Kanton Glarus, in Nauvoo, Nordamerika. Ein Beitrag zur Jubiläumsfeier der Goldentdeckung und zur Kulturgeschichte Californiens*. Zürich: Fäsi u. Beer 1898, 1900. Ein Teil von Lienhards Manuskript erschien 2010: Heinrich Lienhard: „*Wenn Du absolut nach Amerika willst, so gebe in Gottesnamen!*“. *Erinnerungen an den California Trail, John A. Sutter und den Goldrausch, 1846–1849*. Hg. v. Christa Landert, mit einem Vorwort von Leo Schelbert. Zürich: Limmat Verlag 2010.

<sup>91</sup> Ich gehe in dieser Arbeit nur marginal auf die auch in Amerika zahlreich erschienenen Sutter-

in Frankreich der Roman *L'Or. La merveilleuse histoire du général Johann August Suter*<sup>92</sup> von Blaise Cendrars, der den König von Kalifornien weltbekannt machte und auf den sich die meisten späteren Werke stützen. Im Jahr des Erscheinens wird *L'Or* von Cendrars' Freund Ivan Goll ins Deutsche übertragen.<sup>93</sup>

Schon als Kind hatte der Schweizer Schriftsteller in alten Ausgaben des *Hinkenden Boten* über die phantastischen Abenteuer des Eroberers von Kalifornien gelesen,<sup>94</sup> 1912 begeisterte er sich für eine redigierte Fassung von Birmanns Biographie, die er von seinem Jugendfreund, dem Schweizer Bildhauer Auguste Suter erhalten hatte (den er für einen Verwandten des Generals hielt): „Quel grand destin a été celui de votre grand-père! Un homme ruiné par la découverte de l'or! Magnifique! Magnifique! Magnifique!”<sup>95</sup> *L'Or* ist der erste und erfolgreichste Roman Cendrars, der vorher als Lyriker bekannt geworden war. Cendrars stützt sich zwar (stellenweise wortgetreu) auf Birmanns Buch und ein weiteres Zeitzeugnis, einen Bericht über eine Kalifornienreise des französischen Geologen Louis Simonin<sup>96</sup> aus dem Jahr 1862, doch ist *L'Or* alles andere als eine Biographie Sutters. Cendrars übernimmt zum Teil die Fehlinformationen seiner Gewährstexte, zum Teil schafft er intertextuelle Bezüge (so wird Sutters Hock-Farm bei ihm zu L'Ermitage, als Hommage an Jean-Jacques Rousseau), oder dramatisiert die Ereignisse: Am Ende seines Lebens ist Suter [sic] Witwer (tatsächlich starb seine Frau nach ihm), gänzlich verarmt und ein willenloses Spielzeug in den Händen eines niederträchtigen Sektierers und stirbt von den Gassenjungen verspottet auf den Stufen zum Kapitol in Washington. Auch Marshall nimmt ein nicht den Tatsachen entsprechendes, aber dramatisch wirkungsvolles Ende: Bei einer letzten (nicht historischen) Begegnung mit Suter in Washington „wälzt [er] sich am Boden, füllt sich Mund, Augen und Ohren mit Kot und wühlt gierig mit den Händen im Schmutz und im Pferdedreck herum. [...] Marshall erkennt Suter auch, und während sie ihn wegführen, schreit er ihm zu: 'Herr, Herr, ich hatte es Ihnen ja gesagt, das Gold ist überall, alles ist von Gold!'”<sup>97</sup>

Suter ist ein Cendrarscher Held, ein Welteneroberer, der einen Traum, eine heldenhafte Vision wahr machen möchte. Für den Roman, dessen Struktur (17 Kapitel und 74 Abschnitte) und atemlose Handlungsfolge der Filmtechnik entsprechen, beginnt sich Hollywood zu interessieren. Schon 1924 war (zunächst als Fort-

---

Biographien ein.

<sup>92</sup> Im Verlag Grasset.

<sup>93</sup> Blaise Cendrars: *Gold. Die fabelhafte Geschichte des Generals Johann August Suter*. Zürich: Rhein-Verlag 1925. Eine Neuübersetzung von Marlis und Paul Pörtner erschien 1960 unter dem Titel *Gold. Der Lebensroman des General Suter* im Verlag der Arche in Zürich.

<sup>94</sup> So erzählt von Georges Sausser, dem Bruder von Cendrars. Zitiert im Vorwort von Claude Leroy zu Blaise Cendrars: *L'Or suivi de Rhum e de L'Argent*. Paris: Denoël 2001. S. XIV.

<sup>95</sup> Ebd., S. XV.

<sup>96</sup> Diesen Bericht erwähnt Cendrars namentlich im XI. Kapitel (Cendrars [Anm. 93], S. 104): „Relation d'un voyage en Californie, 1862 in *Le Tour du Monde* veröffentlicht”.

<sup>97</sup> Ebd., S. 158.

setzungsfilm) *Days of '49* herausgekommen, ein ziemlich frei erfundener Slam-bang-Western. Für den neuen Film sollte William Faulkner das Drehbuch schreiben, Howard Hawks Regie führen, auch Sergei Eisenstein, der Cendrars in Paris kennengelernt hatte, will *Gold* verfilmen, doch das Projekt wird wieder fallengelassen (Eisensteins Drehbuch und Skizzen sind noch erhalten). Schließlich kam 1936 *Sutter's Gold* unter der Regie von James Cruz in die Kinos und wurde der größte Misserfolg der Universal Studios. Grundlage für das Drehbuch war nicht nur Cendrars Roman gewesen sondern auch Bruno Franks Schauspiel *Der General und das Gold* aus dem Jahr 1932, das seinerseits durch Egon Erwin Kischs *Ballade von Sutters Fort* (1929) angeregt worden war.

1936 hatte auch Luis Trenkers zweiter<sup>98</sup> in Amerika spielender Film *Der Kaiser von Kalifornien* Premiere. Trenker verfasste das Drehbuch, führte Regie und spielte Johann August Sutter. Wie in den meisten Filmen Trenkers lag hier das Hauptinteresse darin, „pioneering odysseys“ zu zeigen, „rites de passage were used to symbolise the hero's strength and purpose“<sup>99</sup>. Im Unterschied zu Cendrars wird sowohl bei Eisenstein als auch bei Cruze und Trenker der Westernaspekt der Geschichte betont. Wenn Bergfilme als vertikale Western bezeichnet worden sind,<sup>100</sup> so könnte man Trenkers einzigen Western umgekehrt als horizontalen Bergfilm sehen: Im Kampf gegen eine feindliche (amerikanische) Umwelt durchmisst das auf sich gestellte (heldenhafte) Individuum (bei Trenker ein Deutscher), die weite Landschaft, trifft auf Büffel, Koyoten, Indianer und zwielichtige Gestalten, muss schließlich gegen den geifernden Mob verlieren. Schon in *Der verlorene Sohn* (1934) hatte Trenker ein dystopisches Bild vom Amerika zur Zeit der Wirtschaftskrise gezeichnet. 1961 veröffentlichte er den Roman *Der Kaiser von Kalifornien*, in dessen Nachwort er auf zwei Quellen verweist: Die „siebenbändige von Herbert H. Bancroft verfasste History of California und E. G. Guddes Schriften“.<sup>101</sup> Herbert H. Bancroft hatte die Gespräche mit Sutter in Lititz aufgezeichnet, die Notizen wurden vom deutsch-amerikanischen Germanisten Erwin Gustav Guddé bearbeitet und erweitert und 1934 unter dem Titel *Neu-Helvetien: Lebenserinnerungen des Generals Johann August Sutter/nach den Handschriften erzählt* herausgebracht und sind eine der verlässlichsten Quellen zu Sutters Leben.<sup>102</sup> Trenkers Roman-Sutter ist ein Schweizer („Ich bin

<sup>98</sup> In *Der verlorene Sohn* (1934) zeigt Trenker z.T. mit authentischen Aufnahmen das wenig verlockende Amerika zur Zeit der Great Depression.

<sup>99</sup> Christopher Frayling: *Spaghetti Westerns: Cowboys and Europeans from Karl May to Sergio Leone*. New York: I.B. Tauris & Co.Ltd. 1989. Zitiert nach der erweiterten Taschenbuchausgabe 2006, S. 11/12.

<sup>100</sup> *Der Spiegel*, Heft 49/2007.

<sup>101</sup> Luis Trenker: *Der Kaiser von Kalifornien*. Hamburg: Verlag der Freizeitbibliothek 1961. Hier zitiert nach der Ausgabe Wien, München: Amalthea 1974, S. 348.

<sup>102</sup> Wichtige und verlässliche Quellen sind auch die Arbeiten von Peter Zollinger: *Johann August Sutter's European Background* (=California Historical Society Quarterly, März 1935), in dem erstmals auf die Zeit vor Sutters Flucht aus Europa eingegangen wird, und Johann August Sutter: *der König von Neu-Helvetien: sein Leben und sein Reich*, 1938 im Zürcher Schweizer-Spiegel

Schweizer, Sir, und das möchte ich bleiben, solange ich lebe.“<sup>103</sup>), ein Old Shatterhand aus dem Baselbiet, dem je nach Situation unterschiedliche, jedoch immer Schweizer Sam Hawkins zur Seite gestellt werden (die historische Gestalt Ermatinger oder Pater Gabriel, „Gäbi“[sic]), ein liebevoller Ehemann und Wohltäter („Un-sinn, Gäbi, ich pfeife auf Macht und Reichtum, das weißt du. Aber ich habe endlich ein Feld gefunden, das vielen Menschen Arbeit und Brot und eine glückliche Zukunft verspricht.“<sup>104</sup>) Der Roman endet mit Sutters Blick über das brennende San Francisco und dem abschließenden Satz des Richters: „Aber es ist Ihr Land.“<sup>105</sup>

Sutter taucht in weiteren Filmen auf: So z.B. in *Kit Carson* aus dem Jahr 1940, Regie George B. Seitz; in der Folge *The Pathfinder* der amerikanischen Fernsehserie *The Great Adventure* (1964), der Geschichte des Treffens zwischen John Charles Fremont und Sutter, sowie in der französischen Fernsehserie *Fortune* (1969), die auch in der Schweiz ausgestrahlt wurde. (Hier wird der europäische Edelmann den ungehobelten Amerikanern gegenübergestellt.); in *Donner Pass: The Road to Survival*, einem Fernsehfilm aus dem Jahr 1978, in *California Rush* (1981), *Dream West* (1986) und in *General Sutter*, einer schweizerisch-amerikanischen Gemeinschaftsproduktion.

Auf Cendrars Roman basieren zahlreiche literarische Werke, sodass Claude Leroy zugespitzt sagen kann: „Avant Cendrars Suter n’existait pas.“<sup>106</sup> Leroy verweist auch darauf, dass in Guillaume Apollinaires postum erschienenem Roman *La femme assise* (1920) Marshall (ungenannt) auftritt, der angeblich durch den Glanz des Goldes erblindet sei, das er fand, als er für den „ancien capitaine des Suisse du roi de France Charles X“ arbeitete. Cendrars habe seinen Freund Apollinaire mit den Abenteuern des Generals unterhalten.<sup>107</sup> Der bekannteste unter Cendrars Epigonen ist zweifellos Stefan Zweig: *Die Entdeckung Eldorados*, in der Cendrars namentlich erwähnt wird, gehörte zu den „Fünf historischen Miniaturen“ der ersten Ausgabe von *Sternstunden der Menschheit* aus dem Jahr 1927 und besteht aus drei kurzen Teilen: *Der Europamüde*, der längste Teil, der von Suters [sic] Ankunft in Amerika bis zum Goldfund handelt, zeichnet nicht ohne unbeabsichtigte Komik in kargen Worten eine entbehrungsreiche Reise. „Aber Johann August Suter hat Abenteurerblut [...] rüstet eine Expedition mit Wagen und Pferden und Büffelherden [sic!] aus und zieht vom Fort Independence ins Unbekannte.“<sup>108</sup> Jahreszahlen skandieren den

---

Verlag erschienen, Neuauflage bei NZZ libro, Zürich 2003; von Richard Dillon: *Fool’s Gold. The Decline and Fall of Captain John Sutter of California*, New York 1967; von Albert L. Hurtado: *John Sutter: A Life on the North American Frontier*. Norman OK: University of Oklahoma Press 2006.

<sup>103</sup> Luis Trenker: *Der Kaiser von Kalifornien* (Anm. 101), S. 112.

<sup>104</sup> Ebd., S. 192.

<sup>105</sup> Ebd., S. 346.

<sup>106</sup> Im Vorwort zu Cendrars (Anm. 93), S. XV.

<sup>107</sup> Ebd., S. 333.

<sup>108</sup> Stefan Zweig: *Sternstunden der Menschheit*. Frankfurt/Main und Hamburg: Fischer Verlag 1964. S. 99.

Gang des einsamen Helden durch die Geschichte, sein Erfolg wird in Superlativen vermerkt, der Kontrast zwischen dem europäischen (und amerikanischen) Tatmenschen und den verwahrlosten, arbeitsscheuen Mexikanern in drastischen Worten aufgezeigt. Der zweite Teil, *Der Rush*, zeigt das Aufbäumen eines Titanen, *Der Prozess* sein Ende. Zweig hat aus seiner einzigen Quelle, dem Roman Cendrars, alle Fehler übernommen: Das Todesdatum von Frau Suter, den Namen Ermitage statt Hock-Farm, Suters Ende als Bettler auf den Stufen des Kapitols. Doch war es im deutschen Sprachraum Zweigs Miniatur, die Sutters Geschichte einem breiteren Publikum bekannt gemacht hat.

Ähnlich Cendrars verpflichtet ist Egon Erwin Kisch. Seine *Ballade von Sutters Fort* aus der Reportagensammlung *Paradies Amerika*<sup>109</sup> wurde durch einen Besuch Kischs in Sacramento inspiriert: „Hierher, in dieses Zimmerchen [...] führte am 28. Januar 1848, einem regnerischen Tag, der Kommandant Johannes August Sutter seinen Angestellten James W. Marshall.“<sup>110</sup> Kischs Sutter („ein Deutscher“) ist ein rein literarisches Konstrukt, das wenig mit der historischen Gestalt zu tun hat. Ein Welteneroberer („Er ging als Handelsmann nach Afrika“), ein Sagenheld, der nach „ungehobenen Schätzen im wilden Westen“ sucht, dem das passende heroische Wetter zudedacht wird „Und draußen klatschte der Regen“ (sieben Wiederholungen auf achteinhalb Seiten Text). Cendrars Fehler werden auch von Kisch übernommen. Dass er damit dem selbst erhobenen Wahrheitsanspruch nicht gerecht wird („Der Reporter hat [...] unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern“<sup>111</sup>) wird durch die Bezeichnung Ballade konterkariert und von Kurt Tucholsky wohlwollend entschuldigt: „Es zählt nur: [Die Geschichten] hätten sich so ereignen können.“<sup>112</sup>

Auf zwei Dramen soll kurz eingegangen werden:

In *Die Geschichte vom General Johann August Suter* [sic] des Schweizer Dramatikers Cäsar von Arx von 1928, einem Schauspiel in zwei Teilen, in dem in deftiger Sprache Suter anfangs als charmanter, volksnaher Kraftmensch und krimineller Opportunist dargestellt wird, der sogar seine Kameraden bestiehlt, ist die historische Situation nur der Rahmen, in dem ein Familiendrama zur Entfaltung kommt, morbide zwischenmenschliche Beziehungen aufgedeckt werden. Der Bodenbesitz verändert den landesflüchtigen Suter, er wird zum eifersüchtigen Familienvater. Anders als in den Auswanderersituationen bei Gottfried Keller (etwa in *Martin Salander*), wo die fehlende Veränderung im Äußeren hervorgehoben wird, zeigt sich Suter geschockt von den Veränderungen im Gesicht seiner Frau und verwechselt sie

<sup>109</sup> Egon Erwin Kisch *beehrt sich anzubieten: Paradies Amerika*. Berlin 1927.

<sup>110</sup> Ebd., S. 250.

<sup>111</sup> Kischs oft zitierter Ausspruch findet sich in *Der rasende Reporter*, Vorwort zur ersten Ausgabe, 1925.

<sup>112</sup> Kurt Tucholsky: *Kritiken und Rezensionen*. In: *Gesammelte Schriften* (1907–1935).  
<http://www.textlog.de/tucholsky-kritiken.html>



bewusst mit seiner Tochter („Dein Haar – weich und braun – [...] kein Rünzelchen bricht deine Haut – Du!“ und küsst sie auf den Mund.“<sup>113</sup>) Die inzestuösen Gefühle für seine Tochter finden ihre Entsprechung im Opfertod des Sohnes, der in den Kleidern des Vaters vom Mob erschossen wird. Am Ende des Stücks stirbt Suter beim kafkaesken Versuch, zum Chef vorgelassen zu werden: „Suter (außer sich): Wo ist der Chef??! Was ist der Chef??! Wer ist der Chef??! Ich will den Chef sehen!!!“<sup>114</sup>

Bruno Frank erklärt in einer Vorrede zu seinem Schauspiel *Der General und das Gold*<sup>115</sup>, Suter und die allgemeine Linie seines Schicksals seien historisch. Im Übrigen seien fast alle Situationen und die meisten Figuren frei erfunden. Dem vom Schicksal getriebenen Suter werden zwei emblematische Figuren gegenübergestellt: der bodenverhaftete, pragmatische Ulrich Rüttimann, sein treuer Schweizer Reisegefährte, der ihn bis zum Tod vor dem Kapitol zur Seite steht, und eine sinnliche Frauengestalt, ein Kanakenmischlingsmädchen mit dem vielsagenden Namen Gloria, die Verkörperung einer schicksalhaften Macht und der Gegensätze, die Suter in den Untergang führt. Der gradlinige Rüttimann hingegen ist in scharfem Konflikt mit Gloria Sutter in einer (auch für den Western typischen) Männerfreundschaft ergeben<sup>116</sup> und die (ungehörte) Stimme der Vernunft. Das Stück behandelt die Zeit ab Suters Ankunft in Kalifornien und zeigt wie bei Cäsar von Arx einen Europa bzw. der Schweiz ungleich stärker als bei anderen Autoren verhafteten Farmer und Politiker, Weinbauern und gastfreundlichen Genussmenschen. Der Goldfund ist die Nemesis, der sich Suter nicht entziehen kann:

Suter: Ulrich – ich hab gelesen über das Land hier. Es ist schon lang eine Sage unter den Menschen, hier sei Gold. Es ist schon mancher hergezogen – vor grauen Tagen. In der Zeit vor Zwingli schon – da ist der Cortez gekommen, der Blutige, und hat’s finden wollen und dann der Cabrillo aus Portugal und aus England der Francis Drake, – Kartoffeln hat er heimgebracht nach England, aber kein Gold, und das war auch besser. Keiner hat was gefunden, und das Geheimnis ist eingeschlafen – und da hebst du’s jetzt auf aus Flußsand ... Ich hab immer schon Angst gehabt vor so was.

Rüttimann (schaut ihn an): Du hast Angst gehabt?

Suter: Angst, Uli, Heidenangst, Geisterangst ... So, wie mich’s damals hergerufen hat und hergezogen auf das pure Wort Kalifornien – unwiderstehlich, keinen Grund hätt’ ich nennen können, – so reißt’s mich jetzt davon weg! [...] Lies in den alten Geschichtsbüchern, Uli, wenn du Zeit hast am Abend –

---

<sup>113</sup> Cäsar von Arx: *Die Geschichte vom General Johan August Suter*. Zürich/New York: Oprecht: 1947, S. 36-38.

<sup>114</sup> Ebd., S. 74.

<sup>115</sup> Bruno Frank: *Der General und das Gold*. Schauspiel in einem Prolog und acht Bildern. Berlin: Drei Masken Verlag 1932.

<sup>116</sup> Vgl. Gustav Frank: *‘Männervelten’ an der ‘frontier’. Charles Sealsfield/Karl Postls Cajütenbuch (1841) als autoethnologischer Utopos*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. Hg. v. Alexander Ritter (=Sealsfield Bibliothek. Wiener Studien und Texte, Band 1). Wien: Edition Praesens 2004.

dann wirst du sehen, was der Weg des Golds gewesen ist immer auf der Erde:  
Bruder- und Kindesblut fließt auf dem Wege, Eiter und Elend und Pest und  
Tod.<sup>117</sup>

Diese Textstelle ist eine Hommage an Kisch, dem Frank die Inspiration zur Niederschrift verdankt.<sup>118</sup> In seiner *Ballade* (in der der *Esplandián* nicht erwähnt wird<sup>119</sup>) hat das Gold schon eine ähnlich schicksalschwere Bedeutung:

Ja, es war Gold. In der Zeit der antiken Sagen ruderten die Argonauten hierher, um es zu finden, vor vierhundert Jahren kam der Konquistador Cortez um des Goldes willen an, nach ihm der portugiesische Seefahrer Cabrillo, und schließlich landete 1537 Sir Francis Drake in der Bucht von San Francisco, entschlossen, das ewig lockende Mineral aus seinem Versteck zu holen. Keinem war es beschieden. Dem Sägemüller Marshall war es beschieden.<sup>120</sup>

Jürg Weibels *Saat ohne Ernte. Legende und Wirklichkeit im Leben des General Johann August Sutter*<sup>121</sup> stellt eine hybride Form von Dichtung und Wahrheit dar. Weibel, der nicht den Anspruch stellt, ein wissenschaftliches Werk zu liefern, erinnert zu Beginn des Buches dankbar an die Biographie Zollingers, der jedoch nicht namentlich genannt wird („ein amerikanischer Biograph“<sup>122</sup>) und von dem er ganze Textteile übernimmt ohne sie als Zitate kenntlich zu machen, und fügt Fotos und Landkarten ein.

1953 erschien *Dr Gänneral Sutter – D Lääbensgschicht vom Johann Auguscht Sutter baselbieterdütsch* vom Mundartdichter Traugott Meyer.<sup>123</sup>

## 5.

In seiner 1982 erschienenen *Ballade von der Typhoid Mary*<sup>124</sup> setzt der Schweizer Autor Jürg Federspiel (1931-2007) einer historischen Ausgewanderten ein literarisches

---

<sup>117</sup> Bruno Frank: *Der General und das Gold* (Anm. 115), S. 46-47.

<sup>118</sup> S. dazu E. A. Kubler: *Johann August Sutter in der deutschen Literatur*. In: *Monatshefte für Deutschen Unterricht*. University of Wisconsin, Vol. XXVII, Number 4, April 1935, S. 121 – 129. In seinem kritischen Essay misst Kubler den Wert der Sutterliteratur an ihrem Wahrheitsgehalt: „Was bisher geschrieben wurde ist ein Zwischending zwischen historischer Biographie und literarischem Kunstwerk.“ S. 129.

<sup>119</sup> S. Anm. 88.

<sup>120</sup> Kisch (Anm. 109), S. 253.

<sup>121</sup> Jürg Weibel: *Saat ohne Ernte. Legende und Wirklichkeit im Leben des General Johann August Sutter*. Basel: Verlag Nachtmaschine 1982.

<sup>122</sup> Ebd., S. 12.

<sup>123</sup> Im Verlag Lüdin, Liestal 1953.

<sup>124</sup> Jürg Federspiel: *Die Ballade von der Typhoid Mary*. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag 1982. Die folgenden Zitate aus dem Werk stammen aus der Taschenbuchausgabe: suhrkamp taschenbuch 1992.

Denkmal: Die 1869 in Irland geborene Mary Mallon kam 1884 in die USA, wo sie lange Zeit als Köchin arbeitete. Sie war die erste Person, die in den USA als Dauerausscheiderin (selbst immune Typhusüberträgerin) identifiziert worden war. 57 Personen soll sie mit Typhus angesteckt und den Tod von dreien verursacht haben, was ihr den Übernamen Typhoid Mary einbrachte. 1938 starb sie an Lungenentzündung im Quarantänespital auf North Brother Island, wo sie die letzten 23 Jahre ihres Lebens in Zwangsisolation, gleichsam in Gefangenschaft verbracht hatte – das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist in einer dystopischen Schreckensvision ins Gegenteil verkehrt. Als sprichwörtlich<sup>125</sup> gewordene «Typhoid Mary» ist Mary Mallon zu einer Wanderlegende geworden und fand Eingang in die Kunst.<sup>126</sup>

Federspiels Text gibt in lapidaren Beschreibungen Einblicke in die Umstände, die den Weggang aus der Heimat bedingten und begleiteten,<sup>127</sup> die Zustände auf einem Auswandererschiff<sup>128</sup> samt Angabe der Temperatur unter Deck („mitunter eine Hitze von 94 Grad Fahrenheit“<sup>129</sup>), das Leben in dem neuen Land. Gleichwohl ist die aus 45 Strophen bestehende, historisch penibel recherchierte Prosa-Ballade

---

<sup>125</sup> Als uneinsichtige Überträgerin von Krankheiten. Vgl. Typhoid Adware als computer security threat; als Überträger/in von Computerviren („it takes only one Typhoid Mary computer to infect a whole network.“ [http://reviews.cnet.com/4520-3513\\_7-5129551-1.html](http://reviews.cnet.com/4520-3513_7-5129551-1.html))

<sup>126</sup> Aus Federspiels Ballade ging ein Comic der Schweizer Zeichnerin Ursula Fürst hervor: *Die Ballade von der Typhoid Mary*. Zürich: Edition Moderne 1990; 1991 wird das Theaterstück *Forgiving Typhoid Mary* des amerikanischen Autors Mark St. Germain uraufgeführt; im Jahr 2000 komponierte Nick Redfern nach seinem 1990 verfassten Libretto die esoterische Kammeroper *Typhoid Mary*. In Gestalt einer geisteskranken Killerin taucht Typhoid Mary recte Mary Walker, auch Typhoid, Walker, Bloody Mary oder Mutant Zero genannt, 1988 zum ersten Mal in der Serie *Daredevil* der Marvel Comics auf, findet sich später aber auch in anderen Serien des Verlags. 2004 wurde die Fernsehdokumentation *Typhoid Mary: The Most Dangerous Woman in America* in der Serie Nova des US-Senders WGBH ausgestrahlt.

<sup>127</sup> Im Alter habe Mary „sich mit erstaunlicher Genauigkeit an ihre frühe Kindheit erinnern können. Etwa an den Dorfpfarrer namens Fopp, der dem verarmten Familienvater und Bauern Caduff eine lächerliche Geldsumme in die Hand gedrückt habe, eine Art Handgeld für die Auswanderung, was reine Heuchelei gewesen sei. Man wollte die Familie loswerden, weil man fürchtete, die Gemeinde müsse am Ende für sie aufkommen.“ (Federspiel [Anm. 124], S. 153).

<sup>128</sup> „Die Überfahrt muss infernalisch gewesen sein. Man hatte alles, was irgendwie Platz wegnahm, entfernt, um die 544 Passagiere so an Bord unterzubringen, als wär’s tatsächlich eine Fracht. Wenn man sich in diesem unserem 20. Jahrhundert eine Überbevölkerung und deren Folgen vortellen will, so könnte die Leibnitz jener Zeit als Modell dienen. Draußen war der Himmel mit seiner wunderbar salzigen Luft, während im Zwischendeck auf fauligen Matratzen Hunderte von Menschen kaum einen Löffel zum Mund bringen konnte, ohne den Nachbarn mit dem Ellbogen zu stoßen. Es gab keine Ventilation [...] Das Entsetzliche aber war das Orlopdeck, das unterste Deck also. Hier war die Luft so stickig, dass die Lichter der Laternen erloschen waren. Die Passagiere des Orlopdecks verharrten in Apathie.“ (Ebd., S. 10). Das Orlopdeck sei die Hölle, das Zwischendeck deren Vorhof.

<sup>129</sup> Ebd., S. 9.

„vom Leben und Sterben eines bildschönen weiblichen Wesens“,<sup>130</sup> nur an der Oberfläche eine wahrheitsgemäße Wiedergabe von Mary Mallons Lebensgeschichte, jeglicher Hinweis auf reale Geschehnisse erweist sich als bewusste Irreführung: die Handlung wird zeitlich verschoben, damit Federspiels Mary bereits am 11. Januar 1868 an Bord eines Totenschiffs, des historischen Ozeanseglers Leibnitz [sic]<sup>131</sup> nach New York kommen kann, eine arme angeblich zwölfjährige Bündnerin mit Namen Maria Anna Caduff,<sup>132</sup> die sich schon im Kindesalter als Schwabengängerin im Ausland ihr Brot verdienen musste, sich aber als Tochter des (auf dem Schiff an Typhus gestorbenen) irischen Schiffskochs ausgibt. Ihre an sexueller Ausbeutung und seelischer Misshandlung reiche Geschichte erzählt der Urenkel eines fiktiven Schweizer (Bündner) Auswanderers, und Enkel des Arztes Rageet, der sich wie George Soper für den Fall der Maria Caduff/Mary Mallon interessierte.<sup>133</sup> Erkenntnisleitendes Interesse ist für Rageet (wie auch für viele reale Chronisten von Schweizer Auswandererschicksalen<sup>134</sup>) die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Sprache, Kultur, Geschichte und zu einem gemeinsamen Erfahrungsschatz.

In einem Wechsel von Weitwinkel und Nahaufnahme setzt das erzählende Ich Howard J. Rageet Marys individuelle Erlebnisse immer wieder in einen zeitgeschichtlichen Rahmen:

Wie sah die Welt überhaupt aus zu jener Zeit, und was geschah? Ludwig I., König von Bayern, schied aus dem Leben. In Kuba erhob sich das Volk gegen die Spanier. Hier in Amerika wurde das Stimmrecht für Neger eingeführt – im Süden allerdings noch lange eine Farce. Richard Wagner hatte die „Meistersinger von Nürnberg“ beendet und Brahms das Chorwerk „Ein deutsches Requiem“ und in der selig-unseligen Welt der Religionen entstand der Zu-

---

<sup>130</sup> Ebd., S. 13.

<sup>131</sup> Über das Schiff und seinen Reeder schreibt das Hamburger Abendblatt am 1. Juni 2010 (<http://www.abendblatt.de/hamburg/article1515397/Transatlantikpassage-Mit-dem-Dampfschiff-ins-neue-Leben.html>): „Sloman blieb mit seinen Seglern trotz des Rückschlages im Auswanderergeschäft. Dabei geriet sein Schiff mit dem Namen „Leibnitz“ im Jahr 1868 in die Schlagzeilen. Von den 544 Auswanderern an Bord starben 100 während der Reise. Die amerikanischen Inspektoren beschrieben die Zustände im Zwischendeck als „vollständige Pesthöhle und geradewegs dazu angelegt, den gesündesten Menschen zu töten“. Reeder Robert Miles Sloman musste sich vor einem Hamburger Gericht verantworten und wurde zu einer Geldstrafe von 100 Talern verurteilt.“

<sup>132</sup> Federspiel (Anm. 124), 44.

<sup>133</sup> „[Mary] scheint sich – im Gegensatz zu Dr. George Soper, dem sie nie verziehen hat – mit ihm sehr gut verstanden zu haben, und der Grund dafür mag vor allem der gewesen sein, daß die Familie Rageet ursprünglich aus derselben graubündnerischen Gegend stammte wie sie.“ (Federspiel [Anm. 124], S. 153).

<sup>134</sup> So weist etwa der Sutter-Biograph Bachmann (Anm. 74) auf seine Abstammung „Mein Grossvater war Auswanderer. Zusammen mit seinen elf Geschwistern und Zehntausenden von Schweizer Wirtschaftsflüchtlingen wanderte er um die Wende zum 20. Jahrhundert nach Amerika aus.“; Leo Schelbert ist aus der Schweiz, Erwin Gustav Gudde aus Deutschland ausgewandert.

## Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

sammenschluss der strengen Lutheraner in der „Allgemeinen lutherischen Konferenz“, während im Vatikan das 20. Allgemeine Konzil vorbereitet wurde.<sup>135</sup>

und verweist wiederholt auf historische Quellen („Ich stütze mich bei meiner Arbeit auf einen Artikel von George A. Soper, PH.D., „The Curious Career of Typhoid Mary“ /The Diplomat, Dez. 1939), merkwürdig, dass Soper erst ein Jahr nach dem Tode Marys seinen endgültigen Bericht veröffentlichte.“<sup>136</sup>) und Namen historischer Persönlichkeiten (neben Soper<sup>137</sup> die amerikanische Ärztin Sara Josephine Baker<sup>138</sup>) zur Untermauerung einer fiktiven Authentizität der Ballade, und gibt an, in der Schweiz Nachforschungen über Maria/Mary angestellt zu haben.<sup>139</sup> Die Kalendernotizen des Großvaters dienen als Ergänzung, das Fehlende erfindet Rageet erklärtermaßen. Mit der Überstellung Marys nach North Brother Island, der gesellschaftlichen Emarginierung einer nicht nur als Krankheitsüberträgerin gefährlichen, sondern in vieler Hinsicht unbequemen Frau, einer ungebildeten, aber energischen und einfallsreichen Ausländerin ohne Familie, die selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen muss, endet die Niederschrift des Nachfahren ihres Landsmannes Rageet, der kurz danach durch Freitod aus dem Leben scheidet. Die letzten Informationen über Mary gibt Rageets Tochter Lea, Medizinstudentin, Angehörige einer nunmehr in der fünften Generation in Amerika lebenden Bündner Arztfamilie.

In der *Ballade von der Typhoid Mary* werden also, in komprimierter Form, die unterschiedlichen Formen der Schweizer Auswanderung angesprochen: Die bineneuropäische Arbeitswanderung; die Armenschübe, mit denen sich die Gemeinden mittelloser Mitglieder entledigten; die frühe Ansiedlung in den Anfangsjahren der Vereinigten Staaten und das daraus folgende Zugehörigkeitsgefühl ohne die Schweizer Herkunft zu verleugnen; die erfolgreiche Integration durch Heirat mit einem Amerikaner; Ansehen und Integration oder zumindest Akzeptanz durch den Beruf bis hin zur gescheiterten Integration in den Jahren der Masseneinwanderung

---

<sup>135</sup> Federspiel (Anm. 124), S. 23-24.

<sup>136</sup> Ebd., S. 13.

<sup>137</sup> Der historische George Soper war nicht Arzt wie bei Federspiel, sondern ein „sanitation engineer“ und Bakteriologe, der erkannte, dass die gehäuften Typhusfälle auf die Köchin Mary Mallon als Überträgerin zurückzuführen waren. Vgl. George Soper: *The work of a chronic typhoid germ distributor*. In: *Journal of the American Medical Association*. 48, 15. Juni 1907 und ders.: *The Curious Career of Typhoid Mary*. In: *Bulletin of the New York Academy of Medicine*, 1939 Oktober; 15(10), 698–712) sowie Judith Walzer Leavitt: *Typhoid Mary: Captive to the Public's Health*, Beacon Press 1996.

<sup>138</sup> Sara Josephine Baker (1873-1945) war eine Pionierin der Sozialmedizin und der „child hygiene“. Bekannt ist ihr Ausspruch, es sei weniger riskant an der Front zu kämpfen als in den Vereinigten Staaten auf die Welt zu kommen.

<sup>139</sup> „Da ich in der Pfarrei und Kanzlei ihrer Graubündner Heimat-Gemeinde auf diesen Namen gestoßen bin [...], und das Datum der Auswanderung mit dem Datum der Einschiffung (wenn auch nur ungefähr) übereinstimmt, besteht über die Identität kein Zweifel.“ (Federspiel [Anm. 124], S. 44).

aus Europa. Doch ist es vor allem das Schicksal einer Einzelwanderin. Die historische Irin wird in der Erzählung zur Schweizerin umgedichtet, die auf der Fahrt über den Schwellenraum Atlantik zur Frau wird, die Identität wechselt und sich zu einer Irin macht (deren Schweizer Herkunft im Schiffsregister vermerkt ist). Die zahlreichen Bekanntschaften mit nunmehr amerikanisierten Menschen europäischer/Schweizer Herkunft in New York binden sie nur locker in eine allzu fragile, weil sozial differenzierte Gemeinschaft, in der sie von Beginn an ausgebeutet wird. In New York bleibt sie daher ein Fremdkörper, eine wenig greifbare Existenz mit unklarer Identität, die im Untergrund lebt und rastlos immer wieder ihre Spuren verwischt. Schließlich endet sie, gleichsam ein *Sans papier*, eine *Clandestina avant la lettre*, eine Metapher für die Entmenschlichung der Einwanderer im absoluten gesellschaftlichen Abseits einer Sammelstelle für dem Wohle der Gemeinschaft gefährliche Personen. Damit sind Bezüge hergestellt zur Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als sie vom Armenhaus Europas zu einem begehrten Einwanderungsland geworden war und Max Frisch den oft zitierten, auf die italienischen Einwanderer bezogenen Satz schrieb. „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.“<sup>140</sup>

Bezüge zur Gegenwart stellt auch der 1967 geborene Schweizer Dramatiker und Schauspieler Gerhard Meister in seinem Drama *Amerika her*,<sup>141</sup> einem Auftragswerk des Aargauer Theaters Marie.<sup>142</sup> Meister wollte eine „Form für das aktuelle Thema der Migration“ finden. Die zumeist legale Einwanderung der Schweizer im 19. Jahrhundert nach Amerika sollte fast „gleichnishaft“ als Spiegel für die heutige, oft illegale „große Reise“ der Afrikaner nach Europa dienen, „weil sich die Geschichte wiederholt“.<sup>143</sup> Erzählt wird die Geschichte von fünf Schweizern, die am Höhepunkt der Auswanderungswelle von ihren Heimatgemeinden zur ungünstigsten Jahreszeit über den Atlantik nach Amerika abgeschoben werden. Zwei von ihnen sterben während der Überfahrt auf einem der vielen kaum hochseetauglichen Ozeansegler, die anderen erleiden – ähnlich den heutigen Flüchtlingen aus Nordafrika an der süditalienischen Küste – Schiffbruch und werden bei Coney Island vor den Eis essenden Amerikanern buchstäblich wie Müll an Land gespült. Das Sehnsuchtsland Amerika („Die Sterne in Amerika – das ist überhaupt nicht zu vergleichen mit dem billigen Gefunkel, das wir hier haben!“) wird zum Albraum.

Ich wollte etwas machen über Menschen, die den Weg wagen von einem Kontinent zum andern, aus einer Welt des Mangels in eine Welt des Überflusses. Durch die Beschäftigung mit den Quellen des 19. Jahrhunderts und durch das, was ich über die Gegenwart gelesen habe, bin ich zu diesen drastischen

---

<sup>140</sup> Max Frisch: *Tagebuch 1966–1971*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1972. Zitat aus der Sonderausgabe 1974, S. 14.

<sup>141</sup> Abdruck in *Theater Theater Aktuelle Stücke* 19. Fischer Taschenbuch, Bd. 18524.

<sup>142</sup> Uraufführung am 16. Oktober 2008 im Stadttheater Solothurn.

<sup>143</sup> Alle Zitate aus einem vom Schweizer Radio DRS in der Sendung *Reflexe* vom Montag, 23.2.2009, 11.03 Uhr ausgestrahlten Interview.

## Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

Geschichten gelangt. Man hat es mit einer grossen verdrängten Geschichte zu tun. Die Tragödien fangen nicht erst an den Grenzen der EU an, die Leute müssen irgendwie, wenn sie aus Schwarzafrika kommen, durch die Sahara, sie landen in Libyen in schlimmsten Gefängnissen. Wenn man sich da hineinliest, sträuben sich einem die Haare. Ich bin zum Beispiel darauf gestossen, dass in feinen Restaurants in Rio de Janeiro die Lebensmittelabfälle vergiftet werden, weil man nicht gerne Hungernde und Notleidende ums Restaurant herum hat. Das Haarsträubende gilt auch für die historischen Quellen. Im Stück habe ich die Zeiten überblendet; man weiss nie genau, wo man sich befindet, man ist immer überall und ein bisschen gleichzeitig.<sup>144</sup>

### 6.

In Cécile Ines Loos' Roman *Hinter dem Mond*<sup>145</sup> verschlägt es die Ich-Erzählerin als Auswanderin malgré soi nach Brasilien: Von ihrem frömmelischen Großvater, dem Anhänger einer nicht genannten Sekte, wird die angeblich mittellose Waise einem viel älteren, ehrgeizigen deutschen Pastor zur Frau gegeben. Mit ihm muss sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts an seinen neuen Wirkungsort, in die fiktive Provinzhauptstadt Curinos in Brasilien. Das Schicksal der Protagonistin Susanna/Sassa ist dem von Cécile Ines Loos' Schwester nachgezeichnet, die um die Jahrhundertwende mit ihrem Gatten, einem deutschen Pastor, nach Curitiba im brasilianischen Staat Parana zog, in eine Stadt mit mehrheitlich deutschstämmiger Bevölkerung. Für die Protagonistin des Romans fallen Eheschließung und Auswanderung als lebensbestimmende Veränderungen zusammen. Der Atlantik wird zum Symbol der Kräfte, gegen die Susanna nicht ankommt: „Das Wasser schwemmt mich weg. So entsetzlich hätte ich mir das Wasser nicht vorgestellt. Ich hätte nie gedacht, daß es so zwingend ist, so widerstandslos zwingend.“<sup>146</sup> Auf dem Atlantik entpuppt sich auch der frisch Angetraute als herrischer und herzloser Egoist:

„Du bist auf dem Meer, Susanna Quinoke, und du gehörst mir.“ [...] Paul stößt mich vor sich her in unsere kleine Schlafkabine. Er dreht zweimal den Schlüssel um. Seine quellenden Augen sind da, seine Hände und sein Kin-

---

<sup>144</sup> Gerhard Meister in einem Interview. In: NZZ 14.10.2008

<sup>145</sup> Der Roman erschien zunächst vom 18.9. bis 6.11.1941 als Vorabdruck in den *Basler Nachrichten*. Erst Ende 1942 erschien er in Buchform im Zürcher Verlag Atalantis. Zur Publikationsgeschichte und wertvollen Informationen zur Biographie der 1883 in Basel geborenen und ebendort 1959 verstorbenen Autorin s. Charles Linsmayer: „Ich fand nirgends eine Heimat ausser bei mir selbst“ Leben und Werk der Schriftstellerin Cécile Ines Loos. In: Cécile Ines Loos: *Hinter dem Mond*. Frankfurt am Main 1990 (Taschenbuchausgabe der von Charles Linsmayer revidierten und kommentierten Neuausgabe des Romans innerhalb der Edition „Frühling der Gegenwart“ im Buchclub Ex Libris, Zürich), aus dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert.

<sup>146</sup> Loos, S. 85.

dermund, der mehr hoch ist als breit. Er zieht den Zwicker ab, die Augen sind schnappend wie ein Fischmaul.

„Du gehörst mir“, sagt er, und seine Nase bläst sich auf.<sup>147</sup>

Susanna ergibt sich ihrem Schicksal an der Seite des ungeliebten Mannes, in einem Land, das ihren naiven Vorstellungen von Amerika als *Lands of True and Certain Bounty* in keiner Weise entspricht:

Nie im Leben hätte ich mir Curinos so vorgestellt. Der Großvater hatte von Häusern erzählt, die man ihrer Höhe wegen in Amerika Wolkenkratzer nennt. Er hatte auch erzählt von Kutschen, die allein und ohne Vorgespann fahren und die man Automobile nennt. ‚Das sind Städte‘, dachte ich mir, ‚wo alles nur mit Maschinen erschafft wird.‘ Klariß hatte gelesen, daß die Amerikaner nicht einmal das Eißgeschirr von Hand auswuschen. Man könne es ungewaschen in eine Maschine stecken, und es komme sauber und abgetrocknet wieder heraus. Ebenso das Waschen, Heuen, Ernten, fast jede Arbeit würde von Maschinen besorgt.<sup>148</sup>

Brasilien hingegen erscheint sogar im Vergleich zur Schweiz rückständig: „Solche Städte sind anspruchsloser als unsere Dörfer. [...] Da fahre ich nun auf dem niederen Bänkchen der Eisenbahn in ein Land, das hundert Jahre zurückliegt hinter jeder Kultur, neben einem Mann, dessen Wesen und Charakter sich Blatt für Blatt vor mir öffnet wie ein Buch, darinnen ich nicht einmal die Buchstaben erkenne.“<sup>149</sup> Aufmerksam verzeichnet Susanna die Unterschiede zwischen ihrer alten Welt und der neuen: Die Landschaften, die Flora, die Damen der Gesellschaft („Wir werden beim Conselheiro eingeladen. Dort sitzen brasilianische Schönheiten, die man in den Straßen hier nicht anzutreffen vermuten würde. [...] Alles ist hier Mode, man trägt Pariser Kleider, eigene Schöpfungen und dann wieder Kleider mit spanischen Boleros. Die Hauptsache ist, daß alles ins Üppige geht, die Farbe und die Garnitur. Viele Frauen sind ganz bemalt mit einem violetten Pulver am unteren Rand der Augen.“<sup>150</sup>) und Jahre später auch die Veränderungen in der Stadt:

Die Stadt ist gewachsen. In fünfundzwanzig Jahren ist die Stadt gewachsen wie ein Mensch. Auch die Stadt ist ein wenig mein Kind. Nun sind da Kinos und Kaffeehäuser, Glasveranden, Musikräume, Radio- und Tanzhäuser. Ein Museum ist entstanden, und ein Schulhaus. Ganze Straßen mit breiten Läden und eleganten Aushängeschildern. Trams verbinden weit auseinanderliegende Quartiere.<sup>151</sup>

Curinos/Brasilien stellt für Susanna eine “verinnerlichte Lebensstufe”<sup>152</sup> dar, mit der Stadt verändert auch sie sich, wird selbstbewusster und selbständiger und

---

<sup>147</sup> Loos, S. 89.

<sup>148</sup> Loos, S. 91.

<sup>149</sup> Loos, S. 92f.

<sup>150</sup> Loos, S. 97.

<sup>151</sup> Loos, S. 143.

<sup>152</sup> S. Anm. 41.



vermag sich mit ihrem Schicksal abzufinden. Wie viele Auswanderer versteht auch sie sich als Pionier, der am Aufbau einer Stadt mitgewirkt hat und vermerkt mit Stolz:

[...]an dieser Stadt habe ich selber mitgearbeitet. Es scheint mir, sie sei durch mein Herzblut gewachsen. Durch das Orgelspiel, durch Ärger und Kummer. Fast bei jedem Haus, das gebaut wurde, bei jedem Tram und jeder Straße fallen mir Erinnerungen ein an Dinge, die ich durchgemacht habe. [...] So habe auch ich geholfen, die Stadt mitzubauen vom Kirchendach bis zum Museum. Es ist auch meine Stadt.<sup>153</sup>

Als ihr Mann auf einer Europareise mitten auf dem Atlantik stirbt, kann Susanna Quincke nach einem Besuch bei der Schwester in der Schweiz mit der Vergangenheit abschließen und sich endgültig für Brasilien als neue Heimat entscheiden, in der ihre Kinder schon integriert nach den Bräuchen des Landes leben.

Auch der berühmteste fiktive Schweizer Aus- und Rückwanderer des 20. Jahrhunderts ist eine Frau, wie der Schweizer Autor Beat Sterchi pointiert bemerkt<sup>154</sup>, eine „Tante aus Amerika“. Zur Entstehung der Tragikomödie *Der Besuch der alten Dame*<sup>155</sup> erzählt Friedrich Dürrenmatt: „Zuerst hatte ich den Grundeinfall zur Story, zur Geschichte. Ich versuchte, eine Novelle zu schreiben, Titel: Mondfinsternis. Die Geschichte spielte sich in einem Bergdorfe ab, aus Amerika kehrte ein Auswanderer heim und nahm Rache an seinem alten Rivalen. Das war die erste Phase. Dann die zweite: Aus dem Auswanderer wurde eine Frau, die Multimilliardärin Claire Zachanassian. Aus dem Bergdorf: Güllen.“<sup>156</sup> Im besten und erfolgreichsten Stück Dürrenmatts, ja dem „erfolgreichste[n] Stück eines deutschschreibenden Autors nach dem Krieg überhaupt“<sup>157</sup> wie auch in seiner Vorstufe *Mondfinsternis*,<sup>158</sup> sind die Auswanderung, der lange, erfolgreiche Aufenthalt in Übersee und die Rückkehr konstitutiv für das Grundthema der Rache. Dass sich der „Onkel“ Walt Locher in eine „Tante“ verwandelt, erklärt Dürrenmatt mit einer dramaturgischen, „bühnenatmosphärisch[en]“ Notwendigkeit: „Erzwingt die erste Szene des Besuchs der alten Dame eine Frau, erzwingt der Beginn der Mondfinsternis ebenso notwendig einen Mann; da wird niemand erwartet, sondern es dringt einer ein, und der

---

<sup>153</sup> Ebd.

<sup>154</sup> [http://www.beatsterchi.ch/index\\_\\_\\_id=5567!6000&entry=4&l=de.html](http://www.beatsterchi.ch/index___id=5567!6000&entry=4&l=de.html)

<sup>155</sup> Uraufführung am 29. Januar 1956 in Zürich.

<sup>156</sup> In einem 1961 geführten Gespräch mit Horst Bienek. In: ders.: *Werkstattgespräche mit Schriftstellern*. München: Carl Hanser Verlag 1962. Hier zitiert nach der Ausgabe des Deutschen Taschenbuch Verlags 1965. S. 130.

<sup>157</sup> Diese enthusiastischen Worte stammen von Bienek im Werkstattgespräch, ebd. S. 129.

<sup>158</sup> Die Novelle *Mondfinsternis* erschien 1981 bei Diogenes, Zürich, 1990 in der vom Autor revidierten Neuausgabe: *Labyrinth. Stoffe I–III* (ebd.). Über die Entstehung der Novelle ist wenig bekannt. Die erste Erwähnung findet sich in Dürrenmatts Notizbuch unter dem Datum 7. Februar 1953

Einzelne, der da eindringt, kann nur allein kommen.“<sup>159</sup> Das Geld dient Walt/Wauti („In Kanada besitze ich ein Gebiet, größer als das Berner Oberland. Uran, Öl, Eisen.“<sup>160</sup>) wie der Milliardärin Claire/Kläri zur Korruption eines ganzen Dorfes, um sich an einer einzigen Person für Verrat und Enttäuschung zu rächen. Claire Zachanassian hat sich nicht von einer unbewältigten Vergangenheit befreien können, Walt Lochers schmerzhaftes Erinnerungen hingegen bedürfen der Konfrontation mit der Landschaft und mit den Menschen im Heimatdorf. („Ich habe einst geschworen, mich zu rächen, ich erinnere mich jetzt auf einmal, und den Schwur halte ich.“<sup>161</sup>) Die Erzählgegenwart setzt ein mit der Rückkehr, der Ankunft bzw. der Erwartung der Ankunft im Schweizer Dorf und wird nur an wenigen Stellen aufgebrochen von Rückblicken, in denen der Grund für die Auswanderung/Flucht und die in Übersee verbrachte Zeit nur relativ kurz abgehandelt werden – worin *Der Besuch der alten Dame* den oben besprochenen Werken von Gottfried Keller ähnelt.

7.

Brüder Grimm: *Deutsche Sagen* 514<sup>162</sup>

*Auswanderung der Schweizer*

Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Friesen; über dasselbe kam Hunger und teure Zeit. In dieser Not sammelte sich die Gemeinde; durch die meisten Stimmen wurde beschlossen, daß jeden Monat das Volk zusammenkommen und losen sollte; wen das Los trafe, der müsse bei Lebensstrafe aus dem Land ziehen, Hohe und Niedere, Männer, Weiber und Kinder. Dies geschah eine Zeitlang; aber es half bald nicht aus, und man wußte den Menschen keine Nahrung mehr zu finden. Da versammelte sich nochmals der Rat und verordnete, es solle nun alle acht Tage der zehnte Mann losen, auswandern und nimmermehr wiederkehren. So geschah der Ausgang aus dem Land in Mitternacht, über hohe Berge und tiefe Täler, mit großem Wehklagen aller Verwandten und Freunde; die Mütter führten ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen die Schweden, zusammen sechstausend Männer, groß wie die Riesen, mit Weib und Kindern, Hab und Gut. Sie schwuren, sich einander nie zu verlassen, und erwählten drei Hauptleute über sich durchs Los, deren Namen waren Switer (Schweizer), Swey und Hasius. Zwölfhundert Friesen schlossen sich ihnen an. Sie wurden reich an fahrendem Gut durch ihren sieghaften Arm. Als sie durch Franken zogen und über den Rheinstrom wollten, ward es Graf Peter von Franken kund und andern; die machten sich auf, wollten ihrem Zug wehren und ihnen die Straße verlegen. Die

---

<sup>159</sup> Dürrenmatt: Stoffe, S. 218.

<sup>160</sup> Ebd., S. 223.

<sup>161</sup> Ebd.

<sup>162</sup> <http://gutenberg.spiegel.de/buch/753/520>

## Die Schweizer Auswanderung nach Amerika im Spiegel der Literatur

Feinde dachten, mit ihrem starken Heer das arme Volk leicht zu bezwingen, wie man Hunde und Wölfe jagt, und ihnen Gut und Waffen zu nehmen. Aber die Schweizer schlugen sich glücklich durch, machten große Beute und baten zu Gott um ein Land wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte sie Gott in die eine Gegend, die hieß das Brochenburg. Da wuchs gut Fleisch und auch Milch und viel schönes Korn, daselbst saßen sie nieder und bauten Schwytz, genannt nach Schwyzer, ihrem ersten Hauptmann. Das Volk mehrte sich, in dem Tal war nicht Raum genug, sie hatten manchen schweren Tag, eh ihnen das Land Nutzen gab; den Wald ausrotten war ihr Geigenbogen. Ein Teil der Mengen zog ins Land an den schwarzen Berg, der jetzt Brauneck heißt. Sie zogen über das Gebirg ins Tal, wo die Aar rinnt, da werkten sie emsig zu Tag und Nacht und bauten Hütten. Die aber aus der Stadt Häßle in Schweden stammten, besetzten Hasli im Weißland (Oberhasli) und wohnten daselbst unter Hasius, dem dritten Hauptmann. Der Graf von Habsburg gab ihnen seine Erlaubnis dazu. Gott hatte ihnen das Land gegeben, daß sie drinnen sein sollten; aus Schweden waren sie geboren, trugen Kleider aus grobem Zwillich, nährten sich von Milch, Käs und Fleisch und erzogen ihre Kinder damit.

Hirten wußten noch zwischen 1777-80 zu erzählen, wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Berg, aus Tal in Tal, nach Frutigen, Obersibental, Sanen, Afflentsch und Jaun gezogen; jenseits Jaun wohnen andere Stämme. Die Berge waren aber vor den Tälern bewohnt.



## „Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?“

### Die *Aphorismen aus Nordamerika* des Solothurner Volksschriftstellers Josef Joachim aus dem Jahre 1866<sup>1</sup>

Kürzlich ist in der Zentralbibliothek Solothurn ein bisher unveröffentlichter Text des Solothurner Volksschriftstellers Josef Joachim über eine Reise nach Amerika neu entdeckt worden. Er wird hier erstmals ediert. Joachims Bericht ist interessant als Beispiel für eine ungewöhnliche Literarisierung des Erlebnisses Amerika: Der Autor verarbeitet seine Erfahrungen direkt und unmittelbar in zwei poetischen Versuchen und, mittelbar, in einem essayistisch gestalteten Hauptteil. Der Text interessiert aber auch insofern, als er innerhalb des Werks des einst in der Schweiz und in Süddeutschland höchst erfolgreichen Autors die früheste uns bekannte schriftstellerische Äusserung darstellt und thematisch und formal eine Sonderstellung einnimmt.

Die sorgfältige Transkription, die editorische Notiz und der Kommentar stammen von Katharina Eder Matt.

#### Ein erster Blick auf die *Aphorismen*

Der Text mit dem Titel *Aphorismen aus Nordamerika* ist keine Aphorismensammlung im Wortsinn<sup>2</sup>. Er ist auch nicht eine eigentliche „literarische Narration“, sondern, im umfangreichen Hauptteil, ein betont sachlicher Bericht. Der Autor deutet darin seinen Aufenthalt in Amerika zur Studienreise um und verarbeitet damit schreibend eine schwierige Erfahrung.

Die Tagung der Internationalen Sealsfield-Gesellschaft in Bergamo im Jahre 2010 nahmen wir zum Anlass, eine vollständige Edition erstellen zu lassen, als Basis für eine spätere genauere Betrachtung der *Aphorismen*. Ausgangspunkt war u.a. die

---

<sup>1</sup> Für kritische Durchsicht und wesentliche Anregungen danke ich den Herren Dr. Hans-Rudolf Binz, M.A. Ian David Holt und dipl. Bibl. Felix Nussbaumer, Zentralbibliothek Solothurn.

<sup>2</sup> Joachim verwendet den Begriff „Aphorismen“ wohl anstelle von „Aperçus“.

Frage, ob sich im vorliegenden Text eine Beziehung zum Werk oder zur Person von Charles Sealsfield feststellen lasse<sup>3</sup>. Eine solche Beziehung ist nach eingehender Prüfung des Textes und anderer Quellen nicht zu belegen.

Neben diese erste Frage gesellte sich die zweite, eher regionalhistorisch interessierende Frage, ob der Autor in den *Aphorismen* Aufschlüsse über seine legendäre Reise und den Aufenthalt in Amerika gebe. Man weiss nämlich kaum etwas über Joachims konkrete Absichten und Hoffnungen, über seine Reiseroute und seine Erlebnisse. Es hat sich sehr bald herausgestellt, dass die *Aphorismen* auch dazu wenig Material liefern. Tatsächlich gibt Joachim zwar indirekte Hinweise auf die Reise, und er macht Bemerkungen, die aus eigener Anschauung stammen und auf eigenen Erlebnissen beruhen müssen, doch vermeidet er alles Persönlich-Biographische.

Josef Joachims *Aphorismen* sind es aus anderen Gründen dennoch wert, einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt zu werden: Der Text interessiert literaturhistorisch als neu aufgefundenes Beispiel für die literarische Gestaltung des Erlebnisses Amerika. Er ist auffällig und wohl einzigartig in seiner Zusammenstellung verschiedener Textsorten. Zwei poetische, betont subjektive Texte rahmen einen zentralen essayistischen Prosatext ein. Eine Hymne zu Beginn drückt allgemeine Hoffnungen eines Einwanderers aus, ein Schlussgedicht Trauer, Reue und Heimweh eines gescheiterten lyrischen Ichs. Der Hauptteil vermittelt mit seinen Daten und Fakten Objektivität in der Art von Reiseliteratur des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts, wird jedoch aufgelockert durch Einschübe von Anekdoten und kleinen Genreszenen, persönlichen Erlebnissen und Urteilen, wie wir sie aus Auswandererbriefen kennen.<sup>4</sup>

Für die regionalhistorisch interessierte Öffentlichkeit ist der Text ein neues und überraschendes Stück Literatur, überraschend insofern, als Joachim in seinen späteren Werken seinen Aufenthalt in Amerika nur einmal verwertet hat.

Schliesslich hat der Text wohl eine besondere migrationsgeschichtliche Bedeutung: Er ist wahrscheinlich in Amerika geschrieben worden. Joachim ist im März

---

<sup>3</sup> Ein indirekter Bezug hätte sich über Alfred Hartmann (1814-1897) ergeben können, einen Solothurner Schriftsteller, Verfasser vielgelesener historischer Romane und Dorfgeschichten, Mitbegründer und „Altgeselle“ der „Töpfergesellschaft“, einer Vortragsgesellschaft. Er war mit Sealsfield näher bekannt gewesen, und er war es, welcher der literarischen Welt 1865 – ein Jahr vor Joachims Amerikareise – die wahre Identität des in Solothurn verstorbenen Österreich-Amerikaners mitteilte (*Ein aufgeklärtes Literaturgeheimnis*, in: *Die Gartenlaube*, 1865, 6). Joachim seinerseits stand mit Hartmann in Kontakt, sicher belegt allerdings nur für die Zeit nach seinem Aufenthalt in Amerika. Laut Flury (Anm. 6) sei Joachim mit Hartmann sogar befreundet gewesen; in Hartmanns Autobiographie *Rückblicke*, Solothurn 2011, hg. v. Monika Hartmann und Verena Bider, wird Joachim allerdings nicht erwähnt.

<sup>4</sup> Gesammelt u.a. in: Leo Schelbert / Hedwig Rappolt: „*Alles ist ganz anders hier*“. *Schweizer Auswandererberichte des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten*. Zürich: Limmat-Verlag 2009.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

1866 nach Amerika abgereist und am 22. Januar 1867 im Bezirkshauptort Balsthal wieder aktenkundig geworden; er selbst gibt die Zeit der Nieder- oder der Reinschrift der *Aphorismen* auf dem Manuskript mit „Nov. 1866“ an. Eine Untersuchung des Papiers und des Papierformats könnte sichereren Aufschluss geben.<sup>5</sup>

Was Joachim dazu bewogen hat, den Text in der vorliegenden Form zu verfassen, und was er ursprünglich damit bezweckte, wissen wir nicht. Über Joachims eigene Einschätzung der *Aphorismen* informiert Richard Flury in seiner Biografie<sup>6</sup>: Ein Freund Joachims, Josef Spiegel, habe die *Aphorismen* gekannt; Joachim habe sie später einem anderen Freund, dem Balsthaler Kleinverleger Othmar Baumann, geschenkt, unter der Bedingung, dass sie nie veröffentlicht würden.

Gerne wüsste man mehr über die Umstände, unter denen Joachims *Aphorismen* verfasst, rezipiert und tradiert worden sind. Es ist zu hoffen, dass gelegentlich weitere Quellen auftauchen.

### Über Leben und Werk von Josef Joachim (1834–1904)

Der erfolgreiche solothurnische Volksschriftsteller Josef Joachim wurde am 4. April 1834 in Kestenholz, Bezirk Gäu, im schweizerischen Kanton Solothurn als siebentes Kind des Landwirts Johann Joachim und seiner Frau Anna Marie Elisabeth Pfister geboren. Dorfpfarrer Peter Dietschi, in Kestenholz tätig von 1831 bis 1841, ein um das solothurnische Schulwesen verdienter Mann, der später Domherr und Gymnasiallehrer in Solothurn wurde, förderte den begabten Knaben, indem er ihm erlaubte, die Bibliothek des Pfarrhauses zu benutzen. Sicher hat es sich dabei um Teilbestände *ad usum delphinorum* der im Pfarrhaus untergebrachten *Bibliothek des Dekanats Buchsgau* gehandelt, von der später die Rede sein wird.

Josef Joachim besuchte die Volksschule im eigenen Dorf, danach in der benachbarten Gemeinde Neuendorf die Bezirksschule, einen kurz zuvor neu eingeführten Typus der Sekundarstufe I, der auf das Gymnasium in der Kantonshauptstadt vorbereitete. Anschliessend verbrachte er ein Jahr beim Pfarrer des katholischen Neuenburger Städtchens Le Landeron, um seine Kenntnisse der französischen Sprache zu vertiefen. Damit war Joachims Ausbildung abgeschlossen; den Besuch der „höheren Lehranstalt“ in Solothurn erlaubte der Vater nicht. Josef Joachim sollte Landwirt werden. Er fügte sich.

Als nach einer kantonalen Verfassungsrevision im Jahr 1856 die Radikalliberalen an die Macht gelangten, begann sich auch Joachim politisch zu betätigen,

---

<sup>5</sup> Vgl. Katharina Eder Matts Kommentar zur Transkription.

<sup>6</sup> Richard Flury: *Josef Joachim. Leben und Werke des solothurnischen Bauerndichters*. Solothurn: Kommissionsverlag Vogt-Schild 1945. – Der Solothurner Komponist Richard Flury (1896–1967) war mit einem Sohn von Joachims Freund Josef Spiegel aus Kestenholz befreundet.

zunächst als Friedensrichter, später, 1865, als Kantonsrat. In den Sitzungen des Kantonsparlamentes setzte er sich u.a. für die geplante Bahnlinie durch das Gäu ein, die den Verkehrsknotenpunkt Olten mit der Kantonshauptstadt Solothurn verbinden sollte.

Im Jahre 1858 verheiratete sich Joachim mit Elisa Fuchs, einer Schwester des neuen Pfarrers Johann Fuchs. Die Familie wuchs rasch: neunzehn Kinder wurden insgesamt geboren, wovon elf kurz nach der Geburt starben. Schon bald stellten sich ökonomische Schwierigkeiten ein, Joachim verspekulierte sich und geriet in eine hoffnungslose Lage. Am 22. Dezember 1865, also im Jahr seines Einzugs in den Kantonsrat, versuchte er, sich mit einer gefälschten Unterschrift zu retten; als die Sache im März 1866 bekannt wurde, floh er nach Amerika. Er wollte wohl eine neue Existenz aufbauen, doch gelang ihm das aus unbekanntem Gründen nicht. Er kehrte in die Schweiz zurück, wo er inzwischen zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, stellte sich der Polizei und wurde am 22. Januar 1867 inhaftiert. Nach Bittgesuchen von Verwandten und Freunden wurde er vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen.

Joachim kehrte auf seinen Hof zurück und versuchte, sich wieder zu integrieren. Durch seinen Schwager Pfarrer Johann Fuchs, seit 1864 Bibliothekar des Dekanats Buchsgau, kam Joachim zu ausgiebiger Lektüre, sicher aus der genannten, im Pfarrhaus aufgestellten überaus reichhaltigen Bibliothek des Dekanats Buchsgau, die nicht nur mit antiken Klassikern und theologischen Schriften, sondern auch mit französischer Literatur der Aufklärung und frühen Ausgaben deutscher Klassiker und Romantiker ausgestattet war.<sup>7</sup> Laut seinem Biographen Flury liebte sich Joachim viele „belletristische Bücher“ aus. Um welche Werke es sich dabei gehandelt hat, ist nicht bekannt. Im alphabetischen Katalog, den Pfarrer Fuchs 1865 angelegt hat, fehlen Namen, die man aus verschiedenen Gründen erwartet hätte, wie zum Beispiel Hebel, Auerbach, Sealsfield oder Alfred Hartmann. Von Gotthelf waren immerhin die *Bilder und Sagen aus der Schweiz*, Solothurn 1843, vorhanden.

Neben der sonntäglichen Lektüre und der Arbeit auf dem Bauernhof engagierte sich Joachim im kulturellen Projekt „Jung Gäu“, einer Vereinigung, die regelmässig Versammlungen mit wissenschaftlichen und literarischen Vorträgen abhielt. Vielleicht hat er in diesem Rahmen einmal auf der Grundlage seiner Aphorismen über Amerika berichtet?

Mitte der 1870er Jahre ergab sich für Joachim überraschend die Möglichkeit, publizistisch tätig zu werden. Einer von Joachims Freunden, Lehrer Josef Spiegel, wies den Herausgeber des 1871 gegründeten *Balsthaler Boten* auf den schreibge-

---

<sup>7</sup> Die wohl seit 1730 systematisch aufgebaute, u.a. durch Schenkungen von Priestern und stadtsolothurnischen Patrizierfamilien ausgestattete Dekanatsbibliothek Buchsgau in Kestenholz wurde im Jahre 2011 der Zentralbibliothek Solothurn übergeben. Vgl. Ian David Holt: [Vorläufiger interner] Bericht über die Dekanatsbibliothek Kestenholz, Zentralbibliothek Solothurn 2009.



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

wandten Landwirt hin. Ab 1876 lieferte Joachim für dieses Blatt Artikel über die verschiedensten Themen, beispielsweise über die Korrektur des Flüsschens Dünnern, aber auch über moderne landwirtschaftliche Methoden in Amerika. Ab 1879 fungierte Joachim sogar als Redaktor des Blattes.

Schon bald erschienen die ersten belletristischen Texte aus Joachims Feder, Geschichten aus dem ländlichen Alltag, als Fortsetzungen in verschiedenen Blättern. Schon 1881 gab Joachim im Selbstverlag das erste Buch heraus, zwei Erzählungen, die er unter dem Titel *Aus Berg und Thal: Bilder und Geschichten aus dem Schweizerischen Volksleben* zusammenfasste. Die Wahl des Gesamttitels ist eine späte Referenz an Gotthelfs romantisierende *Bilder und Sagen aus der Schweiz* und Alfred Hartmanns Variation *Erzählungen aus der Schweiz*. Joachim stellt sich mit seinem Titel programmatisch in diese Reihe. Tatsächlich lehnen sich seine Geschichten in Fabel und Motivik an Gotthelf an; in Bearbeitung und Gestaltung orientiert er sich am volkstümlichen Hartmann. Joachim rezipiert aber auch die grossen formalen Neuschöpfungen der Literatur der Klassik: Der Roman *Der Herrenbauer*<sup>8</sup> beispielsweise ist der Entwicklungsroman eines jungen Mannes, der nach schwerwiegenden Fehlentscheidungen, unter anderem als Kantonsrat, seinen beruflichen Weg, die richtige Ehefrau und eine ihm angemessene Position in Politik und Gesellschaft findet.

Joachims Fabeln sind einfach. Er erzählt linear, gliedert durch regelmässige Höhepunkte, wie es Fortsetzungsromane verlangen. Auch andere Merkmale der Volksliteratur sind zu finden, insbesondere der Einsatz der direkten Rede, die einfache Sachverhalte umständlich in ausgedehnten Dialogen ausbreitet. Mundart oder mundartliche Wendungen sollen dabei Authentizität und Lokalkolorit vermitteln. Wo Joachim auf eigene Erfahrungen, Erlebnisse und Kenntnisse zurückgreift, gelingen ihm treffende Szenen und Bilder.

Seine besondere Aufgabe sah Joachim darin, zwischen Bewahrung und Fortschritt zu vermitteln. Solothurn befand sich im Wandel vom Agrar- zum Industriekanton. Die jahrhundertealte politische und soziale Ordnung der Alten Eidgenossenschaft war zwar schon 1798 mit dem Einmarsch der Franzosen untergegangen, doch in der Mentalität städtisch-patrizischer und ländlich-wohlhabender Kreise lebte sie weiter. Joachim hingegen setzte auf die Errungenschaften der neuen Zeit. Für die 1876 in Betrieb genommene Gäubahn hatte er sich seinerzeit im Kantonsparlament eingesetzt; nun propagierte er in seinen Artikeln, aber auch in den belletristischen Werken den Einsatz moderner Technik in der Landwirtschaft, die er in Amerika kennengelernt hatte. Gleichzeitig versuchte er, nach dem Vorbild der Romantiker, die untergehende ländliche Kultur für die Nachwelt literarisch festzuhalten, in-

---

<sup>8</sup> Joseph Joachim: *Der Herrenbauer. Eine schweizerische Dorfgeschichte*. Basel: Benno Schwabe 1899.

dem er etwa detailliert einen Tag auf einem Bauernhof<sup>9</sup> oder, in der Erzählung „Lonny, die Heimatlose“<sup>10</sup>, Szenen aus dem Leben von Fahrenden schilderte.

Die späteren Jahre Joachims waren geprägt von gesundheitlichen Schwierigkeiten. Ein Unfall führte am 30. Juni 1904 zu seinem Tod.

Auch Joachims spätere Werke erschienen oft zunächst als Fortsetzungsromane, zunehmend auch in renommierten Zeitungen wie dem Berner *Bund*, den *Basler Nachrichten* oder der *Neuen Zürcher Zeitung*. Der einflussreiche Feuilletonredaktor des *Bundes*, Josef Viktor Widmann, zählte zu Joachims Förderern.<sup>11</sup> Grössere Verlage wie Schwabe in Basel und Huber in Frauenfeld wurden so auf ihn aufmerksam. Die erfolgreiche *Lonny* beispielsweise wurde bei Schwabe verlegt, erlebte eine Übersetzung ins Französische<sup>12</sup> und eine zweite deutschsprachige Auflage. Eine Gesamtausgabe zu Lebzeiten hingegen kam nicht zustande, offenbar wegen schwieriger Beziehungen zwischen dem Schriftsteller und seinen Verlegern. Nach dem Tod des Schriftstellers verblasste sein Ruhm schnell. Ganz vergessen ging Joachim freilich nie: Im Jahre 1920 dramatisierte der Solothurner Komponist Edmund Wyss, der mit Joachim noch bekannt gewesen war, *Lonny, die Heimatlose* und komponierte dazu musikalische Einlagen.<sup>13</sup> Der Komponist Richard Flury, der Wyss' Werk instrumentiert hatte, erarbeitete auf der Basis von Archivstudien und breit angelegten Befragungen von Zeitgenossen die oben genannte Biographie des Schriftstellers; sie erschien 1945. Zum 150. Geburtstag Joachims gab die Regionalhistorikerin Elisabeth Pfluger den Band *Lonny und ausgewählte Erzählungen*<sup>14</sup> heraus, mit Kurzbiographie und einer Bibliographie. Im Jahre 1995 veröffentlichte die Solothurner Theaterpädagogin Elisabeth Delsen eine Mundartbearbeitung des „Lonny“-Stoffs.<sup>15</sup> In jüngster Zeit ist Material aus Joachims Werk in das Corpus einer volkstümlichen Sammlung von Mundartwörtern eingegangen, die 2009 im kleinen, auf Solodorenzia spe-

---

<sup>9</sup> Joseph Joachim: *Ein Tag aus dem Bauernleben*. In: *Aus Berg und Thal: Bilder und Geschichten aus dem Schweizerischen Volksleben*. 1881-1889.

<sup>10</sup> Joseph Joachim: *Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Kultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts*. Basel: Benno Schwabe 1889. (2. Aufl. 1898).

<sup>11</sup> Ruedi Graf: *Literarisches Leben und Schaffen*. In: *Geschichte des Kantons Solothurn 1831-1914*. Hg. v. Regierungsrat des Kantons Solothurn. Band 4.2: *Landschaft und Bevölkerung; Wirtschaft und Verkehr; Gesellschaft; Kultur*. Solothurn: Lehrmittelverlag Kanton Solothurn 2011.

<sup>12</sup> Joseph Joachim: *Lonny, la Bobémienne. Esquisse de la vie et des moeurs du peuple suisse dans la première moitié de ce siècle*. Traduit de l'allemand par A.-B. Clément. Neuchâtel: Attinger frères 1889.

<sup>13</sup> Textausgabe: Wyss, Edmund: *Lonny, die Heimatlose*. Drama in 5 Akten, unter Benützung der gleichnamigen Erzählung von Josef Joachim. Musik (Liedereinlagen, Tänze und Melodramen) vom Verfasser. Aarau: H.R. Sauerländer 1920.

<sup>14</sup> Joseph Joachim: *Lonny und ausgewählte Erzählungen*. Gedenkausgabe zum 150. Geburtstag. Herausgegeben von Elisabeth Pfluger und Felix Furrer; mit Zeichnungen von Cäsar Spiegel. Solothurn: Aare 1984.

<sup>15</sup> Elisabeth Delsen: *Lonny. Bühnenfassung in zwei Akten nach einer Erzählung von Joseph Joachim*. Belp: Theaterverlag Elgg [1995].

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

zialisierten Knapp-Verlag in Olten erschienen ist.<sup>16</sup> Im Jahr 2012 schliesslich wird derselbe Verlag in der Reihe „Solothurner Klassiker“ ein von Hans Brunnerzusammengestelltes Auswahlbändchen mit Texten von Josef Joachim herausgeben, der neueste Beleg für Joachims langes Nachleben in der Region.

## Das Manuskript *Aphorismen aus Nordamerika*

Katharina Eder Matt

### Editorische Notiz

Bei der Transkription der *Aphorismen aus Nordamerika* dienten die vom Historischen Seminar der Universität Zürich (Ad fontes) herausgegebenen Transkriptionsregeln als Richtlinien.<sup>17</sup>

Eigene Ergänzungen sind in eckige Klammern gesetzt, Unklarheiten mit [?] gekennzeichnet. Dank der sorgfältigen Handschrift von Josef Joachim konnten im ganzen 54seitigen Manuskript nur zwei Stellen nicht entziffert werden. Sie sind mit (...) bezeichnet.<sup>18</sup> Auf eine Zeilenummerierung wurde verzichtet. Die Zeilenenden sind mit Schrägstrichen ( / ) markiert. Um den Blocksatz nicht zu strapazieren, wurden im transkribierten Text kommentarlos einige Worttrennungen vorgenommen.

Für die Textgliederung verwendet Joachim keine Überschriften, zentrierte Schlussstriche trennen die einzelnen inhaltlichen Einheiten (Kapitel), hervorgehobene Wörter oder Satzteile sind unterstrichen. Diese beiden Darstellungselemente wurden vom Original übernommen. Auf Seite 22 hat der Autor nur einmal eine grundsätzliche Aussage als rhetorische Frage zentriert. Sie wurde auch bei der Transkription ins Zentrum der Zeile gesetzt und lautet: „Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?“.

Die Rechtschreibung ist nicht immer korrekt und auch nicht konsequent. Partizipien können sowohl auf „-irt“ wie auch auf „-iert“ enden.<sup>19</sup> Auf Seite 17 ist im

---

<sup>16</sup> Markus Husy / Heinz Studer (Mitarb.) / Elisabeth Pfluger (Mitarb.): *As nüüt eso. Es Wörterbuech für d Mundart vom soledurnische Gäu. Meh als 3000 Wörter und Wändige* / Verfasser: Markus Husy ; Lektorat: Heinz Studer ; Berootig: Elisabeth Pfluger. Olten: Knapp 2009.

<sup>17</sup> Transkriptionsregeln für das ICT-Projekt, *Ad fontes*, Einführung in den Umgang mit Quellen im Archiv. Hg. v. Roger Sablonier. Historisches Seminar der Universität Zürich, angepasste Fassung vom 25.5.2003. Abrufbar unter: [www.adfontes.unizh.ch](http://www.adfontes.unizh.ch). [letzter Zugriff: 2. Mai 2011]

<sup>18</sup> Seite 12 im zweitletzten und Seite 41 im dritten Absatz

<sup>19</sup> Z.B. regiert (Seite 42), varirt (Seite 43).

Zusammenhang mit der Beschreibung der Bodenschätze von „Oehl“ und von „Öhl“ die Rede, Fallfehler und unrichtige Satzkonstruktionen kommen vor. Um die Authentizität zu wahren, wurden solche „Ungereimtheiten“ unkorrigiert übernommen. Richtigstellungen sind mit einem Gleichheitszeichen in eckige Klammern gesetzt [=...], Auffälligkeiten, die als Schreibfehler im transkribierten Text gelten könnten, mit [sic] gekennzeichnet, zum Beispiel Seite 14, wo Joachim in New York statt neapolitanische „neapolitansische“ Winter vermisst.

Kommentarlos korrigiert wurden die wenigen offensichtlichen Flüchtigkeitsfehler<sup>20</sup> sowie unbeabsichtigte Wortwiederholungen (ausgenommen beim Seitenwechsel). Fehlende Punkte auf Umlauten, die auch auf das Verblässen der Tinte zurückgeführt werden können, wurden ebenfalls kommentarlos ersetzt.

Die Kürzungen für und (u, u.,  $\alpha$ ) und oder (od.) wurden der besseren Lesbarkeit halber konsequent ausgeschrieben.<sup>21</sup> Die oft verwendete Abkürzung für Dollar (D oder D.) wird nur beim ersten Mal aufgelöst, diejenige für das Längen- oder Quadratmass Fuss (') jedoch häufiger erklärt, da Joachim das gleiche Apostroph-Zeichen auch bei Datums- und Altersangaben oder bei der genauen Bezeichnung geografischer Koordinaten verwendet.

Siebenmal sind Ergänzungen zum Text an den Seitenrändern nachträglich sorgfältig eingetragen worden. Diese Nachträge wurden bei der Transkription als eigenständige Absätze mit dem Vermerk [Nachtrag ...] in den Text eingefügt.

Joachim verwendet drei verschiedene Schreibweisen des doppelten S, bei deren Anwendung keine Konsequenz festgestellt werden konnte. Da es sich wahrscheinlich um Varianten desselben Typs handelt, wird das Doppel-S immer als ß (Zeichen für scharfes S oder Eszett) wiedergegeben.

Die Anmerkungen enthalten Erläuterungen. Für die Übersetzung einzelner Dialektwörter wurde das Schweizerische Idiotikon konsultiert.<sup>22</sup>

## Beschreibung des Manuskripts

Das Original der *Aphorismen aus Nordamerika* von Josef Joachim befindet sich seit 1993 im Besitz der Zentralbibliothek Solothurn (Geschenk von Prof. Dr. Paul Profos, Winterthur, Akzessionsnummer G 1993/248) und wird unter der Signatur S I 763 aufbewahrt.

Das Manuskript (24,5 x 20,2 cm) ist fadengeheftet und in einen farbigen Karton geleimt. Das eigenwillige Farbmuster der Schutzhülle erinnert an hell- bis stark

---

<sup>20</sup> Z.B. „geworben“ statt geworden (Seite 42).

<sup>21</sup> Empfehlung von *Ad fontes*, Punkt 4 (vgl. Anm.1).

<sup>22</sup> *Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache*, Bd.1-15, Frauenfeld 1881ff.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

dunkelbraune Stoff-Falten, die sich quer über die ganze Fläche ziehen und von einem spinnwebenartigen helleren Muster überlagert werden. Der Umschlag ist stark beschädigt.

Die Handschrift umfasst 54 Seiten. Das Papier ist dünn und transparent, so dass die Schrift der Rückseite jeweils durchscheint. Es handelt sich um insgesamt 13 Bögen, die einmal gefaltet, aufeinandergelegt und geheftet wurden. Jeder Bogen ist fortlaufend vierseitig beschrieben. Für das Titelblatt (*Aphorismen aus Nordamerika – Aufzeichnungen eines Ausgewanderten*) wurde ein einzelner halber Bogen zwischen den ersten der gehefteten Bögen und den Umschlag geleimt. Das Papier ist horizontal durchgehend bis zum Blattrand blau liniert (24 Linien pro Blatt). Es hat zahlreiche Stockflecken. Die Seitenränder sind vergilbt und beschädigt.

Spuren ehemaliger Faltung sind zu erkennen. Die Handschrift wurde zu einem früheren Zeitpunkt einmal vertikal gefaltet. Der Falz ist sowohl auf dem Umschlag als auch auf den Papierbögen noch zu sehen. Ebenfalls gut sichtbar sind auf den beschriebenen Blättern drei ehemalige horizontale Falten, so dass angenommen werden darf, dass die Handschrift über eine gewisse Zeit (vor der Heftung?) zweimal quer zusammengelegt und auf diese Weise aufbewahrt oder transportiert wurde.

Trotz der oben beschriebenen Beschädigungen ist das Manuskript in einem ziemlich guten Zustand. Der Text ist gut lesbar und bereitete bei der Transkription keine grossen Schwierigkeiten. Er wurde durchgehend mit schwarzer Tinte geschrieben. Josef Joachim hat eine sorgfältige, regelmässige und deutliche Handschrift ohne auffällige Besonderheiten. Korrekturen, Durchstreichungen oder Überschreibungen kommen fast gar keine vor. Man hat den Eindruck einer Reinschrift. Die sieben Nachträge sind in der gleichen sorgfältigen Schrift wie der Haupttext an den Seitenrändern platziert. Wörter und Satzteile, die hervorgehoben werden sollen, werden unterstrichen. Kapitelüberschriften fehlen, der fortlaufende Text ist aber jeweils durch zentrierte Schluss-Striche in 13 thematische Einheiten eingeteilt.<sup>23</sup> Er wird eingerahmt von einem Stimmungsbild am Anfang („Ob schön das Meer?“) und einem Heimweggedicht am Schluss („Oft durch die Seele schwinget...“). Am Ende dieses Gedichts findet sich die Datierung „J.J. 1866“.

Zu Beginn wird der Text sorgfältig auf die vorgegebenen 24 blauen Linien des Schreibpapiers gesetzt, im Laufe des Schreibprozesses werden die Seiten immer dichter beschrieben, so dass gegen Ende, zum Beispiel auf Seite 51, bis zu 46 Textzeilen in kleinerer, aber durchaus stets gut lesbarer Schrift auf eine Seite zu stehen kommen. Fehlte es wohl an Papier?

Die Paginierung hat Joachim selber vorgenommen. Er setzt die Seitenzahl ganz klein in die oberste rechte (ungerade Zahl) oder linke (gerade Zahl) Ecke und grenzt sie vom übrigen Text durch einen kleinen Bogen oder Strich optisch ab. Da

---

<sup>23</sup> Inhaltsübersicht s. am Schluss des Kommentars zum Text.

die Ränder des Manuskripts zum Teil beschädigt sind, ist die Zahl nicht mehr überall erkennbar. Fehlende Seitenzahlen sind später mit Bleistift ergänzt worden.

## Kommentar und Inhaltsübersicht

Josef Joachim wollte das Manuskript wohl nicht publizieren. Die sorgfältige thematische Gliederung schliesst jedoch Publikationsabsichten des 32-jährigen nicht aus. Die *Aphorismen* sind so konzipiert, dass sie in einem Wochenblatt oder einem ähnlichen Organ als Folge hätten erscheinen können. Auch der aus heutiger Sicht etwas bemühte Stil kommt am ehesten demjenigen zeitgenössischer Feuilletonbeiträge nahe.<sup>24</sup> Neben informativen Fakten stehen persönliche Stellungnahmen, die scherzhaft-anbiedernd, kritisch-gehässig oder sogar beleidigend sein können. Da solche Feuilleton-Artikel oft anonym erschienen, setzten sich die Autoren des 19. Jahrhunderts bei ihren persönlichen Meinungsäusserungen kaum Grenzen.

Joachim beschreibt Nordamerika als Reisender, vermeidet es aber, seine Reiseroute und Orte, wo er sich länger aufgehalten hat, zu erwähnen. Der „lange Pfälzer“, der mit seinem „Späktiv“ über das Meer schaut und das ersehnte Land erblickt, kommt später nie mehr vor.<sup>25</sup> Beim Lesen ist gut zu erkennen, wo aus eigener und wo aus fremden Quellen geschöpft wird. Seine persönlichen Erlebnisse beschreibt er detailliert und mit Engagement, gibt jedoch weder seine Reiseroute noch seinen Wohnort preis. Einen Hinweis, dass er sich in Pittsburgh und Philadelphia länger aufgehalten haben könnte, gibt die Beschreibung der trostlosen Sonntage unter der „Maine and Sunday-Law“: „Vergebens durchstreifst du die öden Straßen Philadelphia's oder Pittsburgs, umsonst klopfst du an die Thüren und Thore der Schenken und Bierstuben, um deinen vertrockneten Gaumen mit einem labenden Tropfen zu befeuchten, s'ist heut Sonntag, sagt der Wirth, nix kommt raus, vierzig Dollars Buße!“<sup>26</sup> Zusammen mit New York und Wiedlisbach im Kanton Bern zählt er Pittsburg zudem auch „zu den schmutzigsten Städten der Welt“<sup>27</sup>.

Immer wieder stellt Joachim Vergleiche mit seiner Heimat an. Er setzt die 5th Avenue in New York, wo die „fashionable Welt“ wohnt, mit der Solothurner „Gurzelengass“ gleich, die Landschaft Nordamerikas erinnert an das „wellenförmige Hügelland“ des Kantons Luzern und nur die Alpenwelt (der Schweiz natürlich) kann es an Schönheit noch mit der Prairie des Westens aufnehmen. Auf der langen Eisenbahnfahrt durch die Einöden Richtung Westen denkt er sehnsüchtig an die „blühenden Dörfchen“, die ihm bei Eisenbahnfahrten in der Heimat begegnet sind, und vermutet, dass die „Voreltern“ des schlechten nordamerikanischen Weins „aus

---

<sup>24</sup> Ab 1876 war Joachim Mitarbeiter, ab 1879 Redaktor des *Balsthaler Boten*.

<sup>25</sup> Seite 3

<sup>26</sup> Seite 24.

<sup>27</sup> Seite 5.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

dem obern Leberberg” stammen. Entsetzlich ärgert er sich über ausgewanderte Schweizer, die ihre Muttersprache und ihr Heimatland verleugnen, „die Miserebeln!“. Diese Vergleiche könnten ein Hinweis darauf sein, dass er sich an das Zielpublikum in seiner Heimat, den Solothurner Leser, wenden wollte. Vielleicht ist es aber auch nur ein Indiz dafür, dass ihn seine Heimat nie wirklich losgelassen hat. Die Sehnsucht nach ihr kommt jedenfalls im Schlusswort und dem abschliessenden Heimweh-Gedicht bekenntnishaft zum Ausdruck.

Wäre das Manuskript publiziert worden, hätte es dem Leser einen guten Einblick in die damaligen Verhältnisse Nordamerikas geboten. Leider verzichtete Joachim für seine *Aphorismen* auf Untertitel. Das hier aufgestellte Inhaltsverzeichnis dient als Übersicht und Orientierungshilfe bei der Suche nach einem bestimmten Thema. Die angegebenen Seitenzahlen entsprechen denen des Originalmanuskripts.

Die „Kapitel“ variieren im Umfang zwischen anderthalb bis fünfeinhalb Seiten mit Ausnahme des letzten Abschnittes, wo Joachim als landwirtschaftlicher Fachmann auf neun dicht beschriebenen Blättern ausführlich und mit differenzierter Sachkenntnis berichtet. Er nennt hier sogar zwei Quellen seiner Informationen, einen Pomologischen Bericht (über die nordamerikanischen Apfelsorten) und die Ackerbaustatistik des Staates Ohio.<sup>28</sup>

Hymnisches Stimmungsbild „Ob schön, das Meer?“	Seite	1-2
1. Ankunft in New York und Beschreibung der Stadt	Seite	2-8
2. Reisen im Innern des Landes		
öffentliche Verkehrsmittel	Seite	8-13
3. Klima	Seite	13-16
4. Bodenschätze und Naturreichtum		
Charakterisierung verschiedener Einwanderergruppen	Seite	16-22

---

<sup>28</sup> Seite 47.

5. Kritik am „engherzigen Muckerthum“ des Yankees Maine Law und Sunday Law	Seite	23-26
6. Religion	Seite	26-28
7. Bildungswesen und Kultur Stellung der Frau	Seite	29-31
8. Beschaffenheit der Städte und Häuser Beschreibung des Alltagslebens	Seite	31-34
9. Ehe- und Familienleben Sprache, Geschäft, Handel Reklame- und Zeitungswesen	Seite	34-37
10. Folgen des Bürgerkrieges	Seite	37-39
11. Sklavenemanzipation Politik und Verwaltung	Seite	39-41
12. Landwirtschaft, allgemeiner Überblick	Seite	41-43
13. Landwirtschaft Grösse der Farmen, Bodenpreise und Kaufakt beim Liegenschaftserwerb Beschaffenheit der Landstrassen Beschreibung der Gebäude Viehhaltung, Obst- und Ackerbau Landwirtschafts“maschinen” Geselligkeit und Gastfreundschaft	Seite	43-52
Schlussgedanken und Heimwehgedicht	Seite	52-53



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Josef Joachim

*Aphorismen aus Nordamerika. Aufzeichnungen eines Ausgewanderten*

Transkription Katharina Eder Matt

[Umschlag Rückseite]

[G 1993/248]

[ I ]

Aphorismen aus Nordamerika

---

Aufzeichnungen eines Ausgewanderten

[ II leer]

----- Ob schön, das Meer?

Ja göttlich schön im strahlenden Morgengewande, wenn Allmutter Sonne / ihren goldenen Schimmer ausbreitet auf die glitzernden, hüpfenden / Wellen; schön ist das Meer am sonnigen, lächelndem Tag', grausig / schön und ein Bild der gewaltigen Gottesmacht im tosenden Sturme – unver- / gleichlich, geheimnißvoll und schreckhaft schön aber ist das Meer beim Nahen der / Nacht!

Wer beschreibt den Anblick, wenn die Sonne scheidet, das heitere Tagesge- / stirn? Von Wolke zu Wolke gesunken, taucht für halb in die Fluth ihr blutiges Ant- / litz, wie / ein entzündetes Schiff am Horizont sich neigt. Hinter uns verhüllt sich der Osten / in sein blaßes Sargtuch und regungslos er stirbt der Wind in den Segeln; / Schatten durchfliegen die Luft eilenden Laufs und unter der gräulichen Färbung vermählen sich / Himmel und Meere. Hinter uns Nacht, im Westen allein fluthet und wogt das Licht durch das / goldene Thor, die leicht verhüllende Wolke mit Purpur besäumend. Alles, die Schatten, / die Winde, die Fluth aus dem rauschen- den Abgrund, scheint hinüber zu ziehn nach dem / Flammengewölb', als hätte die Welt und was ihr Leben beseelt, jetzt, wo das Licht hinstirbt, / Furcht vor dem To- de gefaßt. Dorthin ziehen die Möwen und Reiher, dorthin wogt der weiß- / geflokte Meeresschaum; und sie verfolgt mein Blick, in meiner Seele verbleichen auch / und sinken allmählig alle die Stimmen der Welt und der Lärm des Tages und Furcht und / Staunen erfaßt mich, jetzt, wo Sonne, Himmel und Meere ihre Abendandacht fei- ern[.]

Licht, wo gehst du hin, wo zieht ihr hin, du flammenerschöpfte Kugel, Ost- wind, /

[2]

Fluth und Wolken, Staub und Schaum und du Nacht, ihr brennenden Blicke und du Seele, wenn ihr es wißt, wo ziehen wir hin?

Großes, göttliches All', zu dir! deß blaßender Funke die Sonn' ist; Ziel der Nacht / und des Tages, auch des Geistes Ziel bist du; himmlische Fluth und Ebbe des ganzen, all- / weltlichen Gebens, du Meer des Lebens, in dem Alles versinkt!

---

Wer beschreibt die freudige Aufregung der Paßagiere, wenn endlich nach / langer Fahrt das Schiffsorakel spricht: Heute noch bekommen wir Land zu sehen, / morgens früh jedenfalls sind wir in New York! Aller Sing und Sang und Scherz ver- stummt, lautlos / stehen die Gruppen auf dem Vorderdeck und Aller Blicke wettei-

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

fern, zuerst das / wunderbare Land zu sehen, wo die gebratenen Tauben wachsen und das seit Wochen schon / all unser Wachen und Träumen beherrschte. Endlich hat der lange Pfälzer[?] mit Hülfe / seines 'Späktivs'<sup>29</sup> in weiter Ferne einen grauschwarzen Streifen erspäht und / Kolumbus kann keinen größern Stolz empfunden haben, als der Lange bei seiner Ent- / deckung. Allmählig belebt sich das Meer, hunderte von Fischerbooten und unzählige Küsten- / vögel bekunden die Nähe des Landes, der Lootse steigt an Bord, die Streifen ver- / größern sich und rücken näher und nach einer langen, bangen Stunde paßiren / wir endlich den Sund von Long Island und gelangen in den Hafen von New York.

New York liegt auf dem südlichen Ende der Manhattan Insel, 18 Meilen / vor der offenen See; sie hat auf der Westseite die Mündung des Hudson, auf der Ostseite / den Long Island Sund und nach Süden eine äußerst schöne Bucht. Mit Einschluß der kleinen / Meerenge, die Kills genannt, die sich westlich von Staten Island und die Bucht von Newark

3

erstreckt[,] hat der Hafen vier Ausgänge und ist so ungeheuer groß, daß er / wohl die Flotten der ganzen Welt bequem in sich bergen könnte. Die vielen Strömungen / verhindern die Anhäufung von Eis und daher wird die Einfahrt sehr selten durch Frost un- / zugänglich gemacht. Die Tiefe des Wassers gestattet selbst den größten Schiffen den / unmittelbarsten Zugang, während der eingegrenzte Raum der Meerenge die Errichtung / von Vertheidigungswerken sehr begünstigte; einige Monitors<sup>30</sup>, die schwarz und träge / vor den Ausgängen liegen machen jede feindselige Annäherung vollends uner- / quiklich. Der Hafen von N.Y. ist rings von einer pittoresken Schönheit / umschloßen, die wirklich unser Auge entzücken; die Ufer sind mit Palästen / und Villen förmlich übersät, die hohen Felsenufer des Hudson, auf ihren Rücken / zahllose Pavillons und Lustgarten tragend, vollenden die malerische Einfassung, die / wohl von keiner der Welt überboten wird. Und doch vermag dieser Reiz der / Natur und der Kunst unser Auge nicht dauernd zu feßeln. Der Hauptreiz dieses / großen Bildes liegt doch im Anblick und Anstaunen deßen, was menschliches / Genie und des Menschen Kraft, was die Industrie aus diesem, für den Verkehr so überaus gü[n]stig- / en Wasserbecken gemacht hat.

Der kolossale Kriegsbauhafen, die ungeheuern Werften für die / Handelsmarine, die zahllosen Docks, in denen die größten Dreimaster Versteckens / spielen können, die Unzahl von kasernenhaften (Waarenhäusern) Fruchtspeichern, die / die Riesen-Inselstadt rings umgeben, die tausende von Schiffen, vom riesigen / Schraubendampfer bis zu der Legion kleiner Boote, vom rußigsten Kohlen- / schiff bis zur eleganten Dampfjacht, die theils träge ankern, theils in hastiger / Eile durch

---

<sup>29</sup> Perspektivs.

<sup>30</sup> Panzerschiffe.

den Mastenwald schießen oder im süßesten far niente sich nach- / läßig von den kleinen Wogen schaukeln lassen – All dieß gewährt dem

4

dem Ankömmling ein Bild, großartig und zauberhaft, von dem sein erstaunter / Blick sich nicht losreißen kann.

Des Nachts bieten die tausende von rothen, grünen, violetten, blauen, / in allen möglichen Nuancen schimmernden Schiffslichter, die theils stille sitzen, / theils kreuz und quer und geräuschlos an einander vorbeihuschen, einen feen- / haften Anblick; dazu der vom Gaslichte der Riesenstadt geröthete Himmel, der / vom leisen Windhauche herübergetragene, melancholische Negergesang eines / Ostindienfahrers oder die so beliebte türkische Musik der irischen / Matrosen – wir glauben uns in ein Märchen versetzt aus 1001 Nacht!

Hat der Ankömmling die langweilig chicanöse Zollvisitation / überstanden, so wird er einige Stunden in den Generalauswanderungs- / pferch, Castle Garden genannt, eingesperrt. Es ist dieß eine, mehrere Tausend / Menschen haltende, runde Halle, wo man sich waschen und die Läuse „abe / machen“<sup>31</sup> kann. Auch befinden sich hier, Informations-[sic]Controll- Placirungs und / andere Bureaux, allwo man allerlei guten Rath und Auskunft erhalten / und sein Go[e?]ld auswechseln kann und dieß alles unentgeltlich d.h. wen man / nicht beschwindelt wird. Dieses vom Staate errichtete Institut ist zum Schutze / unerfahren[e]r Auswanderer von unleugbarem Nutzen; für einen großen / Theil der Paßagiere aber ist es ebenso lästig, hier mehrere Stunden / nutzlos eingesperrt zu werden. Es wäre den angestellten Beamten zudem / zu rathen, ihre exemplarische Grobheit in etwas zu mildern die einem / meklenburgischen Landjunker zur Zierde gereichen würde.

Endlich wird das Thor zum heißersehnten Eldorado erschloßen; / New York steht uns offen und wie drängt und stoßt man sich, Jeder will der erste

5

sein und doch – Viele kommen ja früh genug!

Trotz ihrer vielen Prachtbauten und Marmorpalästen ist die Stadt N.Y. / (nebst) nächst Pittsburg (Pennsylvania) und Wiedlisbach (Ct. Bern) die schmutzigste der / Welt – dank des miserablen Straßenpflasters, das täglich von Millionen Pferden ge- / treten und von tausenden von Wagen aller Art befahren wird. Bei schlechtem / Wetter halbfußhoher Koth, bei trockenem aber, unausstehlicher Staub. Doch sind / alle Straßen New Yorks (sowie aller andern amerik. Städten) mit breiten und / reinlichen Trottoirs versehen. Pferdebahnen durchziehen alle Hauptstraßen und / werden von Gentlemen und Lady sowohl als vom Arbeiter tagtäglich

---

<sup>31</sup> Wegmachen.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

benützt; / Fahrprei 6 Cents ohne Unterschied der Distanz. Man kann sich einen an- / nähernden Begriff von der Größe der Stadt machen, wenn man be- / denkt, daß z.B. die Neustadt, wenn ich nicht irre, neunzehn Avenues hat und jede / 100-200 Straßen in sich schließt. Die alte Stadt ist unregelmäßig, der neue / Stadttheil jedoch monoton regelmäßig gebaut. Reich an architektonischer<sup>32</sup> / Schönheit ist der Broadway, auch bildet er den kommerziellen Mittelpunkt der / Stadt. Die fashionable Welt aber, die N.Yorker Gentry wohnt in der / fünften Avenue (zu deutsch: Gurzel-  
lenga<sup>33</sup>); es ist dieß New Yorks Faubourg / St. Germain und steht diesem an Pracht und aristokratischem Air (auch N.Y. hat / seine Aristokratie, die des Dollars nämlich!) gewiß nicht nach.

An Sehenswürdigkeiten sind ferner zu bemerken: der Central / Park, wo das reiche New York zu Ro, zu Wagen und zu Fuß sich zeigt, glänzt / und sich amsirt; die prachtvollen Anlagen, Fontaines, See'n, Pavillions, Platt- / form[en], Statuen etc. haben schon Millionen Dollars verschlungen und doch ist die / Sache erst angefangen; die City Hall mit Park; die Academy of Music, Barnum's

6

Museum, wo man alle dagewesenen und nicht dagewesenen Merkwürdig- / keiten der Welt um lumpige 30 Cents sehen kann; der Atlantic Garden, / eine koloballe, domartige Trinkhalle vis--vis dem (deutschen) Bowery Theater; / welche bequem zweitausend Menschen ein Plätzchen gönnt, wo sie einige Gläser / des wirklich vor-  
trefflichen Biers zu Gemüthe führen können; in dieser Halle befindet / sich das berühmte große Orchestreon (Musikuhr), ein staunenswrdiges[?] Kunst / werk, das in Karlsruhe gefertigt, etwas über zweihundert tausend Gulden ge- / kostet hat und die komplizirtesten Musikpiecen mit ungemeiner Präzision und Wohllaut / auf-  
führt.

Die größte Merkwürdigkeit der Stadt aber ist ihre riesenhafte kommerzielle / und industrielle Thätigkeit, die uns vom ersten bis zum letzten Augenblick in / Erstaunen setzt und die wirklich jeder Beschreibung spottet. New York ist nicht nur / das Thor, sondern auch die Metropole in kommerzieller, sozialer und politischer / Beziehung. Paris c'est la France. Alle Demi-Grosisten und Detailisten des Ostens und / Westens beziehen ihre Waaren ausschließlich aus N.Y.

Oeffentliche Brunnen besitzt N.Y. keine, so wenig wie alle übrigen Städte / Nordamerikas; dagegen versieht das riesige Waserreservoir sämtliche Kchen / und Stuben der Stadt mit genügendem Waer, das aber in seiner Eigenschaft als / Trinkwaer viel zu wünschen übrig läßt. Die Polizey, in Uniform und Organi- / sation der englischen nachgebildet und aus Policemens und Dedectivs (geheime) be-  
stehend, / rühmen sich seit einiger Zeit und dieß mit Recht einer anerkenntens-

---

<sup>32</sup> Architektonischer.

<sup>33</sup> Wichtige Geschftsstrasse in Solothurn, offizieller Name: Gurzelgasse.

werthen / Virtuosität, immer noch aber ist N.Y. das Eldorado der Taschendiebe und / Gauner und nicht selten finden Raubmorde statt auf offener Straße. / In ge-  
wiße Stadttheile wagt sich ein ehrlicher Mann selbst bei Tage nur ungerne,

7

Nachts gar nicht, namentlich berüchtigt sind die Fife Points, wo Elend, Schmutz /  
und Verbrechen ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben. Prachtvolle Kauf- und /  
Schmuckläden wetteifern mit denen von Paris und London; ebenso die Hôtels und /  
Restaurants; ungewöhnlich zahlreich sind die sog. Cafe's chantants, aus jeder drit-  
ten / Hausthüre (Souterrain) dringt Musik, gar oft in des Wortes schändlichster /  
Bedeutung, an unser entsetztes Ohr und wir gerathen unwillkürlich auf / die be-  
gründete Vermuthung, N.Y. sei die musikalischste Stadt der Welt und / kein Wun-  
der, daß die Ratten so selten.

New York ist größtentheils aus Backstein erbaut, doch muß derselbe / in den  
fashionablen Stadttheilen nach und nach dem Sandstein und Marmor weichen. / An  
der Ecke des Broadway und der City Hall wird gegenwärtig ein / Börsengebäude  
aus pur Eisen und weißem Marmor erbaut, ein wahrer / Prachtbau, der wohl Milli-  
onen kosten wird. Sehr viele Häuser haben / glatte Dächer und überhaupt zeigt der  
N. Yorker sehr viel Vorliebe / für den italienischen Baustyl, obwohl der „Himmel“  
sehr wenig Italienisches / an sich hat. – Die Stadt zählt bereits mit Einschluß von  
Brooklin / über eine Million Einwohner, wovon gut 1/3 deutscher Zunge oder /  
Abstammung sind. Die Bevölkerung nimmt in riesenhaftem beispiellosem / Ver-  
hältniß zu, über 20% jährlich und aller menschlichen Berechnung / nach wird New  
York in wenigen Jahren die größte Stadt der / Welt sein und 5-6 Mill. Einwohner  
zählen! Dann wird sie die Nachbarstädte / Hoboken[,] Brooklin und Williamsburg  
inkorporirt haben (Soloth[urn] – Feldbrunnen) und / das jetzige New York bloß die  
City der Riesenstadt bilden.

---

8

Der erste, überwiegende Eindruck, den Amerika auf den / Inlandreisenden  
macht, ist die geographische Enormität des Landes, mit / andern Worten, es wird  
uns, die wir an unsere kleinlichen europ. / Distanzverhältnisse gewöhnt sind, fast  
bange zu Muth, wenn wir vom / schwankenden Dampfroße 3-4 Tage und Nächte  
westwärts ge- / schleppt werden. Wir fürchten jede Stunde ans Ende der Welt zu  
gelangen, / oder doch wenigstens in den stillen Ocean geschmießen zu werden, /  
und doch ist dieser ja noch viele tausend Meilen weit entfernt! Ja diese / kontinen-  
tale Enormität setzt uns wirklich in Staunen und Bewunderung / und un-

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

willkürlich drängt sich uns der Gedanke, die Ueberzeugung / auf, daß hier noch Viele, Viele Platz finden, daß, wem's draußen / zu enge wird, nur herkommen soll; hier kann er noch Plätzchen finden, / wo 30 Meilen im Umkreise ihm kein Nachbar lästig wird.

Ferner frappirt uns der seltsame Kontrast zwischen Natur und Cultur, / wie sie in verschiedenartigsten Bildern an unserm Auge vorübergleiten. / Hier schöne, kultivirte Farmen mit schönen und wüsten Häusern, prachtvollen / Obst- und Blumengärten, und dann auf einmal zwanzig Meilen langer, / naturwüchsigster Urwald. Sumpf und Gestrüpp – dann wieder Cultur / und so fort in wundersamstem Farbenwechsel. Oft glaubt man sich / mitten in unermesslichen Urwald versetzt, nirgends keine Spur von / Menschenhand, der Fisch im rieselnden Wildbach, der[sic] Eichhorn und der braune / Hase blicken uns neugierig zutraulich an, die riesigen Schwammeichen, / Hikory's und Wallnußbäume, die dem tosenden Sturme zum Opfer gefallen, / sie bleiben unberührt liegen, kein profaner Axtstreich stört ihren Todesschlaf,

9

– da, mitten im jungfräulichen Urwald zeigt sich plötzlich eine Lichtung, das / Dampfroß pfeift (od. vielmehr heult!) und gleich halten wir am improvisirten / Bahnhofs eines weißangestrichenen, funkelnagelneuen Landstädtchens, feine / Gentlemen führen nach der neuesten Pariser Mode aufgeputzte Ladies / spaziren, während auf der Piazza muntere Kinder spielen, eine Heerde / Säue mit Wohlbehagen sich in der Pfütze wälzt, einige magere Kühlein / ihre tägliche Nahrung suchen und um das Bild vollständig zu machen, einige / häßliche Negerbuben durch Quälereien einer Heerde Gänse und Enten zu / einem fürch[t]erlichen Concert aufmuntern; rechts die Piazza (gewiß / Franklin Place oder Washington Place genannt) oder vielmehr Pfütze begrenzend, / prangt ein Hôtel im buntesten Oelfarbenschmuck, links steht ein vorwitz- / iger Beer Saloon und ein Schmiedshop, während der monströse Schilt eines / entfernter stehenden Bretterhauses uns bedeutet, daß hier ein Kaufmann seine / Schätze aufgespeichert hat; wir haben just noch Zeit, auf den an jenem / Pferdestall angeklebten Plakaten die Worte „Theater“ oder „Circus“ zu entziffern / und fort gehts und in drei Minuten befinden wir uns wieder mitten in der / Wüstenei. Dieser komische Kontrast wiederholt sich vor den Augen des Reisenden / in den verschiedenartigsten Variationen.

Die ewigen, unvermeidlichen und unästhetischen Fencen (hölzerne / Zäune) beeinträchtigen die landschaftlichen Schönheiten sehr, ja sind für das / Auge geradezu beleidigend.

Was die allgemeine (individuelle darf man doch nicht wohl sagen), landschaftliche Physis- / gnomie Nordamerika's betrifft, so finden wir wohl einige Staaten mit ansehnlichen / Höhenzügen durchzogen, wie die Alleghanis in Pennsylvania, Virginia und Kentuky

welche mit ihren fruchtbaren und waßerreichen Thälern und Thälchen einige / recht hübsche Parthien darbieten, ebenso die Felsengebirge und Schwarzen / Berge in Oregon und Californien; doch zeigt es sich seinem Hauptcharakter / nach als wellenförmiges Hügelland wie z.B. im Ct. Luzern, oft hunderte / von Meilen weit, so daß diese Eigenschaft zur Monotonie wird. – Besonders / reich an pittoresken Parthien und Naturschönheiten ist Kentuky, erinnere / nur an die weltberühmten Mammoth<sup>34</sup> Höhlen, die Typhon Brücke etc.

Will man aber die Natur in ihrer großartigsten Großartigkeit / bewundern, so gehe man nach dem Westen und sehe die Prairien. Die Prairien! / Mehr als tausend Quadratmeilen, unabsehbar und mit oft mannshohem / Grase bedekt, liegen sie vor unserm erstaunten Auge ausgebreitet, / ein riesenhafter grüner Teppich, dupfeben nur hie und da erhebt sich / ein kleines Wäldchen, gleich einer Oase, aus der Graswüste, als seien / sie zum besondern Schmucke dieser großartigen engl. Anlage hingepflanzt / worden. Unzählige Vieheerden, von denen man oft nichts als den Kopf / oder das hochgehobene Schwanzende aus dem hohen Grase hervorlugen sieht, / schwelgen hier im Paradiese der Rindviehcher. – Nur ihr grellster / Gegensatz, die Schweizer Alpenwelt kann an großartiger Naturschönheit / mit den Prairien wetteifern.

An Binnensee'n und Flüssen und Strömen hat Nord Amerika bekanntlich / keinen Mangel, doch haben die Letzteren gewöhnlich ein schmutzig gelbes / Aussehen, mit Ausnahme des Mißissippi, des „Königs der Ströme“, der seine / Gewässern von den kristallhellen und fischreichen Quellen Minnesota's und Wisconsin's / herleitet und mit seinen hundert Inseln und hohen malerischen Ufern einen wirklich

majestätischen Strom bildet.

An öffentlichen Verkehrsmitteln ist Nordamerika das reichste / Land der Welt. Es hat so viele Eisenbahnen, wie ganz Europa zusammen, / tausende von Dampfschiffen bedecken die Flüße und See'n und selbst das / ehrwürdige Institut der Postkutschen spinnt den Faden weiter in solche, / mitleidenswürdige Nebenester, die der Dampf hochmüthig bei / Seite gelaßen. Die Eisenbahnwägen haben bekanntlich den schweizerischen / als Modell gedient und sind mit Schlaf- und Toiletteappartements, Abtritte, / Waßer-behälter, kurz mit allem Comfort eingerichtet; wegen des miser- / ablen Spurbettes aber holpern und schwanken die Waggons so merkwürd- / -ig grauselich, daß an Behaglichkeit 1° Qualität nicht zu denken ist

---

<sup>34</sup> Mammoth.



und / der ersehnte Schlaf erst dann möglich ist nachdem dreißig Stunden / tüchtig ballotirt<sup>35</sup> worden und [man] tüchtig müde ist. – Die Dampfboote / aber, die niedlichen, phantastisch gebauten, zweistöckigen, schwimmenden / Pavillions sind mit überreichem Luxus ausgestattet und äußerst kom- / fortabel, Conversations-, Eß- und Rauchsalons mit Glacen<sup>36</sup> und Sammtteppiche, / vorzügliche Betten, gute Beheizung, kurz Alles, was[=um] eine Flußfahrt / sehr angenehm zu mache[n]; auch sind die Preise der Konkurrenz wegen / sehr billig. Auf der Bahn kostets ungefähr 2 Cents per Meile.

Bekanntlich fahren die amerik. Eisenbahnen und Dampfschiffe / ungemein schnell, erstere 30-40 Meilen p[ro] Stunde. Man thut deßhalb / gut [daran], bevor man eine längere Dampfreise antritt, erst das Leben ver- / sichern zu laßen. Den[n] trotz der fast täglichen Unglücksfällen, können / die Schiffskapitäne von der häßlichen Liebhaberei, Wettfahrten zu

12

zu machen, nun einmal nicht laßen und sind die Bahngesellschaften nicht zu bewegen, / die Bahnbauten solider herzustellen, einzuzäunen und Bahnwächter an- / zu stellen.

[Nachtrag am rechten Seitenrand:] Die Bahnlinien sind nirgends eingezäunt oder bewacht, ebenso wenig die Uebergänge, Jedermann kan[n] selbst zusehen, / daß er nicht überfahren wird. Daher steht bei Uebergängen geschrieben: „Look out for the Locomotive!“ („Paß auf“.)

„Bahnwächter anzustellen,“ explizirte mir jüngst ein Bahn- / beamter, „würde in Amerika nicht bezahlen[=rentieren], für unsre Bahnen / brauchte es 50'000 Mann, à 1000 D[ollar]. jährlich [,]macht 50 Millionen. / Der Mann würde in dieser Zeit in einem andern Wirkungs- / kreise gewiß 2000 D verdienen, z.B. als Farmer, / dieß macht 100, zusammen 150 Mill.D. diese ungeheure Summe / gienge für die Kultur total verloren.“ – „Aber die vielen / Menschenopfer?“ „Diese bezahlen wir à ganz todte Person 10'000 D. / und beide Partheien kommen billig eweg<sup>37</sup>.“ – Was kann man gegen / diese Yankee Rechnung einwenden? – Die Eisenbahnkunstbauten sind, / um mich kurz auszudrücken (meist aus Holz) derart konstruirt, als wollte man just / „Fallen richten“. Und es klingt wie Ironie, wenn z.B. die Baltimore - Ohio R.R.<sup>38</sup> / Comp., welche jüngst wieder zwei Dutzend Menschen Arme und Beine brechen ließ, heute / in den Zeitungen sich vernehmen läßt, wie folgt: „Die große National-Reiseroute ist jetzt / wieder offen für Frachtbeförderung und Reisende. Die zerstörten Waggons sind durch neue / sehr komfortable ersetzt worden

---

<sup>35</sup> Geschüttelt.

<sup>36</sup> Spiegeln.

<sup>37</sup> Weg.

<sup>38</sup> Rail Road.

und da die Strecken und der Schienenweg wieder in / dauerhaftem Zustande sind, so dürfte sich der wohlerworbene gute Ruf(!) der Bahn in Be- / zug auf Schnelligkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit mehr als bewähren. Zu den unvergleichlich / pittoresken Scenerien, welche diese Bahn dem Reisenden bietet, gesellen sich nun noch zahlreiche, / durch die neulichen W(...) (etwa der Eisenbahnunfall?) bemerkenswerthe Punkte .... etc „,

Der oben angedeutete Kontrast zwischen Natur und zwar von der aller- / vernachlässigsten Sorte und des Menschen Spur und Kunst und Kultur zeigt sich überall im Osten

13

und Westen, in Süd und Nord. Bruder Jonathan hat halt solch' ein Ueberfluß an Boden weit und / breit, daß er sich bis jetzt nur die allerbesten Plätzchen ausgewählt hat, um sein Nestchen / zu bauen.

[Nachtrag am linken Seitenrand:] Das Areal der Ver.Staaten ist Summa 3'250'000 Quadrat Miles, mit ca. 40 Mill. Einw.; in den Staaten kommen durchschnittlich 17 Einwohner auf die Quadrat Meile, / in den (westl.) Territorien kommen dagegen vier Quadrat Meilen auf einen Einwohner.

Er baut daßelbe ganz hübsch und fein und beachtet es wenig, daß eine territoriale Ent- / fernung von vielleicht hundert Meilen ihn von seinem nächsten Nachbar trennt; hat er ja das / Dampfroß und den Konversationsdraht, die überallhin folgen, wo drei Hüttchen stehn. Morgen / ist's eine Stadt. Der Europäer, der gewöhnt ist, auf seinen Bahnexkursionen unablässig / eine Reihe hübscher Städte, blühender Dörfer (z.B. Inkwyl) und Weiler an seinem verwöhnten / Auge vorübergleiten zu sehen und alle zehn Minuten an einem Bahnhöfchen anzurücken, findet / es hier auffallend, oft zwei bis drei Stunden wie die Windsbraut dahinzusausen, ohne zu / einem „Depot“ zu gelangen. Nichts als Busch und Wald und Sumpf, hie und da durch eine Lichtung unter- / brochen, die ein fleißiger Ansiedler zu Wege gebracht.

---

Ueber das Klima Nord-Amerikas zu reden ist eine delikate Sache. Hier herrschen so / zu sagen alle Klima's der ganzen Welt. Nirgends wie hier hat die Witterung so unaus- / stehliche Launen und namentlich haben die Ost und Nordweststaaten viel darunter zu leiden. So / können wir in kurzer Zeit tropische Hitze und kurz darauf arktische Kälte, afrikanische / Tage und sibirische Nächte, den Sommer von Neapel und den Winter von Kopenhagen erleben. Bisweilen / treten so wunderliche und plötzliche Aenderungen in der Temperatur und dem Verhalten der Witterung / überhaupt ein, daß man auf die Vermuthung gerathen möchte, die Natur sei in der Zeitrechnung irre / geworden.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

[Nachtrag am Seitenende:] Den 20' Nov. d.J. zeigte der Thermometer 15[°]  
R[éaumur]., den 21' noch 3°.

Es ist bezeichnend, daß der Amerikaner stets – selbst bei einer Hitze von 120° F[ahrenheit]. – sein / Flanellhemd auf dem Leibe trägt, eine Vorsichtsmaßregel, deren Nichtbeachtung gar oft verdrößliche / Krankheiten, namentlich das kalte Fieber nach sich zieht.

Es entsteht hier sehr oft ein Kampf warmer und kalter Luftströmungen, wie es in der alten / Welt sehr selten ist. Im Sommer erlebten wir einen solchen Kampf häufig genug. Der Himmel ist

14

ist klar; die Sonne sendet ihre sengendsten Strahlen hernieder auf uns arme Menschenkinder, / die wir uns in den kühlenden Schatten eines Baumes flüchten. Da tritt mit einem Mal gänzliche / Windstille ein. Es wird auch im Schatten unerträglich heiß und beängstigend. Kein Blättchen / rührt sich mehr – da mit einem Mal erhebt sich ein heftiger Wind, der Staub auf der / Straße wirbelt tanzend in die Runde, am Firmamente bilden sich plötzlich Wolken, die Bäume / schütteln ihre Kronen und eh' man sich's versieht, ist Sturm, Gewitter und heftiger Regen da, / gar oft verbunden mit einem tüchtigen Schloßenschauer, der die heiße Luft wieder der- /gestalt abkühlt, daß du heimgehen und einen warmen Tschoppen<sup>39</sup> anziehen darfst. – New York, / obschon unter dem nämlichen Breitegrad wie Neapel, hat des Sommers wohl einer tropische[n] Hitze, / aber nichts weniger als eines neapolitanischen[sic] Winters sich zu erfreuen; sondern der Winter / schwingt sechs volle Monat sein eisiges Zepter so gut wie in Norddeutschland. So ist's in / allen Ost und Nordweststaaten. Der Mißissippi friert bis St.Louis hinunter jeden / Winter so tüchtig zu, daß er mit Roß und Wagen befahren wird und eine Schlitten- / parthie auf dem River gilt zu den köstlichsten Wintergenüßen.

Nordamerika kennt keinen Frühling, jenes allmähliche Aufthauen, jenes / fast unmerkliche Zunehmen der Sommerwärme, welche die schüchternen Veilchen und / Schlüsselblümchen aus ihren Schlupfwinkeln zum bescheidenen Dasein hervorlockt und jedem / Strauch und Baum sein grünes Kleid umhängt, bedächtig und genau wie es im Ordnungs Kalendarium / des Frühlinggottes eingeschrieben steht – kein Frühling wie in Mitteleuropa. Hier herrscht / der Winter mit trotziger Gebehrde bis Mitte April, ja er ist im Stande, am Maitage / noch einen tüchtigen Schneesturm über Steppen zu jagen – zum Abschiedsgruß. Sein Ab- / ziehen aber gleicht dann einer Flucht; ihm auf dem Fuße folgt die Sonne und sendet ihm / ihre glühendsten Strahlen nach; in acht Tagen prangt die Natur in ihrem herr- / lichsten Schmucke, der Sommer ist da. Der Herbst ist in Amerika in der Regel ungemein

---

<sup>39</sup> Jacke.

mild und dauert oft bis Weihnacht. Folgende meteorologischen Vergleichen als Commentar: Neapel, 40° 51' Breite, 16,7° C. mittlere Jahrestemperatur. 9° Winter, 25° / Sommer, Differenz 16,0°;

Boston, 42° 21' Breite, 9,3° C mittl. Jahrestemperatur, 3,3° Winter 21,3° / Sommer, Diff. 18,5°.

Es hat unter der gelehrten Welt schon viel Kopfbrechens gegeben, dieses meteorolog. / Räthsel zu lösen und diese auffallenden Abweichungen erklärlich zu machen, ohne daß die geäußerten / Ansichten zu einer annähernden Uebereinstimmung gelangt wären. Die wahrscheinlichsten / Gründe dürften folgende sein: Während Italien und Südeuropa überhaupt durch die / Hochalpen vor den rauen Nordwinden geschützt ist, muß Nordamerika diesen Schutz / total entbehren, ja die fünf großen See'n begünstigen noch die Paßation der Polar- / winde ungemein. Die einzige natürliche Schutzwehr, welche dieselben aufhalten oder / doch ihre verheerende Wuth zähmen könnten, die großen, mächtigen Wälder des Ostens / sind und werden niedergehackt. Dieser Frevel hat sich schon fürch[t]erlich gerächt und / einsichtsvolle Männer sinnen darauf, wie diesem Uebel auf dem Wege der Gesetz- / gebung gesteuert und Einhalt geboten werden könne. Doch ist diese Aufgabe eine / ungemein schwierige, da alle Wälder ausschließlich in Privatbesitz und Zwangsmaß- / regeln schlechterdings unanwendbar sind. – Die atlantischen Küsten entbehren / der wohlthätigen Küstenwinde. Im Kampfe der Polar- mit den / Aequatorial-Luftströmungen gewinnen erstere bereits immer die Oberhand; der / Kampf geschieht nicht über einander, sondern geht hier neben einander vor sich. / Der kalte und der warme Luftstrom treffen sich in der Nähe der Erdoberfläche, wechseln und / wälzen sich über die Länder hin und her und verursachen so die verschiedenen Wetter,

zum großen Aerger der Wetterpropheten.

Dieß meiner Ansicht nach die wichtigsten Motive der wetterwend- / ischen Lage Nordamerikas; und sie finden ihre Bestätigung durch das Beispiel / Kaliforniens, das durch seine stillen Buchten und hohe Gebürge geschützt, sich eines / unvergleichlichen Klimas, eines immerwährenden Frühlings zu erfreuen hat.

---

Der Naturreichthum Nordamerika's ist bewunderungswürdig und / unerschöpflich.

Die edlen Metalle der Vereinigten Staaten können als unbe- / rechenbar bezeichnet werden. Obgleich ihre Ausbeute nach großartigem / Maßstabe kaum erst

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

begonnen hat, bringen die verschiedenen Minen / mehrere hundert Millionen jährlich ein[.] Die Bleimineralien der Staaten / Illinois und Missouri, die Kupferminen am Ober-See, die Kohlengruben / Pennsylvaniens, Ohio's, Maryland und einiger andere[r] Staaten sind geradezu / unerschöpflich. Eisen wird in sämtlichen Staaten von Maine bis Georgia, / vom atlant. Ocean bis zum Mißissippi in vorzügl. Menge und Güte gefunden. / Alles für Kunst und Manufaktur nöthige Rohmaterial besitzt Nordamerika im / Ueberfluß.

Ein Beispiel dieses fabelhaften Naturreichthums: der Eigenthümer / eines großen Eisenwerks in Ohio kaufte sich eine vernachlässigte Farm / von 160 Acres um 5000 D., nachdem er zuvor Bohrversuche auf Kohlen / gemacht hatte. Wirklich fand sich in geringer Tiefe ein[e] Kohlenbank von / 7 - 10'[=Fuss] Tiefe. Einige Fuß tiefer entdeckte man später noch ein Eisenerzlager

17

von ungewöhnlicher Ausdehnung und Reichthum; so daß nun auf der / sonnigen Oberfläche gepflügt und der goldene Weizen gezogen, im dunkeln / Schooß der Erde aber gehämmert und gehackt und Wagen an Wagen Braun- / und Eisenstoff ans Tageslicht befördert werden! Ist Faktum.

Und erst das Oehl! Jenes Erzeugniß der unterirdischen Chemie, welches seit / der Sündfluth oder einer noch fernern, längst entschwundenen Periode im dunkeln Schacht / verschloßen, des Zauberers wartet, der ihren Bann löse. Der Bann ist gebrochen, der / Yankee bohrt die Erde an, wie der Küfer das Weinfäß und ein dunkler schmutziger Strom / treibt armsdick und Haus hoch in die Luft und füllt die tausende von Tonnen mit güldenem / Öhl, die Taschen des Yankee aber mit güldenen Thalern. Und welch' ein Reichthum liegt da / vergraben, wie wird überall gebohrt und gesondet und noch läßt sich die Unmaße / Petroleum nicht einmal annähernd berechnen denn immer werden neue Öhlregionen / entdeckt. Die Staaaten Pennsylvania und Ohio gleichen einem einzigen, großen Öhlgemälde. / Alles macht in Oehl, Öhl ist das Lösungswort, durch Öhl wird der Yankee reich, fehlt / aber die Spekulation d.h. bohrt er an einer öhllosen Stelle, so ist dieß gewöhnlich seine / letzte Oehlung, den[n] nach Oehl bohren, meist zig[?]tausende vonfuß[?] tief, kostet Geld und Manchem schon ist / das letzte Tröpflein Oehl dabei ausgegangen. Die Nordamerikaner bildet[sic] nicht nur die „größte[?]“ / Nation der Erde, sie ist auch die „erleuchtetste“ denn sie hat Öhl in Hülle und Fülle, sie darf / ihr Licht leuchten laßen in alle Welt hinaus und Mÿriaden Scheffel sind nicht im Stand / daßelbe zu verhüllen. -

In Kalifornien und Pickes Peak wird dasjenige Metall gewonnen, aus welchem / die Götzenbilder gemacht werden.

Wenn die Höhe und Stärke der Waldbäume als Maßstab gilt für die Frucht- / barkeit und Produktivität des Bodens, so hat das Erdreich der neuen Welt in seinen

herrlichen, unvergleichlichen Waldungen sich selbst das lobendste Zeugniß ausgestellt, das / herrlichste Denkmal gesetzt. Wirklich bieten sie einen majestätischen und fremdländischen / Anblick, diese mächtigen Weiß-,Schwamm[-], und Schwarzeichen, der 100'[=Fuss] hohe Pappel- oder / Tulpenbaum (*Liriodendrum tulpifera*), die gemeine Akazie (90' hoch)[,] die geheimniß- / volle, träumerische Sycamore (80 - 90')[,], der riesige Hickory, der Roth-, Weiß-, Schwarz- / und Sumpfkastanienbaum und die weiße Ceder (80'); ferner die wunderschöne „Rothblüthe“, der Kaffeebaum (*Gymnocladus Canad.*), die Catalpa, der Berg- und Große lorbeer (25'), / die rothe Maulbeer[e] (Ohio, 70'), der Wallnußbaum (bis 90')[,] der Zuckerahorn, das schön- / blühende „Gundsholz“ (*Cornus alternifolia*), der Saßafra (offizinalis) etc. Wurzel und Rinde / der zwei letztern Species werden hier allgemein als blutreinigende Arzneimittel an- / gewandt und hoch geachtet. – Canada hat seine prächtigen Tannen und Fichten, die Nadel- , / Berr-[-], Roth[-] und Flußbirke und die 100' hohe Tamorak-Lerche. In Ost- und Mittelamerika / treffen wir überall die wilde Rebe, sich von Baum zu Baum schwingend; Wildkirschen / und Wildpflaumen sind in den Wäldern sehr zahlreich und bilden nebst den Nüssen die Haupt- / anziehungskraft für die liebe naschhafte Jugend.

An eigenthümlichen Waldvögeln besitzt Nordamerika den Whipperwill (amerik. / Nachtigall), den Spott-, Roth- und Kirschenvogel; außerdem beinahe alle europäischen mit / mehr oder weniger Abweichungen. Die Singvögel dagegen sind sehr spärlich, Sperlinge giebt's / gar keine und es ist neuerdings der Versuch gemacht worden, welche zu importiren.

Die Jagd ist hier völlig frei, auch ist der Amerikaner kein so erschrecklicher Nimrod, / wie man glauben möchte und hier rechtfertigt sich aufs Neue der Spruch: Jedes Verbot reizt. Das / Hochgewild ist in den Oststaaten wegen Mangel an großen zusammenhängenden Waldungen so / rar geworden, wie in Europa; Tauben, Enten[,] Schnepfen, Rebhühner, Trut- und Prairiehühner, / sowie die wilden Gänse leben hier und schweben in

entzückender Menge und kokettiren so eigentlich um die Aufmerksamkeit des / Jägers; daß das benambsete Federvieh gebraten umherfliegt, das zu behaupten aber ist Uebertreibung.

Die Vereinigten Staaten, durch Colonisten engl. Ursprungs gegründet, / haben zunächst die Sitten und Gebräuche der Engländer ange- / nommen. In Hinsicht der Erbauung der Häuser, der Hauswirthschaft, der / geselligen Verhältnisse, der moralischen und religiösen Ansichten, welche der Grund- / stein jeder Gesellschaft sind, ähneln sich die Sitten in der Union mehr denen / Englands, als Frank-

reichs oder Deutschlands. Indeßen, der Einfluß des China's, / die Vermischung verschiedener Nationen und ferner die freisinnigen, / politischen Institutionen haben dem[sic] gesellschaftl. Charakter der gegenwärtigen / Bevölkerung wesentlich verändert und zu einem spezifisch nationalen ge- / stempelt.

Obwohl in ihren Grundzügen identisch, so bemerken wir in den ver- / schiedenen Landestheilen doch einen Unterschied in Charakter und Sitten der / Bewohner. Die New-Engländer (Pennsylvania/Maine, Connecticut, Massachusetts und / New York) zeichnen sich vorzüglich durch gute Erziehung, Unternehmungsgeist, aus- / dauernde, zähe Thätigkeit, durch Pünktlichkeit in allen Geschäftszweigen, vorzüglich / aber durch ihre puritanische Denkungsart, strenge Moral, Heilighaltung / des Sonntags und durch Festhalten an den Meinungen und Grundsätzen, in denen / sie erzogen worden, aus. Sie werden des Geizes beschuldigt, indeßen / steht doch soviel fest, daß es keinen zweiten Staat der Welt giebt, wo / so viel Geld für die Kirche und mildthätige Anstalten frei- / willig gegeben wird, wie in N.England.

Den eigentlichen Yankee aber, den verschmitzten, heuchlerischen

20

Humbugmacher par excellence finden wir in den Mittel, West und Nordweststaaten. / Hier wächst er zu tausenden im Freien, wird groß, trägt Kanonenstiefel, kaut / Tabak und wird reich und nährt dabei den wunderlichen Gedanken, seine Nation sei / die erste der Welt und darin hat er in gewißer Beziehung nicht ganz Unrecht. –

Es ist ein sonderbarer Kauz, dieser Yankee! Ungemein thätig, / Alles versuchend, Alles wagend, gutmüthig, eitel, grob, unbegrenzt / gastfreundlich, kopfhängerisch-gottesfürchtig – macht er sich nicht / das geringste Bedenken, dich um tausende von Dollars zu beschwindeln, / Stehlen aber gilt ihm als Greuel. In keinem andern Lande wird / der gemeine Diebstahl so sehr verachtet und so hart bestraft wie hier, / während der großartigste Betrug durchaus nicht entehrt, ja oft / Beifall erndtet, wenn er recht ingenios vollführt worden. Es gehört / gewißermaßen sogar zu den noblen Paßionen, einen tüchtigen / Bankerutt zu machen, wie aus einem Briefe einer Amerikanerinn / an ihren Sohn zu ersehen ist: „Robert, ich höre nicht viel Rühmliches von / dir. Während dein, blos zwei Jahre älter, Bruder Pitt schon einen / Bankerutt von 70'000 D. affektiert hat und bereits an einem zweiten / arbeitet, machst du, wie mir scheint, den Faullenzler. So kann's nicht gehen. / Du hast ein schönes Geschäft und ich erwarte des Bestimmtesten bis Neujahr / einen kleinen Bankerutt von wenigstens 15'000 D.“ – Sparsam, oft geizig, / übt er dagegen eine unbegrenzte Gastfreundschaft gegen Bekante und / Unbekannte; er stattet sein Haus mit übertriebenem Luxus aus und Commfort, / hat aber kein Geld, um eine Thüre an den Kuhstall anzuschaffen; er / belegt Flur und Zimmerböden mit kostbaren Carpets (Teppiche), findet aber keine / Zeit, den fußtiefen Morast vor und neben dem Hause, den er doch täglich / durchwatzen muß, trocken zu legen; er

trägt einen zerlumpten Rock / am Leibe und einen unbeschreiblichen Hut auf dem Kopfe und paßionnirt für / goldene Uhren und pfundschwere ditte[=dicke] Ketten. Er läßt sich jeden Tag rasiren, / frisiren und einöhlen und schnäuzt die Nase, selbst bei Tische und in Gesellschaft mit / den bloßen Fingern, wobei er eine seltene Virtuosität und Grazie entwickelt.

21

Er ist ein raffinirter Geschäftsmann ein gewandter Rechner, ein / leidenschaftlicher Politiker, würde aber sicherlich in bittere Verlegenheit / gerathen, müßte er entscheiden ob Australien in Deutschland liege oder / ein integrireder Theil des Königreichs Dänemark bilde.

Der Yankee ist im höchsten Grade Kosmopolit, ihn bindet's / nicht an die Heimath Schwelle „mit tausend Banden“. Mit dem 14ten Altersjahr zieht er meist von dannen, von der Mutter mit einigen / Thalern von Vater mit guten Rathschlägen beschenkt. Wohlgemuth / und unbeirrt blickt er hinaus in die große, weite Welt, von der er / schon so viel geträumt; er lernt gegen Lohn (hier wird keinem Lehrlohn / bezahlt, im Gegentheil) die Schusterei oder Schneiderei, oder geht in eine / Faktorei oder wird Gehülfe in einer Spekhandlung und nacheinander / Matrose, Koch, Farmer, Kaminfeger und Zuckerbeck, Kohlengräber / oder Caßier bei einer Provinzialbank und wills einige Zeit nicht anders / gelingen so widmet er sich der Grobschmiedekunst oder wird Methodisten- / Pfarrer oder Menschen- und Vieharzt: und es müßte wunderlich gehen, wenn / er nicht die Sphäre entdeckt hätte, wo er in zwei Jahren seine 25'000 D. / „werth ist“.

Gemüthlichkeit und Geselligkeit kennt der Yankee nicht, Gesang liebt er nicht, / wenn er selbst einmal singt, so kann man darauf schwören, daß es nur geschieht, / um die Pferde anzutreiben. Wo andere Leut' das Gemüth haben, trägt er / sein Pocket book (Geldbeutel) und wenn auch andere Tugenden geschätzt und geehrt / werden, so wird der eigentliche Werth eines Mannes doch nur nach / seinem Vermögen gemeßen. So sagt der Amerikaner stets: „Dieser / Mann ist so und so viel tausend Dollars werth“. Der allmächtige Dollar! –

Für die schätzenswerthen Eigenschaften eines Mannes (nebst Reichthum), / hat der Amerikaner zwei Eigenschaftswörter. „Er ist ein smarter Mann[?]“ / will so viel sagen, als dieß ist ein heller Kopf, anschicklich, behend und läßt / sich vom Teufel nicht erwischen, überhaupt ein Kerl ders zu Etwas bringen / wird; ist dieser smarte Mann dazu noch ein „finer Man“ (höflich, geschmeidig), / so ist damit Alles gesagt, was man Rühmwerthes sagen kann, das / non plus ultra eines vollendeten Amerikaners.

Der Amerikaner ist ferner, um das Sündenregister voll zu / machen, stolz und hoffärtig und blickt mit Verachtung und Mitleid herab



schaut auf Alle die „grün“ (Spottname für alle Einwanderer) und farbig sind.

Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?

Und doch, wie generös verschwenderisch ist er, wie spendet / er mit vollen Händen, wenn er einmal reich geworden. Da sieht / man kein Vornehm-Filzigthun europ. Herrschaften; er speist, / trinkt und bezahlt alle Untergebenen fürstlich und auf ein halbes Dutzend / Dienstboten mehr oder weniger kommt's ihm nicht an; selbst wenn er sie nicht / braucht. Er weiß nichts von Hochwohlgebornen und begnügt sich mit / dem einfachen „Sir“, schilt man ihn noch Cäpt'n oder gar Colonel, so schwimmt / seine Eitelkeit in höchster Wonne. Wenn er giebt, so giebt er mit vollen Händen / und es ist für den Amerikaner ein stolzes, beruhigendes Gefühl, wenn / er und mit vollem Recht, sagen kann: In diesem ganzen, großen Reiche, unter diesen vierzig / Mill. Menschen ist (mit Ausnahme einiger berücktigter Stadtviertel New Yorks) keiner, der / unverdient Hunger leiden, keiner, der obdachlos schlafen muß! – Kein Land der / Welt, nicht einmal England kann sich solch' großartiger, von mildthätiger Hand / gestifteter Armen-, Waisen[-], und Krankenasylen rühmen, wie Nordamerika. Der Yankee / ist ein friedlicher, charmanter Nachbar. Will Einer ein Haus bauen, oder ist er von / Unglück betroffen worden, stehen ihm Hand und Pferd und Wagen seiner sämtlichen / Nachbarn zur Verfügung. Stirbt ein Familienvater, so darf die hinterlassene / Witwe[sic] nicht bange haben, daß sie und ihre Kindlein verhungern oder nur darben müßen.

Freilich ist sein großartiger Wohlthätigkeitssinn nicht immer auf Rechnung / eines überweichen Herzens zu schreiben, vielmehr giebt er oft zwei Dollars, / weil eben sein Nachbar, der ja nicht reicher ist, als er, einen gegeben hat. -

Das deutsche Element, das nebst dem irischen den größten Theil der Einwanderer / ausmacht, wäre sehr geeignet, vermöge seiner Bildung, Geselligkeit und überwiegender / -end harmlos-idealistischen Anschauungsweise einen, die schroffen / und realistischen Seiten des Angloamerikaners, mäßigenden und günstigen Einfluß / auszuüben. Auch finden wir in allen Gauen und namentlich in Städten sehr ehrenwerthe Deutsche, die durch Gründung geselliger Vereine, Theater-, Gesang-, / Lese-, Musik[-] und Turnvereine, durch humanistisch-wissenschaftlichen Unterricht / dem puritanischen Vorurtheil und Skeptizismus des Yankee zu trotzen wagen. / Viele aber, leider der große Haufen ziehen es vor, sich zum Sateliten deßelben / zu machen, äffen seinen Gewohnheiten und Manieren sorgfältigst nach und sprechen / lieber ein häßliches Kutscher-Englisch, als ihr ehrliches Deutsch, ja, daß ich es sagen / muß, man trifft sogar viele Deutsche und Schweizer, die ihre Muttersprache und / ihr Heimathland verleugnen, die Miserabeln!

---

Wohl die häßlichste „Gewohnheit“ des Yankee ist sein engherziges Muckerthum<sup>40</sup>; / diesem verleiht er den vornehmlichsten Ausdruck in der sog. Liquor oder / Maine Law und in der Sunday Law (Gesetze über den Verkauf geistiger / Getränke und Heilighaltung des Sonntags).

Daß seine puritanische Erziehung und wohlfeile Bigotterie den Amerikaner / mehr als Andere den Lehren und Grundsätzen der Mäßigkeitsapostel zugänglich / und empfänglich machen würde, war vorauszusehen; daß er sich aber zu einer / solchen Raserey gegen alles „Geistige“, wie solches im Liquor Gesetz aus[-] / gedrückt ist, hinreißen ließ, ist wahrhaft unbegreiflich – wüßte man nicht, / daß man [in] gewissen Kreisen sich dieser Popanz bedient um „in Politik zu / machen[,,].

Die Maine Law verbietet alles Ausschenken von Brantenwein / und aller alkoholhaltiger Getränke, worunter auch das Lagerbier ver- / standen ist (welches doch häufig nichts weniger als berauschend!). Wein, Dünnbier / und Limonade sind in Gnaden pardonniret. Und doch, o Wunder! wird wohl / in keinem Lande so viel Brandÿ und Lagerbier getrunken, wie in den / United States. Männiglich liebt es, Morgens nüchtern sein Tröpflein / Bitters zu trinken und auch während des Tages hie und da an diversen / Schnäppsern zu nippen oder seine Kehle an einem Glas schäumenden / „Lager“ zu kühlen; Alle trinken, mit dem Unterschied jedoch, daß die Einen / gar kein Hehl daraus machen, während die Andern nur „im kühlen / Schooß der Erde“ oder daheim im verschloßenen Kämmerlein ihren Nectar schlürfen. / Letztere nennen sich Temperenzler oder Mäßigkeitsvereiner. Die Heuchler! / Wie verdrehen sie die Augen und sprechen ihren Abscheu aus und ihr Mitleid / über die sündige Mitwelt, die in ihrer Verblendung nicht einsehen will, daß / in jedem Tropfen Spiritus und auf jedem schäumenden Bierglase ein Teufelchen / sitzt. Während manch einer dieser Eiferer eine allerliebste Nase im Ge- / sicht trägt, die roth wie ein Karfunkel, welches Kolorit schwerlich vom Waßer- / trinken herrührt, vielmehr mögen alter französischer Cognac und unzählige / Gläschen holländischer Gin seinem Aushängeschild zu dieser Illumination verholffen / haben.

Auf die Uebertretung des angeführten Gesetzes durch die Schenkwrith ist eine große Strafe – bis 40 D. – gesetzt. Ich schreibe mit Vorbedacht „ange- / führt“, denn wohl noch nie ist ein Gesetz gräubelechter<sup>41</sup> angeführt worden, als / diese Liquor Law. Denn, was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das / findet in Einfalt der amerik. Schenkwrith aus; er verkauft seinen Brandy / als „Wein“ und den Whisky als „Regenwaßer“ welches auszuschchenken ja nicht ver[-] / boten und es ist ergötzlich, wie sämtliche Kunden auf diese oder andere seltsame

---

<sup>40</sup> Heuchlerische Frömmigkeit.

<sup>41</sup> Zweideutig.

Nomenklatur eingegangen. Auch wird in solchen Gegenden und Städten, / wo die Verworfenen numerisch die Oberhand haben, namentlich im Westen, / das Kind beim wahren Namen gerufen und ungescheut getrunken, / was eben schmeckt; und wehe dem Denunzianten, sei er Polizist oder / Laie! er wird getheert und gefedert

[Nachtrag am Seitenende:] Ein sehr beliebtes und gewöhnliches Verfahren der Linchjustiz (Volksjustiz[]), das / Opfer wird entkleidet, am ganzen Körper mit Theer bestrichen und dan[n] in einer Maße / Federn herumgewälzt und so auf-geputzt auf einer Tragbahre in den Gaßen herum getragen!

und kann sich das Liedlein singen: / Morgen muß ich fort von hier! -

Während sich in Europa jedes Kind die ganze saure Woche herzlich auf / den kommenden Sonntag freut, der ja für alle Müh und Entbehrung reichlich entschädigt, / sieht man hier in Amerika dem Sabathe nur mit Schauer und Bangen entgegen.

Mag es zweckmäßig, ja aller wärts empfehlenswerth sein, daß von Staats- / wegen die öffentlichen Belustigungen auf ein geziemendes Maß beschränkt, / daß namentlich der Sonntagvormittag, als der öffentlichen Gottesverehrung ge- / wicht<sup>42</sup>, vor Profanation und Störung geschützt werde, so konnte es doch nur / dem bornirten, dummpfiffigen Muckerthum Alt- und Neuenglands einfallen, durch / tyrannische Gesetze alle, auch die unschuldigsten, Sonntagsvergnügen zu untersagen. / Diese Prohibition erstreckt sich sowohl auf aller öffentl. Handel und Ver-kehr, als / auf das Oeffnen und Besuchen der Wirthshäuser und öffentlichen Loka-le, ja sogar alles / Singen, Pfeifen und Musiziren ist strenge untersagt und wenn drei Personen auf / der Straße beisammen stehen, können sie darauf zählen, daß der erste, beste Policemen / sie auseinander gehen heißt.

So ist der vom Schöpfer zur Ruhe und Erholung bestimmte Tag hier zu ei-nem / aschgrauen, entsetzlich nüchternen Gähr- und Fasttage geworden und es ist nicht zu ver- / wundern, wenn die meisten Selbstmordversuche des Sonntags statt-finden – Ver- / gebens durchstreifst du die öden Straßen Philadelphia's oder Pitts-burgs, umsonst / klopfst du an die Thüren und Thore der Schenken und Bierstu-ben, um deinen ver- / trockneten Gaumen mit einem labenden Tropfen zu be-feuchten, s'ist heut / Sonntag, sagt der Wirth, nix kommt 'raus, vierzig Dollars Bu-ße!

Und der Yankee, der gottesfürchtige Gentlemen, wie bringt der denn den Sonntag / zu, wirst du fragen? wollen mal sehen.

Nachdem erst zu einer späten Morgenstunde die fromme Persönlichkeit ihr / Nachlager verlassen und in diversen Steaks und Shops nebst obligaten Zuthaten die / richtige andächtige Stimmung sich erworben, wird eines der unzähligen Morgen-

---

<sup>42</sup> Geweiht.

/ blätter, die besonders geistreich und zur Bildung unsrer Seele sehr geeignet sind, in / die Hand genommen. Oder auch werden die schadhafte[n] und blöden Greenbaks / (Papiergeld) aus dem Taschenbuche ausgesucht, gezaggt[?] und geflickt. Unterdeßen / kommt die Zeit heran, wo der Gottesdienst in der Kirche beginnt. Unser Held

hat selbstverständlich einen eigenen Familienstuhl in der fashionabelsten Kirche / der Stadt; ja er trug sogar in eigener Person zur Erbauung des Gottes- / hauses bei, das jetzt mit koketter Front und getünchten, die Glasmalerei nachahmenden / Fenstern ein Mixtum compositum aller nur denkbaren, die Baustyle aller / Völker und Jahrhunderte representirenden Architektur bildet. Mit jedem Glocken- / schlag, der zu seinen Ohren schallt, fühlt sich seine Seele höher gehoben. Es ist gewißer- / maßen eine Quittung jedesmal, die der fromme Mann von der religiösen und dankbaren / Bewohnerschaft des Kirchensprengels vorgelegt wird, ein dankender Zuruf jener / Minderreichen, die zwar einige Cents sonntäglich für einen Kirchensitz, aber nicht / tausende zur Erbauung einer Kirche beitragen können. Im Geiste sieht er sich / selbst schon als eine Art von Heiligen und gesteht sich zum wenigsten: „I am a very / honourable and religious man!“ Freilich paßt zu dieser edlen Begeisterung, zu dieser / vollständigen abnégation de soi-même, nicht ganz eine kleine arrière pensée, die / der sehr Erenwerthe[sic] selbst im Momente seiner religiösen Wäche<sup>43</sup> nicht zurückdrängen / kann; es ist ihm nämlich, als ob [ihm] im tiefsten Grunde der Seele ein kleiner Kobold, / ein neckendes Teufelchen kichernd zuriefe: [„]ei, ei, frommer Freund, denkst du auch / an die Senators-, City Majors- oder Coronersstelle, die du durch deine hervorragende / Betheiligung am Kirchenbau erworben hast, du Spekulant?“ – Doch die Zeit drängt, die / Glocken haben aufgehört ihre Quittungen dem frommen Kirchenbauer vorzulegen, / My Lady und die jungen Mißes haben ihre Toilette vollendet. Das rauscht und glitzert und / glänzt! Das war aber auch ein schwierig Ding, eine wichtige Aufgabe, Alle so / beisammen zu haben, daß es ein harmonisches Ganzes bilde. Endlich zieht die ganze / Familienschaar in gespreizter Ordnung zum Gotteshause hin. Da sitzt sie denn im / Tempel und das edle Familienhaupt, das die ganze Woche geschachert, gefeilscht und Handel / getrieben, glaubt das Geschäft am Sonntag, in einer andern Form freilich, fortsetzen / zu können. Er hat der Firma „Gott & Comp im Himmel“ ein Blatt seines Contobuches eröffnet / und trägt nun in das „Soll“ mit kaufmännischer Bedächtigkeit all' die außerordentlichen / Thaten ein, die er sich gut zu schreiben berechtigt glaubt, als da sind: \$ 100 für Sonntags- / schulen,

[Nachtrag am linken Seitenrand:]\$ 6'000 für Kirchenbau, \$ 200 für innere Mißion,

---

<sup>43</sup> Wachheit.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

dreimaliger sonntäglicher Kirchengang und dadurch dem Mob (Pöbel) gegebenes / gutes Beispiel, Abscheu vor – schlechtem – Lagerbier und nachgemachtem – Brandy, / Aufrechthaltung des höchsten Anstandes durch äußerste Discretion bei Unterhaltung einer / – eines armen schönen Waisenmädchens, u. s. w. Auf das Haben dieses Blattes kommt / dagegen, was selbst der verstockteste Sünder doch nicht anders als mit Lug und Trug, scheinbarer / Ehrenhaftigkeit, Mangel an Intereße für irgend welche andern Zwecke, als Befriedigung / persönlicher Eitelkeit und Habsucht bezeichnen kann und sich gestehen muß. So stellt er seine Konto- / berechnung auf.

Der Geistliche, ist ein Methodist oder Paptist, wettet von der Kanzel herab mit / wüthenden Gebehrden und in fulminanten Worten über den Sündenpfluß der Menschheit. Dieses / Augenverdrehen, Toben und Wüthen, wie sich's die Mehrzahl der amerikanischen Prediger zur / Gewohnheit gemacht haben, ist ergötzlich und plausibel für den, – der sich entfernen darf; / einen ganzen Sermon auszuhalten muß eine Qual sein und das edle Familienhaupt / glaubt deßhalb auch, einen ziemlichen Betrag dem Conto der Handelsfirma zur / Last dafür stellen zu dürfen, daß er die Pastoralpredigt jedesmal zu Ende hört. Ist dann der / Gottesdienst vorüber, so wird das Hauptbuch geschlossen und dieselbe Erscheinung und daßelbe Verfahren wiederholt sich Nachmittags, doch sind seine Leiden dabei, im Gegensatz zum Morgen,

26

bedeutend gemildert, denn nach dem exquisiten Mittagessen überfällt ihn in den / heiligen Räumen gar bald ein andächtiger Schlummer. – Abends empfängt er Visite / oder geht in Compagnie zu befreundeten, verwandten Seelen, wo zu der Habana / sich franz. und spanische Weine geselle[n] und genoßen werden, bis – der Himmel klar / wird und feierlich, so ganz als wollt er öffnen sich. Das ist der Tag des Herrn!

Der Arbeitsmann, der Familienvater - Proletarier, der die ganze Woche hart / gearbeitet und sich aller weitem Erholung und Zerstreung beraubt sieht, weiß nichts / beßeres zu thun, als Nachmittags sich auf's Bett hinzustrecken, bis seine steifen Glieder / noch steifer werden, wenn er nicht vorzieht, was meist der Fall ist, sich einen / ingrimmigen Whiskyrausch anzutrinken, wozu er sich Samstag Abends den Stoff / vorsorglich verschafft hat.

Beßer daran freilich ist der Farmer, dem doch die Mucker seine freie schöne / Gottesnatur nicht rauben oder vergiften konnten.

Aller Post-, Eisenbahn- und Telegraphenverkehr ist des Sontags gänzlich ein- / gestellt, was in gewissen Situationen sehr verdrießlich, ja peinlich werden muß. / Alle Theater, Conzerthallen sind geschlossen, alle Vereinsversammlung[en] ja alle öffentl. / Vorlesungen sind verboten.

Was zur Zeit der unwürdigsten Reaktion in europäischen Monarchien, was / selbst das vom finstern Muckerthum beeinflusste Ministerium Manteuffel nicht / erreichen konnte, hat – es ist lächerlich zu sagen – eine republikanische Legis- / lative beschloßen und vom Volke erwählte Gouvernoren bestätigt! Man könnte die / Sache höchst komisch finden, hätte sie nicht vom socialen und sittlichen Gesichtspunkte aus / ihre höchst tragische Seite. Die Temperenz- und Sonntagsfrage steht in inniger Be- / ziehung zur innern Politik resp. Partheystellung in den Vereinigten Staaten. So / lange die republikanische Parthei die Herrschaft führt, bleiben die Temperenzgesetze / aufrecht, sie steht und fällt mit ihnen. Kein Gouvernor, kein Senator wird nominirt, / der nicht zum Voraus zur Maine and Sunday Law schwört und sie strenge zu handhaben / verspricht ( bei der radikalen Parthei nämlich). Man wird diese Behauptung belächeln, ja bezweifeln, / und doch ist sie nur zu wahr. Vielorts bestehen förmliche enragirte Maine Law Leagues / (Wäßertrinker Klubbs), die einen mächtigen Einfluß ausüben und denen zu widerstehn die / große Menge entweder zu gutmüthig oder – da namentlich die Geldmänner und das Pfaffen- / thum sie protegiren – zu schwach ist.

In einigen Staaten, namentlich in den westlich des Mißissippi gelegenen, hat das / Volk, seiner Urkraft sich bewußt, diese hemmenden und unsinnigen Gesetze einfach zu / ignoriren begonnen, geht Morgens in die Kirche und Nachmittags singt, musizirt und tanzt / es und geht Abends ins Theater und Niemand wagt mehr, es davon zu hindern.

Hoffen wir also, daß die Vernunft endlich siegen und einem Zustande ein Ende / machen wird, welcher der Natur und den Bedürfnissen gesitteter Menschen so wenig ent- / sprechend ist; daß deß freien Menschen freier Wille sein bestes Temperenzgesetz und / der Sontag, nachdem der religiösen Pflichten genug gethan, auch noch das werde, wozu / er vom Heilande eingesetzt worden: „Freut Euch mit den Fröhlichen!“ –

---

Religion ist in Nordamerika ein sehr gesuchter Artikel und es wird jährlich / sehr viel verbraucht; ich sage dieß ausdrücklich, um das in Europa vielverbreitete

Vorurtheil zu widerlegen, als sei der Amerikaner irreligiös oder indifferent.

Niemand ist mehr zu Grübeleien aufgelegt als der Puritaner und in / keinem andern Lande ist die Sektirerei so groß, wie in Nordamerika. / Die alte protestantische Mama hat so viele Töchtern geboren und in die weite / Welt geschickt, daß sie wohl nicht mehr alle kennen würde und einige haben sich so / lüderlich aufgeführt, daß sie gewiß sich ihrer schämen würde, wenn's sie's vernähme. / Nebst den Katholiken und Lutheranern, hausen hier und vegetiren: Methodisten, Presby- / teria-

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

ner, Baptisten, Papisten, Episcopale, Quäcker, Shackers, Herrenhuter, Jansenisten, / Weinbrenner, Amische Brüder, Albrechtskinder, Millerheads, Rabisten (große Colonie bei / Pittsburgh, Pennsilv.), Zoariden (Colonie in Tuscarawas County, Ohio), Mormonen etc. Alle / diese Sekten halten darauf, nebst eigenen Ritus, der oft verrückt genug ist, noch eigene / Priester (Patriarch, Ältester, Sprecher) und eigene Tempel zu besitzen. In kleinen Städtchen / von kaum 1000 E[inwohnern]. finden wir oft 5-6 Kirchen, wenn anders man diese, oft in sehr / mode[rn]stem Stýle erbauten hölzernen Häuser so nennen will, sowie eben soviel Gottes- / äckerchen, damit ja der Gläubige auch nach dem Tode noch mit den Ketzern nicht in Berührung zu kommen brauche.

Die verschiedenen Sekten, oder vielmehr ihre Priester, thun auch, wie es geziemend ist, / in christlicher Duldsamkeit sich gegenseitig soviel möglich – chicanieren.

Die Vereinigte Staaten Constitution gewährt vollständige Glaubens- und Gewissens- / freiheit. Dieß hat für den Staat den weitem Vortheil, daß er keine Staatskirche zu / protegiren und für keine zu „blechen“ hat. Fehlt den Rathsherren deßhalb auch die Gelegenheit, / über Landpfarrhofzimmerreparaturen interessante und schöne Reden zu halten. –

Oft gehören Eltern und Kinder verschiedenen Sekten an. Gefällt's Einem nicht mehr, / d.h. kommt er zu beßerer Erkenntniß, so sattelt er um und begiebt sich zu einer / andern Sozietät. Ja diese „beßern Erkenntniß“ ergreift oft ganze Kirchgemeinden, / die dann in corpore und in rührendster Eintracht ihrer bisherigen Religionsart Valet sagen / und sich nach einer andern, bequemern umsehen. So las man verfloßenen Sommer / im Cincinati Volksfreund u.a. Blättern, daß „die freie deutsch-lutherische Kirchgemeinde / Osh Kosh (Wisconsin) sich vom Sýnodalverbande losgesagt und sich sammt dem Pfarrer, dem / Turnvereine angeschlossen. Sehr gewißenhafte (oder -lose?) Eltern laßen ihre / kleinen Kinder nicht taufen „es als Týrannei betrachtend, denselben diese oder jene / Religion aufzuzwängen, wenn sie mal groß seien und verständig, können sie dann selbst wählen.“

Die Kirchgemeinden stellen ihre Prediger nur auf eine bedingte Frist an, in / den meisten Fällen hat der Aspirant zuvor eine Musterpredigt zu halten, von der gewöhnlich das Resultat seiner Bewerbung abhängt. Ein deutscher Prediger wurde von Freunden / nach Davenport (Iowa) eingeladen, um sich einer sehr angesehenen, hirtlosen Heerde / vorstellen zu laßen d.h. zu musterpredigen. Er that dieß, indem er in glänzendem / schwungvollen Vortragen seine Freude ausdrückte zu einer so aufgeklärten und gebildeten / Gemeinde sprechen zu dürfen. Hierauf entwickelte er in beredten Worten seine Ansichten / über das Christenthum, „das eine sehr nützliche moralische Einrichtung sei, die wesentlich / alle Wahrheiten enthalte, die über überweltliche Dinge erkannt werden können, da es aber / keine endgültige Autorität über die Vernunft besitze und jedenfalls ein Gegenstand / für freieste, wissenschaftliche Kritik sei; daß der Aberglaube an die Gottheit und über- / sinnli-

chen Wunder des Weisen von Nazareth gottlob mehr und mehr schwinde. Es gereiche ihm / zum größten Vergnügen, zu wissen, daß die E. Versammlung seine Ansichten so voll- / ständig theile etc.” – Kaum zu Hause angelangt, kommen seine Freunde herangestürzt

28

und schildern ihm ihre eigene Ueberraschung und die Entrüstung und das Mißfallen der / ganzen Kirchgemeinde über den freidenkerischen und frivolen Text seiner heutigen / Rede. „Aber man hat mir doch gesagt”, rief der bestürzte Mann, / „die Mitglieder dieser Gemeinde seien die freien” „sind so orthodoxe und fromme / Leut, wie welche in den Vereinigten Staaten sind”, fiel ihm sein Freund ein, „und / wenn es dir nicht gelingt, durch eine zweite, besonnenere Predigt dich in ihrer / Gunst zu rehabilituliren, so ist alle Pastoralanwartschaft dahin.” In einem zweiten / Vortrage, der ihm nur mit Widerstreben gewährt wurde, desavouirté er nun / seine, durch unrichtige Voraussetzung über die religiöse Anschauungsweise seiner / E.E. Zuhörer bestimmten und in der ersten Predigt entwickelten Grundsätze, bekämpfte / sodann das moderne Heidenthum und die freigeistische Tendenz der Neuzeit und – ward Pfarrer / zu Davenport.

Es ist begreiflich, daß kleinere Kirchgemeinden (Sekten) ihre Priester nur spärlich / besolden können; viele der Letzteren sehen sich deßhalb genöthigt, um ihr Auskommen / zu machen, nebst ihrem Prediger- noch ein anders Handwerk zu treiben, das ihnen Brod / verschafft, was eben nicht sehr schwer fällt, da die meisten früher Schuster oder Kleiderkünstler / waren, andere treiben Landwirthschaft. Besonders „geschikte” Herren versehen oft wohl / gar zwei Pfarreien – wohlverstanden, verschiedener Religion – zur gleichen Zeit; sie unter- / richten Kinder lutherisch, presbyterianisch oder methodistisch, wie es eben verlangt wird, / gegen anständige Bezahlung.

Bei dem exzentrischen, kraft- und saftlosen Treiben der Sektirerei ist es / daher nicht zu verwundern, daß die katholische Confeßion durch ihre kompakte, / abgerundete Organisation über alle übrigen triumphirt und täglich Proselyten / macht. Sie wird geleitet von einem mächtigen, hierarchischen Regiment, von / Erzbischöfen, Kardinälen und zahlreichen Bischöfen und Subalternen; sie besitzt, namentlich / in großen Städten wirklich prachtvolle Tempel mit reichen Dotationen, einem / durchschnittlich ausgezeichneten Kirchengesang (, der als in diesem Genre fast einziger Kunst- / genuß auch von vielen Protestanten besucht wird), reiche Frauenklöster und gute Bildungs- / anstalten. Nur schade, daß die größte Zahl der katholischen Priester, meist Irländer / und Franzosen, so ungebildete Zeloten sind, die von der Kanzel herab nur immer / schimpfen und sich Ausdrücke erlauben, die gewiß in keinem europäischen Seminar / gelehrt worden. -

Schließlich noch ein Anekdotchen: Ein angesehener Farmer lud mich eines / Sonntags ein, mit ihm eine evang. Busch-Kirche (Kirche auf dem Lande) zu besu-



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

chen. / Es fand sich eine beträchtliche Menge Andächtiger ein, die meisten zu Pferd oder zu Wagen. / Die Kirche bestand aus einem großen Blockhaus, ohne sonderlichen Schmuck oder Ver- / zierung, aber wunderschön gelegen mitten im majestätischen Urwalde. Als der / Prediger erschien, sah er sich eine Weile wie suchend ringsum und fragte dann die / Nächststehenden, wo denn die Kanzel hingekommen. Es entspann sich sodann in der / Versammlung eine lebhaftige Discuſion über das Verschwinden des quaest. Möbels; / als ein breitschultriger Kentuckier dahergekeucht kam, die vermißte / Kanzel auf dem Kopfe tragend: sie hatte bei einem in der Nähe abge- / haltenen Meeting als Rednerbühne dienen müßen. – Dieser kleine Zwischen- / oder vielmehr Vorfall hatte keine weitern Folgen und störte die andächtige / Stimmung der Gemeinde nicht im Geringsten.

---

29

Für den öffentlichen Unterricht wird in den Vereinigten Staaten, namentlich seit / zwei Dezennien sehr Rühmliches, ja Ueberraschendes geleistet. Jedem Township (3 Quadrat Meilen) / in dichtbevölkerten Gegenden jeder Section (1 Quadrat Meile) sogar wurde vom Staat / ein Schulhaus gebaut und wird von ihm unterhalten. Auch das Lehrpersonal wird / vom Staate angestellt und besoldet, der Betrag aber zu zwei Dritttheile[n] auf die / Schulkinder repartirt. Die Besoldung der Primarlehrer varirt von 200-800 Dollars, / das wöchentliche Schulgeld pro Primarschüler 15-20 Cents. Die Lehrer werden von / der Schulkommission geprüft und empfohlen und leisten durchschnittlich sehr Befriedigendes, / namentlich glaube ich bei den Schülern Allgemein eine ungemein schöne und kräftige Handschrift / wahrgenommen zu haben. Die Schulbücher sind sehr zweckmäßig und praktisch, die für An- / fangsschüler mit hübschen Illustrationen versehen. Schulzwang herrscht aus territorien / Gründen keiner, auch einen einheitlichen Schulplan hab ich nicht bemerkt.

Außerdem werden eine Menge, namentliche deutsche, Privat- oder Spezial- / schulen gehalten; denn noch immer gefällt sich der Staat darinn, das deutsche Element, / das doch sehr beträchtlich ist, und seine Bedürfnisse vollständig zu ignorieren. Diese / kleinliche Selbstsucht des Yankee zeigt sich ferner darinn, daß er keine fremden / Sprachen lernt und dieselben nur mit Widerstreben duldet, überhaupt in seiner / Abneigung gegen alle „Grünen“ (Einwanderer), namentlich Deutsche, welches / Gefühl eher als Haß und Neid, denn als Verachtung zu deuten ist; denn er weiß nur / zu gut, daß puncto Wißenschaft und Kunst der „Dutchman“ ihm weit überlegen ist.

Wenn der Primarunterricht ein sehr ausgebreiteter und erfolgreicher und / tüchtiger genannt werden kann, so läßt sich das Nämliche von den höhern / Unterrichtsanstalten nicht sagen. Wohl wuchern eine Menge sog. Colleges, sind / aber bloße Privatunternehmen, um Geld zu machen und leisten ungefähr, was die /

Schweiz. Pensionnate, es wird Anstand und guter Ton gelehrt und es sind diese Anstalten / wegen ihrer Kostbilligkeit nur reichen Sprößlingen zugänglich. Von Staatswegen / existiren, so viel mir bekannt, nur einige, aber ausgezeichnete polittechnische / Schulen, eigentliche Hochschulen, nach Europäischen Begriffen, existieren keine.

[Nachtrag am Seitenende:] Soeben wird mir versichert, in Philadelphia bestehe seit Kurzem eine ausgezeichnete / juristische und mediz. Fakultät, ob dem so sei, laß ich dahin gestellt.

Die Bezirksschule Grenchen würde hier eine ganz famose Universität sein! -

Glückliches, hochherziges Land, Amerika! Du bist erhaben über elende / Schulfuchserie und gelehrte Pedanterie der alten Welt. Du kennst keinen / tyrannischen Schulzwang der edlern „Gewerke“. Will Einer Doct.Med. / werden, hört er ein Semester oder zwei Anatomie und Klinik in der „Akademie“ / zu Cleveland oder St.Louis, läßt sich dieß bescheinigen und der Doctor ist fix und / fertig. Sich Dr. schelten laßen und zu praktiziren steht übrigens Jedem frei, / ohne sich prüfen zu laßen, denn hier herrscht volle Gewerbefreiheit; die meiste / Inklinaton hiefür zeigt sich bei importirten Barbieren und Badern, auch / Hufschmiede schwärmen häufig hiefür. – Willst du Advokat werden, so brauchst / du dich nicht erst Jahre lang mit den „Alten“, mit Justinian und den „gemeinen / Deutschen“ herum zu balgen oder gar in todten Sprachen zu reden, all' dieß / heidnische Zeug ist hier Luxus. Du studirst während eines kalten Winters die / State Law und die Common Law, eröffnest eine „Office“, läßest dir einen tüchtigen / Aushängeschild malen und der Advokat ist geboren. Legst du gar noch eine, / nicht allzu rigurose Staatsprüfung ab, so darfst dich „Lawer“ (Rechtanwalt) (Attorney at Law) nennen.

30

Der Amerikaner ist ein schlauer Handelsmann und Spekulant, ein ausgezeichneter / Ingenieur und Baumeister, ein tüchtiger Handwerker, ein vortrefflicher National- / Ökonom und im Maschinenbau und in der höhern Mechanik hat er eine Meisterschaft / errungen, die ihm von keiner andern Nation bestritten werden kann. Doch höhere / Wissenschaft, klaßische Bildung und schöne Künste weiß er nicht gehörig zu schätzen, / noch dieselben sich anzueignen. Amerika hat verhältnißmäßig nur wenig tiefe / gebildete Männer, an großen Staatsleuten ist es wahrhaft arm und die wenigen / berühmten Gelehrte[n], Dichter, Ärzte, Advokaten und Schriftsteller haben ihre Bildung / meist im Auslande geholt oder doch dort wenigstens den Impuls, die Weihe dazu empfangen. / Die Nationalliteratur ist noch sehr arm, Bücher ästhetischen und streng wißenschaft- / lichen Gehalts werden, weil ihm das Verständniß abgeht, vom Volke wenig ge- / sucht; desto beliebter sind Unterhaltungsschriften und es fiel mir auf, nebst den / englischen Originalwerken sehr viele Uebersetzungen italienischer und spanischer / Autoren zu finden.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Faßen wir den Kulturzustand des amerik. Volkes im Allgemeinen / ins Auge, so muß uns die Ueberlegenheit der amerik. Frauen über die / Männer, was Geist, Bildung und Erziehung betrifft, in Staunen und Bewunderung ver- / setzen. Während der Knabe oft schon im 12-14ten Altersjahre die Schule verlassen / und zu Schaufel und Spate[n] oder zu einem Handwerk greifen muß, führt die junge / Miß ihren Schulbesuch fort und vervollständigt ihre Bildung noch in einem der vielen / Ladies Colleges. Diese, stets von Frauen geleitete Anstalten ertheilen einen, die / Männer-Colleges weit überflügelnden, ausgezeichneten Unterricht. Sehr geschätzt sind die / katholischen „Schwesterninstitute[“], und werden, da ohne positives Verlangen kein Religions- / unterricht ertheilt wird, von Zöglingen aller Konfessionen besucht.

Viele Frauen eignen sich sogar eine gewisse klaßische Bildung an und / amerik. Schriftstellerinnen und Dichterinnen sind nicht selten. Zwei Dritttheile der Primar- / schulen werden von Lehrerinnen geführt, Frauen halten öffentliche Vorlesungen, / Frauen werden zu Telegraphen- und Postbeamten gemacht, promoviren als Med. Doctorinnen, / ja wie die Zeitungen berichten, tauchen hie und da Frauen als (öffentl.) Predigerinnen auf.

Es ist daher begreiflich, daß die hiesigen Frauen bei ihrer geistigen Ueber- / legenheit sowohl im öffentlichen- als Privatleben einen, in der alten Welt ungekann- ten / und unmöglichen Einfluß auf die Männer, auf die socialen, ja sogar politischen Verhält- / niße, ausüben. Begreiflich ist ferner, daß sie das Höchste anzustreben suchen und nach / „Emanzipation“ rufen. Es besteht bekanntlich ein sehr zahlreicher amerik. „Frauenverein für Gleichheit / der Rechte“ und die Präsidentinn deßelben Mrs. Lucretia Mott hat soeben einen Aufruf / zu einer Convention dieses Vereins erlaßen, welche am 20' und 21' Nov. zu Albany abgehalten / werden soll. Auf dem Programm dieser Convention steht der Antrag: die Constitution / solle dahin amendirt werden, allen Bürgern ohne Unterschied der Race und des Ge- schlechts / das Stimm- und Wahlrecht zu geben. „Der Geist des Zeitalers“, heißt es in dem Aufruf, / „treibt uns, einen Schritt vorwärts zu thun und die Rekonstruktion dieser Union ist ein / umfaßenderes und weitergehendes Werk als die bloße Restauration des Südens sein / würde. Sie ist die Erhebung der ganzen Nation zu einer praktischen Verwirklichung / unserer republikanischen Idee.“ Wer weiß, wie bald wir auf den grünen Kisten der / Congreßhalle Reifröke sitzen oder gar die United States aus einem Boudoir des „Weißen / Hauses“ ihre Befehle empfangen sehen werden, wer weiß! -

Thatsächlich sind sie schon emanzipirt, Frauen begleiten ihre Männer in die Meetings / und auf ihren politischen Rundreisen, intrigieren und schreiben Pampflete auf

öffentliche Wahlen; und in ihren Gardinenpredigten werden sie vermuthlich nebst Moral, / auch noch höhere Poetik<sup>44</sup> dozieren. Einige Blaustrümpfe haben sich sogar in öffentlichen polit. / Reden versucht und das Publikum enthusiasmiert.

Die amerik. Frauen tragen meist den angelsächsischen Typus, ihr Gesicht regel- / mäßig fein und blaß, die Gestalt schlank und schwächling – aus lauter Duft gewoben. In ihrer / Jugend sind sie sehr schön, altern aber schnell und dann sind sie das Gegentheil von schön. / Sie heirathen sehr früh, beim 22ten Altersjahr, zählen sie wenn nicht unter die Haube gebracht, / schon zu den alten Jungfern. In Cincinnati deklarirte sich eine 16jährige Lady vor / Gericht als Witwe[sic] und Mutter von zwei Kindern! Augenscheinlich übt das Clima einen / beschleunigenden Einfluß auf die Frühreife der Damen aus, mit dem 14ten Jahr ist das Mädchen erwachsen.

Die Amerikanerin ist putzsüchtig, naschhaft, eitel, schwärmt für Spazieren- und / Compagniefahren, für Theater und Ball. Sie läßt sich vom Mann bedienen und des Morgens / das Feuer anmachen. Daß Frauen den Männern die Stiefel wischen oder die Toilette- / artikel zurecht machen ist in Amerika unerhört (Ich rede wohlverstanden nur von / Eingeborenen). Sie hat nichts gemein, mit dem deutschen Hausmütterchen, dem gutmüthig- / sorglichen. So wie es der Mann einbringt, spendet sie das Geld mit vollen Händen. / Fehlt dieß aber, treten Unglücksfälle ein, kommt der Mann in Armuth und Noth, dann / zeigt sich die Amerikanerin in ihrer angeborenen Energie und heroischer Opfer- / willigkeit. Ohne zu murren oder zu hadern, legt sie sich die größten Entbehrungen / auf und während der Gatte vielleicht in ferne Regionen zieht, um Gold zu holen / oder Verdienst zu suchen, schafft und ringt, nährt und hungert die zurückgebliebene, / um sich und ihre Kinder anständig durchzubringen, und fremde Hülfe anzusprechen, / gälte ihr als Schande. Ich habe zarte Frauen pflügen und Früchte dreißig Meilen / weit auf den Markt fahren sehen.

Die Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten ist jedenfalls / ein Zeichen des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft und deren sittlichen / Charakter. Auf den Straßen, bei öffentlichen Versammlungen, im Theater, / in der Kirche, im Eisenbahnwagen wird nicht ein Mann getroffen, der nicht / vor den Frauen bescheiden zurückträte oder ihnen seinen Platz bescheiden / überließe und dieß geschieht sowohl in den Staaten Minesotta, Texas und Californien / , als in den Staaten New York und Georgia, vom bärtigen Hinterwäldler so gut, / wie vom Gentleman. Eine Frau, sie sei verheirathet oder nicht kann überall / die weiteste Reise unternehmen von einer Grenze der Union bis zur Andern, / ohne daß sie auf dem Steamboote oder Eisenbahn Beleidigungen oder Demüth- / igungen zu ertragen hätte.

---

<sup>44</sup> Politik.

Die Städte Nordamerikas unterscheiden sich von denen der alten Welt / durch ihre planmäßige Eintheilung, die Breite der Straßen und durch die durchweg / leichte und gefällige Bauart der Häuser. Die Städte wachsen hier förmlich aus / dem Boden. Irgend ein reicher Spekulant kauft sich an irgend einem günstig- / scheinenden Platze 1-2 Quadrat Meilen Land, gewöhnlich an einem Fluß oder [ei- / ner] Eisen- / bahn, läßt durch einen Geometer den Städtplan ausfertigen, Straßen, offene / Plätze und die Bauloose ausstecken und der Anfang ist gemacht, freilich ein kleiner, / denn es gilt nun, Leute und Capital und vorzüglich Industrielle herbei zu locken; pompöse / Auskündungen werden nicht gespart, ein Hôtel, ein Kaufladen und ein Schmiedshop

32

werden hingebaut und, um Muth einzuflößen, einige Bauloose vorab um / geringen Preis verkauft, ja oft geschenkt, bis das Geschäft beßer geht. / Sind eine ansehnliche (oft sind sie sehr „unansehnlich“) Anzahl Häuser gebaut / und bewohnt, läßt sich die junge Stadt als Corporation einregistriren, / wählt ihre Stadbeamten, baut Schulhaus und Kirche und wenn's gut geht, zählt / die Stadt in drei Jahren tausend und in fünf Jahren zehntausend / Einwohner, nennt sich City, besitzt eine Bank und ein Theater und die Leut' / tragen den Kopf hoch wie die Grenchener, wenn der La Côte gerathen. Geht / es aber nicht gut, wollen die Capitalisten und Geschäftsleute sich nicht herbei- / laßen und ist folglich schlechter Verdienst, so ziehn die guten Leute, die das / Cadre der zukünftigen Großstadt bilden sollten, wieder fort wo's beßer, beßer ist und überlaßen ihre Block- und Bretterhäuser den Ratten und dem wilden Gethier.

Die Straßen sind 50-100' [=Fuss] breit; da von Straßenanlage (Steinbett, Be- / kiesung oder Pflaster) gewöhnlich keine Rede ist und dieselben für Fußgänger die / meiste Zeit unpraktikabel sind, werden überall Trottoirs aus Holz oder / Backstein gebaut. Die Häuser in jungen Städten bestehen gewöhnlich aus ge- / sägten Balken und Brettern (Framehouse), haben einen sehr gefälligen Bau- / stül und werden stets mit heller Oelfarbe angestrichen, was den Städten / einen sehr heitern Anblick verleiht. Sie werden sehr flüchtig gebauten[sic] und halten / selten länger als 15-20 Jahre. Die Bauloose sind ungefähr 1/2 Acre groß und er- / lauben dem Eigenthümer sich noch einen Stall für Pferd, Kuh und Hühner zu bauen / und ein hübsches Blumengärtchen fehlt bei keinem Hause. Kuh, Pferd, Hühner / und Schweine läßt der Städter frei laufen und ihre Nahrung suchen und kommen des / Abends hübsch heim, theils um Extrafutter zu bekommen, theils, die Kühe nämlich, um / gemolken zu werden. Vieh trifft man in allen Straßen, auf den grasigen / Promenaden und vor den Thoren, es wälzt sich wohlhüstig im Kothe und streicht die / vorübergehenden Crinolinen und nimmt den zornigen Tritt eines Damenfuß-

chens / für Schmeichelei; es gehört so zu sagen mit zu der Bevölkerung und eine / amerik. Stadt ohne Vieh ist gar nicht zu denken. Glückliche Städterinn! Die du / Milch von der eigenen Kuh und nicht vom wäßerigen Milchträger, Eier von / deinem Geflügel und Schinken von deiner Sau beziehen kannst, wie wird dich die / ehrbare Bürgersfrau beneiden, die all' dieß aus zweiter und dritter, oft / schmutziger Hand beziehen muß.

Die Häuser sind durchschnittlich klein und zweistöckig und werden gewöhnlich / nur von einer Familie bewohnt – ein großer Vorzug vor den kasernen- / haften Miethshäusern europäischer Städte. In kleinen Städten und auf dem Lande / sind sie meistens nur ein Zimmer tief und somit sonnig und hell. So elegant im Äußern, / ebenso komfortabel und wohnlich sind sie im Innern, Bodenteppiche (Carpets), große / Fenstervorhänge, Canapé und Schaukelstuhl fehlen in keinem, auch nicht geringsten / Häuschen. Der Eintritt ins Haus geschieht stets durch die Küche; diese ist groß / und hell und dient zugleich als Parlor, Eß- Wohn und Arbeitszimmer der Familie. / An die Küche grenzt das Besuchszimmer. Koch- und Heizöfen sind ausschließlich von / Gußeisen; erstere sind äußerst geschmackvoll und praktisch eingerichtet, letztere / aber zieh ich uns[e]rn ehrwürdigen Kachelöfen mit ihrer sanften und gleichmäß- / igen Wärme weit vor. Die Betten sind ungemein weitläufig und hübsch, / bieten aber, da die Matratzen hart und nur die Kopfkissen Federn enthalten / ein miserables Lager. Dieß ist wenigstens in den Gasthöfen der Fall.

33

Dieweil ich just von den Betten spreche, kann ich nicht unerwähnt laßen, daß in / der neuen Welt eine gewisse Art europäischer Haustiere nicht gedeihen und / sich aklimatisiren wollen, die Flöhe nämlich; dafür besitzt Amerika ein / Surrogat, das jenen an Leistungsfähigkeit und Ausdauer in Nichts nachsteht, / nämlich die Wanzen. Dieses niederträchtige, lichtscheue Vieh ist hier zu Lande / so grausenhaft allgemein und zahlreich und dabei so merkwürdig ungezogen und / blutdürstig, daß –, o es schaudert Einen beim bloßen Gedanken!

Die großen Städte enthalten allen Luxus, Komfort der europäischen, / doch bieten sie zu wenig Abwechslung in ihrer Physiog[no]mie und entbehren des so / köstlichen, historischen Reizes, der den Besucher anlockt und feßelt. Wer eine Stadt ge- / sehen, hat alle gesehen. In den Städten ist gegen Feuersgefahr trefflich gesorgt; es be- / stehen überall gut organisirte Feuerkorps, Dampfspritzen sowie Wasserbehälter sind zahl- / reich vorhanden. Auf dem Lande aber, wo die Häuser einzeln stehen, läßt man / eben brennen, was brennt. Die Kaufläden der großen Städte, namentlich Luxus- / und Schmuckläden wetteifern an Reichthum und Eleganz mit denen Londons und Paris. / Ein Laden (Store) auf dem Lande aber ist eine wahre Kuriosität. Sie enthalten / alle Bedürfnisse der Haus und Landwirthschaft in buntem Durcheinander und wir finden / in der einen und nämlichen Store Speze-

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

rejwaaren und Drogerien, Pferdegeschirr / und Damenhüte, Speck, Schmalz und Glacehandschuhe, Besen, Küchengeschirr und Lorgnetten, / Wagenschmier und Pommade, Porzellan und Petroleum, Krinolinen und Kanonienstiefel, / Glaswaaren, Whisky, Kartoffel und Leckerli etc. etc. aufgehäuft. Der amerik. / Handelsmann hat nur einen fixen Preis und läßt durchaus nicht feilschen und markten.

Sehr verschieden von den europäischen sind die hiesigen Gasthäuser und Schenklokale. / Die Gaststuben enthalten außer dem Counter (hinter welchen der Wirth sich gleichsam verschanzt) ein Dutzend Stühle und einem / Spieltischchen kein anderes Mobiliar. Der Yankee tritt ohne Gruß noch Gegengruß / ein, geht auf das Buffet los und leert das geforderte Glas Bier, Wein oder Schnapps / in einem Zuge aus und streckt sich dann, auf zwei Stühle die Beine hoch gehoben, so daß sie / mit seinem Körper einen spitzen Winkel bilden. Dann greift er nach der / Zeitung oder prüft die Schärfe seines Sackmeßers an einer Stuhllehne. Es wird / gewöhnlich über Politik und Tagesfragen discutirt und mitunter sehr lebhaft und un- / gezwungen; das Singen sowie jede Art Ausgelaßenheit im Wirthshaus ist / gegen gute Lebensart. Auch wird man selten einen arg Betrunkenen sehen.

Es giebt keine Nationaltrachten, alle Klaßen der Gesellschaft kleiden / sich bequem und nach der Pariser Mode und dieß giebt der Nation das Ansehen der / Gleichheit.

Die amerikanische Küche zeichnet sich mehr durch Ueberfluß und Manig- / faltigkeit als durch Delikateße aus. Fleisch bildet den Hauptbestandtheil der drei / täglichen Mahlzeiten nebst Thee oder Kaffe und (gesalzener) Butter. Suppe mag der Yankee / nicht eßen und allfällige Fleischbrühe wird – ausgegoßen; desto mehr liebt er Kuchen (pie), / Eingemachtes und Süßplatten. Süße Butter wird zu allen Mahlzeiten gegeben, dagegen / werden die Speisen mit Fett (zerlassenen Speck) zubereitet. Bei Tische sieht / der Yankee aus wie ein grimmiges Raubthier; da ist keine Rede von Diniren. / Stumm und hastig verschlingt er gleichsam die vorgesetzten Speisen, als wollte man / sie ihm stritig machen. Er häuft sich den Teller mit einem thurmhohen Haufen

34

von einem Halbdutzend Gerichte zugleich und was ihm nicht behagt, läßt er / fein übrig. Niemand versteht es beßer wie er, die von Natur feind- / seligsten Nahrungsmittel und Getränke, Milch und Schweinefleisch, Schinken und Honig, / Maisbrei und Braunbier, Aepfelschnitt und Gurkensalat, Wein und Mandelkuchen / etc. zu einem friedfertigen, großen Ensemble zu vereinen, ohne daß / sein Speise- sack dawider sich aufrührerisch zu benehmen scheint. – Die Speisen / werden gewöhnlich alle zugleich aufgetragen; es wird servirt, kein Teller / gewechselt und das „Hilf dir selbst“ gilt bei Tische als höchste Potenz. Der Amerikaner / ißt, wie sein Onkel, der Engländer, ungewöhnlich viel, ohne dabei besonders fett / zu werden, was sich daraus erklären läßt, daß er hart arbeitet und die / Nahrungsmittel nicht

die substantielle Nahrhaftigkeit besitzen, wie die europäischen. / In Europa bekommen die Bauern oft den Knochenkrampf, hier leiden / sie an Magenkrampf und Dispepsia.

Der Amerikaner raucht wenig und nur Cigaren und das ist sehr artig / von ihm. Dagegen kaut er Tabak und das ist hinwieder schauerhaft unartig, / besonders in Gegenwart von Damen. Von Morgen bis Abend sieht man ihn / den häßlichen Knäuel im Munde hin und her schieben und bearbeiten; von Zeit zu Zeit / spuckt er dann einen Strahl brauner Jauche aus und renommirte Kenner / (Gentlemen) suchen sich in der Kunstfertigkeit zu überbieten, denselben in Regenbogen- / form so weit möglich zu treiben. Um die Böden und Teppiche vor diesen eckel- / haften Entleerungen zu schützen, steht deßhalb auch bei jedem Schaukelstuhl in / fashionabeln Häusern und bei jedem Rathsseßel im Courthouse ein Napf des / Spuckes.

---

Die Ehe wird in gesetzlicher Hinsicht nur als ein Civilakt betracht- / et und es kann jeder Friedensrichter diesen Akt vollziehen; jedoch wohnt / diesen Verbindungen nicht selten ein Geistlicher bei. Auf dem Lande geschieht / der Trauungsakt gewöhnlich im Hause der Braut, in Städten findet diese / Feierlichkeit oft in der Kirche statt. In einigen Staaten ist die öffentliche / Auskündigung vorgeschrieben, in den meisten ist sie nicht nothwendig, sondern der / Heirathskandidat holt sich Morgens auf dem Bezirksamt seine Erlaubniß (wobei, / er keine Ausweis-papiere vorzulegen hat). Nachmittags geht er mit der Braut zum / Friedensrichter, der sie dann kopulirt und die Sache ist in Ordnung und kostet bloß 1 1/2 D. / Eine nach den Gesetzen eines Einzelstaates vollzogene Ehe hat indeßen in / sämtlichen Staaten volle Gültigkeit. Es bedarf auch öfters nur des Nachweises des / Zusammenlebens zweier Personen, um als Mann und Frau anerkannt zu werden. / Ehen und Geburten werden nur auf spezielles Verlangen einregistriert / und Legitimationspapiere werden nur bei Prozeßen und zweifelhaften Erbsansprüchen / verlangt. Die Civilbehörde resp. Ortspolizei bedarf ihrer nicht. – Die Pflichten / der Ehe werden selten verletzt und geschieht dieß nie ungestraft. Da es sehr / leicht ist, durch Arbeit eine Familie zu ernähren, so ist die Zahl der ehe- / losen - Männer gering. Un-erfüllte Eheversprechen werden hart ge- / ahndet, bis 500 D. Buße oder entsprechende Gefängnißstrafe; ebenso thätliche / Mißhandlung und böswilliges Verlaßen. Wenn Einer seine eilfte Frau hei- / rathet, wie es jüngst in der Indiana paßirt, und die andern zehn leben noch / und es hat keine gerichtliche Scheidung stattgefunden und sind sothanermaßen 10/11 / geprellt, so wird der Uebelthäter auch hart be-straft, wenn sie ihn erwischen,



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Das Verhältniß zwischen Eltern und Kinder enthält gewöhnlich nichts von / jener elegisch süßlichen Sentimentalität und Zärtlichkeit, wie sie in europäischen / Familien vorherrschend ist, puritanischer Ernst und strenge Religiosität, sowie / das Streben, die Kinder frühzeitig an eine gewisse Selbständigkeit und Energie / zu gewöhnen, sind die leitenden Grundzüge des amerik. Familienlebens und der / Kindererziehung. Die Söhne verlassen frühzeitig das Elternhaus, um sich ein / eigenes Geschäft zu gründen; und es verursacht dem Papa durchaus kein Bedenken, / noch Zagen, dieselben tausende von Meilen weit zu wißen, weiß er ja daß sie / smart genug sind und unfehlbar reich werden müssen und daß ihm zuerst auch so / geschehen. Die Söhne sind mit dem 21ten die Töchtern mit dem 18ten Altersjahr emanzipirt.

Die Landessprache ist bekanntlich die englische und die Einwanderer, welche / irgend Geschäfte treiben wollen, müssen sich zum voraus mit dieser / Sprache vertraut machen. Die meisten Anlagen hinzu zeigen die Deutschen, / am übelsten sind die Franzosen daran. Kinder lernen sie über- / raschend schnell, meistens in zwei Monaten können sie schon geläufig / englisch pappeln<sup>45</sup>.]

Der Sprachgebrauch hat mit den Anschauungen und den ganzen Geistes / und Gemüthsrichtungen eines Volkes mehr zu thun, als viele Leute glauben. / Wenn man hier zu Lande so oft sagen hört: „er ist so und so viel tausend / Dollars werth“, so muß man sich nicht wundern, denn oft ist das Geld der / einzige Werth, den solch ein „Glücklicher“ besitzt, und er würde thatsächlich / gar nichts werth sein, wenn man ihm seine Dollars rauben wollte. / Es wird von Manchem behauptet, daß er 100'000 D. werth sei, für deßen / Person Niemand fünf Cents bezahlen würde. – Der Ausdruck: / „er macht Geld“ ist im ganzen Lande gäng und gäbe und doch ist das / Geldmachen im eigentlichen Sinne den Privatpersonen verboten und mancher Falschmünzer / sitzt wegen diesem Verbrechen hinter Schloß und Riegel.

Das Glück bindet sich glücklicherweise nicht an äußeren Besitz; / das wahre Glück wohnt oft häufiger in armen Hütten als in Palästen, / doch wäre es thöricht läugnen zu wollen, daß Reichthum, daß Gold / zu einem glücklichen Leben wesentlich beitragen, wenigstens ist / zur Genüge erwiesen, daß ein besitz- und geldloser Zustand uns in den / meisten Fällen wenig entzückt, sondern als ein sehr trostloser und / unerquiklicher bezeichnet werden kan[n]. Sagt ja Goethe so wahr:

„Das Beste in der Welt  
Ist ohne Dank,  
Gesunder Mensch ohne Geld  
ist halb krank.“

Die Kunst „viel Geld zu machen“ ist am Ende in diesem jungen und reichen / Lande nicht sehr schwer. Wenn Einer sein ganzes Dichten und Trachten / darauf verwendet, kein zu enges Gewißen hat und ihn das Glück ein / Bischen begünstigt,

---

<sup>45</sup> Plappern.

so muß er früher oder später zum Ziele gelang- / en. Die Kunst aber, das erworbenene Vermögen weise zu genießen / scheint in diesem Abendlande sehr schwer zu sein. Bei wie vielen / der hiesigen Millionäre, Halb- und Viertelmillionäre sehen wir die

36

Sorge, die rastlose Hast deutlich auf dem Gesichte ausgeprägt! Sind sie / glücklich – verstehen sie ihre Glücksgüter zu genießen? Ach, die Armen / haben ja nicht einmal Zeit sich diese Frage zu stellen – das Busineß / (Geschäft) hält sie gänzlich im Joche und sie rennen und jagen rastlos wie / ein gehetztes Wild, um tüchtig, „Geld zu machen“ und noch mehr werth zu / werden, bis sie eines Tages von lachenden Erben in silberbeschlagenen / Särgen auf den Kirchhof gefahren werden, wo sie die Zeit finden, die sie / sich im Leben nicht gegönnt. -

Bei der maßenhaften Einwanderung aus Deutschland ist es be- / greiflich, daß die deutsche Sprache vielerorts, vorzüglich im Westen, / als Umgangssprache festen Fuß gefaßt hat. Freilich müßen bei dem / Gemengsel<sup>46</sup> die verschiedenen deutschen Idiome verschwinden und wohl / nirgends in der Welt wird das schrift- oder hochdeutsch so allgemein / gesprochen wie in Nordamerika. Schweizerbauern sind in dieser Hinsicht / oft übel genug daran und mancher Appenzeller od Glarner schimpft / weidlich über diese „verbrännte dütsche Schwii - koge<sup>47</sup>, wo nit emol dütsch chönnid!“

Das Annonce- und Reklameunwesen steht wohl nirgends, nicht einmal in Frankreich, / in solcher Blüthe, wie hier. Die Amerikaner haben darin das Unmögliche geleistet, / auch scheinen sie von der Wirksamkeit deßelben fest überzeugt zu sein. Barnum / sagt in seiner Selbstbiographie: „Annoncire dein Geschäft, thu'es tüchtig und ordentlich / und scheu dich nicht, das Maul recht voll zu nehmen. Homöopathische Dosen reichen nicht / aus. Nimm die volle Mixtur und sie wird helfen. In diesem Lande, wo Jedermann / Zeitung liest, muß man einen dicken Schädel haben um nicht einzusehen, daß Annonciren / das sicherste und wohlfeilste Mittel ist, zum Publikum zu sprechen und sich Kunden zu erwerben. / Es ist wie das Saatkorn, während es in der Erde liegt, weint es.“ So räth Barnum, / der Fürst des Humbugs, der Schwindelkönig, das größte Genie New-Englands und daß er / seine Pappenheimer kennt, hat er bewiesen, indem er sich vom Ladenschwengel zum / Millionär emporgeschwungen durch lauter „Puff“, wie er selbst gesteht. Schon die drei Ellen / langen, mit den grellsten Farben aufgetragenen Lettern auf Wirtshaus-schildern [und von] Handels- /firmen machen auf den bescheidenen Europäer einen verwunderlichen Eindruck. / Giebel, Gartenmauern und Scheuern, kurz alle Ecken und Fläcken sind mit riesen- /haften In- und Aufschriften und Plakaten förmlich überdeckt und Besitzer von Eckhäuser / müßen sich durch richterl. Ver-

---

<sup>46</sup> Durcheinander.

<sup>47</sup> Rohes Schimpfwort.

bote schützen, sonst werden ihnen Fenster, Mauern / und Thüren bis ins oberste Stockwerk überklebt. In New York findet man des Morgens / die Trottoirs und Rinnsteine mit Plakaten bedeckt, läßest du deine Kalesche eine halbe / Stunde unbewacht stehen, im Nu ist sie bunt tapeziert, ja wenn du nicht auf- / paßest, wird dir ein Plakat an einem Angelhacken an die Nase geheftet, wer / weiß? – Der Inhalt dieser Plakate besteht gewöhnlich in Anpreisung irgend einer / wunderbaren Medizin, eines unübertrefflichen Wangenpulver[s] einer famosen Schuh- / wichse, spottbillige Ausverkäufe 100% unter dem Fabrikpreise, oder in Concert-, / Picnic- oder Seiltänzerannoncen etc. Längs der Pennsylvania Central und Great Western / Bahn, von New York bis Chicago, sind die Zaunbretter alle halb Meilen mit „Hoofeland's / Stomach Bitters“ und dann wieder „Mutual Benefit Life Insurance“ u.A. bemalt – 1500 Meilen weit! / In den Zeitungen in welchen gewöhnlich eine volle Seite der Reclame offen steht, suchen / sich namentlich die Heilkünstler in Selbstverherrlichung zu überbieten. Dieser jammert, / daß tausende zu Grunde gehen, [„]weil sie seinen ärztlichen Rath nicht nachsuchen“, Jener

37

„heilt die hartnäckigsten Uebel in wenigen Stunden“ und „hat besondere Appartements für / Herren und Damen“ und ein Anderer gar „tödtet die Krankheiten in ihrer Wurzel(sic)“. / Diese stereotypen Zeitungsreklamen und Annoncen, gar oft mit feinen Bildern geziert, und mit in die Augen springenden Buchstaben gedruckt, sind sehr geistreich und rührend.

Die Zeitungen sind Universallektüre, wie wohl in keinem andern Lande und die / politischen Gespräche bilden in jedem Alter und unter allen Verhältnißen eines der größten / Vergnügen. Der Amerikaner ist unübertrefflich in Erfindung politischer Schlagwörter / und die Preße ist so frei, mitunter sehr gemein und grob zu werden. Selbst der Handels- / Courier ist im Vergleich zu den hiesigen Provinzialblättern nur ein Stümper. Die / meisten Blätter sind (wie mir wiederholt versichert worden) von einer Partei, Coterie oder / Privaten besoldet, soll[ch]e Schimpfereien und absurde Geschichtchen über die Persönlichkeit ihrer / Gegner, dieß ist der rothe oder vielmehr der drekkige Faden, der sich durch einen großen Theil / der hiesigen Preße zieht und beim Durchlesen derselben, wäre man beinahe anzunehmen / versucht, die United States hätten extra all' die schlechtesten Kerls ausgesucht, um sich von / ihnen regieren zu laßen. Selbst über Se[fine] Excellenz, den Präsidenten, und am meisten noch / über ihn, werden in der Preße Äußerungen gethan, die einem deutschen Unterthan dem Minister / gegenüber wenigstens ein Dutzend Mal das Leben kosten würde, nebst Einstellung im / Aktivbürgerrecht. So wird Andy Johnson, „der Zufall des Zufalls“, „die Schande aller / ehrlichen Schneider“, wohl tausendmal per Woche als „schwarzer, ehrloser Verräther“ / titulirt, und „für den der hänferne Strick die beste Kur wäre“, und merkwüdig, Präs. Johnson / wird, wie man sagt, noch dick und fett dabei. – Letzthin rechnete ein angesehenes Blatt / einem hohen Beamten nach, daß derselbe ein Vermögen von 150'000 D. besitze das

vor / seinem vor 3 Jahren erfolgten Amtsantritt nachweislich bloß aus 5000 D. bestanden, / während seine Jahresbesoldung doch nur 6000 D. betrage; das Journal fordert den Mann / auf, öffentlich Rechenschaft über seinen ungewöhnlichen Vermögenszuwachs abzulegen „oder man / nehme an er hab aus öffentl. Käßen gestohlen, wofür auch aller Grund vorhanden“[.] / Sehr galant und naiv, nicht wahr?

---

Der letzte Krieg hat sehr viel Unheil angerichtet und Jahrzehnte noch wird man / seine Nachwehen verspüren. Eine der traurigsten Folgen ist die überhandgenommene De- /-moralisation, der Mangel an öffentlichem Zutrauen und die Corruption der Staatsmänner und / Beamte[n]. Es ist eine tausendfach bewiesene Thatsache, daß der schreckliche Krieg aus gemeiner / Gewinnsucht und niederträchtigster Spekulation in die Länge gezogen, daß Generale bestochen, / Schlachten verloren und tausende von armen Soldaten geopfert wurden, um des leidigen / Gewinns willen. Noch hört man Geschäftsleute schamlos ihr Bedauern aussprechen, daß / der Krieg und mit ihm die „gute Zeit“ so bald aufgehört hätten. Die Armenadministration / muß in wahren Spitzbubenhänden gewesen sein: Während der nominelle Etat der / Unionsarmee auf 900'000 Mann angegeben, verpflegt und bezahlt worden, bestand sie / in Wirklichkeit bloß aus einem Drittel weniger. Tausende marodierten, raubten und / sengten und können auch jetzt nach vollendetem Kriege nicht ganz von ihrem angewöhnten Banditenleben / laßen. Mit den Rekruten wurde ein förmlicher Handel getrieben. Aus purem / Patriotismus nahmen tausende einige Hundert Dollars Handgeld, desertierten und nahmen / wieder Handgeld u.s.w. Monate lang wurde kein Corpsappell gehalten. Den Soldaten / waren alle geistigen Getränke streng verpönt[=verboten] und besoffene Generale / führten die Truppen in die Schlacht. Schlachtberichte wurden bübisch gefälscht so daß / selbst der gute Papa Lincoln nicht mehr recht daran glauben mochte. (So sagte

er einmal beim Durchlesen eines neuen Siegesbülletins; „Diese Depeschen / mahnen mich an jenen Bauer in Illinois, der dem Doctor berichtete, seine / kranke Frau habe keine gute Nacht gehabt; sie leide furchtbar am Durchfall / und habe während der Nacht 100 Mal vom Nachstuhl Gebrauch machen müßen. / „ „Hundert mal“ „“, rief der Doctor, „ „das ist ja unmöglich, unerhört!“ „ „ „Ja“ „“, rektifizierte / der Bauer, „ „es war die meiste Zeit nur Wind.“ „ – So ist auch mit unsern Sieges- / berichten.“) Von den vielen Schändlichkeiten nur eine: Es wurde den Militair- / ärzten Prämien ausgesetzt für jede geglückte Amputation d.h. wenn der Amputirte / am Leben blieb. Diese, von edler Humanität diktierte, Verfügung wurde von einer / Anzahl Ärzte auf wahrhaft teuflische Weise ausgebeutet. Es überkam sie eine / wahre Amputationswuth, Arme und Beine wurden abgehackt, selbst bei den unbe- / deutendsten Fleischwunden und alles Protestiren und Sträuben des armen Opfers

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

war ver- / gebens – nur um die Praemie zu kriegen; während Schwerverwundete unbeachtet / liegen blieben, war ein glückliches Resultat ja zweifelhaft gewesen!

Der Uebel größtes ist die Schuld. Die Verein. Staaten haben in folge des letzten / Krieges eine Staatsschuldenlast bekommen, die jeden andern Staat nothwendig erdrücken / müßte (2600 Mill.D.); Nordamerika aber mit seinen wirklich unerschöpflichen Hilfs- / quellen wird seine Schulden in verhältnißmäßig kurzer Zeit tilgen. (Soeben lese / ich daß letztes Jahr 250 Mill. abbezahlt wurden). Freilich gehts dem Lande hart genug, / namentlich sind die Zölle sehr drückend.

Das fatalste Erbe, das der Süden Krieg hinterlaßen ist das Papiergeld, / jene elenden schmutzigen Fetzen, die nun in den Vereinigten Staaten als / Werthmeßer gelten. Alles Gold und Silber ist aus der allgemeinen Circulation / verschwunden und in den[=die] Hände der Mäkler gerathen, welche damit Börsen- / maneuvres ausführen. Das Agio auf Gold schwankt zwischen 25-55%, war / früher aber auch schon 100-150%! Dazu noch häufige Fallimente großer Banken, / wodurch jedesmal eine Menge ausgegebener Banknoten werthlos werden. – / Die Gefahren, welche mit einem übermäßigen und beinah uneinlösbaren Papiergelde / verknüpft, sind, wodurch die Arbeit – die wahre Quelle des nationalen Reichthums – / verwundet und die Spekulation und Verschwendung auf's Höchste angeregt wird, / können nicht ausbleiben – Eine früher oder später eintretende Krisis muß die / nothwendige Folge davon sein.

Ehe das Land in Wahrheit wieder prosperiren kann, muß die Baarzahlung / wieder aufgenommen, muß daß Papier vom Staate eingelöst werden, – was / selbstverständlich nur mit großen Opfern geschehen kann; muß ferner die Produktion / von ihrer hemmenden Fabriksteuer befreit werden und die Handelsbilanz / zwischen den Verein. Staaten und dem Auslande aufhören, zu Ungunsten der / erstern zu sein; müssen die Finanz- und alle andern öffentliche[n] Verwaltungen / in umsichtige und vor Allem ehrliche Hände gelegt und das öffentl. Zutrauen, / das einen so schrecklichen Stoß erlitten, wieder hergestellt und befestigt werden.

Im Süden muß, zuverlässlichen Berichten nach; der Nothstand in Folge des / furchtbaren Bürgerkrieges ein schreckenerregender sein. Der offizielle Bericht / der Steuerbehörde von Georgia weist nach, daß dieser, an natürlichen Hilfs- / quellen reichste und vormals blühendste und wohlhabendste südliche Staat in folge des / Krieges vier Fünftel seiner ganzen Habe (Steuercapital) verloren hat. Nicht beßer / steht es, Texas allein ausgenommen, in den übrigen secedirten Staaten. Der Krieg

hat die Häuser und Scheunen niedergebrannt, die Ackerbauwerkzeuge zerstört und die arbeits- / fähigen Männer todt oder zu Krüppeln geschossen. Die Baumwolle, sowie die übrigen Produkte / haben dieß Jahr nur eine sehr geringe Ernte geliefert.

Die reiche Klaße ist vernichtet, / die Pflanzer sind ruiniert; die Staatskaßen sind leer und die Staatsregierungen außer Stande, / wirksam zu helfen.

Jetzt da sich die Leidenschaft und Aufregung ziemlich gelegt und einem ruhigeren Nachdenken / Platz gemacht haben, beginnen viele Nördliche, wenn auch nicht gerade Sympathie, doch Mitgefühl / für den gefallenen Bruder im Süden zu hegen, eingedenk der Wahrheit, daß politische Mein- / ungen weit mehr eine Sache der Geburt und der Erziehung, als der ruhigen und leiden- / schaftslosen Ueberlegung sind; sie vermuthen sogar daß sie selbst, wären sie im Süden geboren, / mit den Gefühlen, den Ansichten und vielleicht mit den Vorurtheilen des Südens, die / gleichen Schicksale derer getheilt hätten, die so tapfer für das gefochten, was sie für ihr / Recht hielten. Und daß sie tapfer gefochten, ungleich tapferer als die Nördlichen, / müßen selbst ihre Gegner eingestehen. Ferner macht sich allgemein die Ueberzeugung / geltend, daß durch gegenseitige Nachgiebigkeit das Blutvergießen hätte vermieden / werden können, ja viele gehen noch weiter und behaupten geradezu, Präsident Buchanan fluch- / würdigen Andenkens habe die Südlichen zur Secession und Aufruhr geradezu ermuthigt und / sie in jeder Beziehung im Geheimen unterstützt!

Wird der Süden, der gebändigte und niedergeworfene wohl je wieder ernstlich / zur Lojalität zurückkehren? Sind die vielen Confiscirungen und der Ausschluß aus dem / Congress wohl geeignet, den stolzen Rittern des Südens eine bessere Meinung über / Neu England beizubringen? oder wird sich die Prophezeiung jenes Staatsmannes erfüllen, / der von einer Rundreise heimkehrend seine Ansichten resümirte wie folgt: „der / Süden läßt seine Buben erst größer werden, unterdeßen lehrt er sie schießen und in sechs / Jahren wird er uns wieder den Krieg erklären. Er wird sich nie, nie mehr mit / uns vertragen und wir thun beßer, ihn ganz fahren zu laßen, ist unser Land ja groß / und mächtig genug!“ –

---

Die Yankeés sind Politiker par excellence, wahre politische Kannengießer. / Die großen politischen Parteien sind über die Grundfragen keineswegs uneinig. / Alle billigen die republikanischen Institutionen und das durch die Verfaßung vorgezeich- / nete Sýstem. Es hat nie eine monarchische Partei gegeben. Die Scheidung in zwei / große politische Heerlager, die Republikaner und die Democraten beruht, näher be- / sehen, auf blosem Partikularismus und Seßelreiterei. Hinzu muß nun auch die Neger- / frage dienen.

Die Emanzipation der Sklaven in den Vereinigten Staaten muß, vom idealen / Standpunkte aus betrachtet, als eine große Errungenschaft, als Triumph der Menschlichkeit / angesehen werden und ist auch in diesem Sinne von allen Menschenfreunden lebhaft be- / grüßt worden. Nun aber, da das große Wort gesprochen und den Sklaven ihre / Feßeln abgenommen, erzeigen sich mehrere verdrießli-

che Häckchen, die wohl nicht genugsam / vorausgesehen worden sind. In vollkommener Unwissenheit auferzogen, von Natur / stupid,

[Nachtrag am Seitenende:] Von vielen tausend Negern, die ich gesehen hab ich auffallend wenig intelligente / Physiognomien gefunden, vielmehr haben die meisten so wahrhaft thierische Gesichtszüge, das uns eckelt und schaudert.

leichtsinnig und träge, wissen die Neger ihre so unerwartet gewonnene Freiheit nicht / zu ertragen und ihre Selbständigkeit weder zu begreifen noch zu wahren. Nachdem / der erste Freudenrausch vorüber und ihnen begreiflich gemacht worden, daß sie nun Arbeit

40

suchen, daß sie nun arbeiten sollten, um ihr Leben zu machen, da machten Viele / große Augen, glaubten sie ja, nun sei Alles überstanden und brauchten nicht mehr zu / schaffen. Und als die Arbeit schwer zu finden war, als der Hunger kam – da / sehnten sich viele nach den Fleischtöpfen Egiptens, kehrten heim zu ihrem alten Herrn, / baten um Brod und sie wollten gerne wieder eintreten in das alte Verhältniß, / wo sie nichts zu sorgen brauchten. Ein großer Theil fiel in die Hände ehrloser / Spekulanten, die ihre Unwissenheit ausbeuteten, die Neger hart arbeiten ließen und / um den Lohn prellten, da sie weder rechnen konnten noch von den Geldsorten genügende / Kenntniße haben. Der weiße Knecht wollte nicht neben der schwarzen „Bestie“ arbeiten, / noch weniger bei ihm schlafen, „stinke er ja wie die Moschusratten“; der Schwarze / mußte fort. Viele durchziehen die Union bettelnd und stehend und keine Woche vergeht, / ohne daß nicht aus dieser oder jener Gegend von Raub und Mord und den scheußlichsten / Schandthaten, von Negern verübt, berichtet wird.

So ist die Emanzipation, von der man sich so Vieles und Schönes versprochen, / für Viele zum Fluch geworden und für die wenigsten wird sie wirklich segensbringend / sein. Der Nymbus, welcher um das Wollenhaupt der Söhne Afrikas schwebte, beginnt / allmählig zu schwinden und man lernt einsehen, daß es mehr braucht, als eine / papierne Proklamation, um den Menschen wahrhaft frei zu machen. Der Unionsmann, / der für seinen schwarzen Bruder geschwärmt, entdeckt nun allerlei bedenkliche Unarten / und Mängel an ihm und wagt zuletzt noch zu behaupten: „er ist doch keiner der / Unsrigen, s'ist, wie Oncle Pitt sagt, so 'ne Affenart.“ Ja, Viele, die mit Wuth / gegen die Sklavenhalter gefochten, gestehen sich leise, daß den Pflanzern doch nicht ganz recht / geschehen, als man ihnen ihr schwarzes Eigenthum so ohne Weiters wegnahm, das sie / geerbt oder gekauft zu einer Zeit, wo Verfassung und Gesetz es nicht nur nicht bestritt, sondern / sogar erlaubte und beschützte; daß sie nicht mehr und nicht weniger thaten, als die Könige und / Fürsten des civilisirten und humanen Europas täglich thun und noch dafür besungen werden. – Wahr / ist jedenfalls, daß man beßer gethan hätte, die Emanzipation der Neger, wie Lincoln / es zuerst beabsichtigte, nur successive einzuführen,

sie dafür geistig vorzubereiten / und fähig zu machen und die Kinder unterrichten zu laßen. – Auch wird bestimmt be- / hauptet, daß die haarsträubenden Berichte über die Behandlung der Neger seitens / ihrer Herren im Süden in Vielem sehr übertrieben, tendenziös übertrieben worden / sind, was die Neger selbst bestätigen; daß, wenn auch einige Scheusale von ihrer / Macht einen unmenschlichen Gebrauch gemacht haben, die Mehrzahl ihre Leute / human und ehrbar behandelten, gut kleideten und fütterten und ihnen einen religiösen / Unterricht ertheilen ließen, viele Pflanzer ihre Sklaven sogar ganz en famille behandelten. Doch dieß entschuldigt die Sklaverei keineswegs.

Die sog. Negerfrage, wie sie aufgetaucht und gegenwärtig die politische / Tagesfrage bildet, betrifft das Stimmrecht der freien Neger. Die Republikaner und mit / ihnen die Majorität des Congresses möchte ihnen das Stimmrecht gewähren, um / ihrer Partei bei den bevorstehenden Congress- und Präsidentenwahlen den Sieg zu sichern. / Die weißen Bewohner der Südstaaten resp. die Pflanzer aber sollen wenigstens bis 1869 / nicht mitstimmen dürfen und überhaupt im Congress keine Vertretung haben, weil sie revoltirt / haben und Illoyale seien. – Die Demokraten und mit ihnen Präsident Johnson wollen / dieß nicht zugeben, wenigstens soll den Südlichen, da sie sich nun unterworfen und den / Eid der Treue geleistet, die versöhnende Hand geboten und das Stimm- und Wahlrecht / geboten werden. Sie weisen dabei auf das großmüthige und glückliche

41

Verfahren der Schweizer nach Besiegung des Sonderbunds. Es ist allerdings sehr / auffallend und wenig konsequent, daß man dem ungebildeten, stupiden Neger, / der nicht einmal den in die Hand gedrückten Stimmzettel lesen oder würdigen kann, / stimmen laßen will, just wie er aus dem Stalle getrieben worden, während der ge- / bildete Ausländer erst nach 5 jährigem Aufenthalte das Aktivbürgerrecht erwerben / kann.

Die Ver. Staaten haben offenbar Mangel an hervorragenden Staatsmännern; / Douglas ist todt, Seward ein alter Mann und einen dritten (Loyalen!) kennt man nicht. / Stevens ist nur ein gewandter Advokat und Wendell Philipps eine schlechte Karrikatur auf / Danton. – Bemerkenswerth ist die Offenheit und Keckheit, wie hier Persönlichkeiten / als politische Candidaten auftreten und ungescheut und mit allen Kräften auf ihre Ernennung / hin arbeiten – im Gegensatz zu schweizerischen Notabilitäten, die gerne etwas gespreizt / thun und „nur auf dringendes Verlangen ihrer Freunde“ „sich für die Kandidatur hergeben“, / oder, wenn nichts mehr zu vis(...)iren ist, noch Bedenkzeit verlangen. Hier wird / kein erlaubtes und unerlaubtes Mittel außer Acht gelassen, um den Erfolg zu sichern. / Wird ein Gouverneur gewählt, so ergeht es ihm, wie dem Herrn Jesus d.h. viel / Volk folgt ihm nach – um eines der abfallenden Aemtlein zu erhaschen und zu erbetteln. /



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Jeder Einzelstaat hat seine eigene Verfassung, eigene Codex, Gouvernor / und Senat nebst Legion Unterbeamten. Jeder Staat ist politisch in so und so viel County's / diese wieder in Townships eingetheilt. Das County hat seinen Sheriff, seinen Judge / (Richter), einen Recorder oder Collector, einen County Clerk (Amtschreiber) und / drei Trustees (Verwaltungsräthe). Die Townships (Gemeinden, 3 Quadrat Meilen) haben einen / Friedensrichter, ein oder mehrere Constables, zwei Supervisors, einen Wegmeister / etc. Alle Beamten werden direkt durch Volks[abstimmungen] gewählt, gewöhnlich auf ein Jahr. Jedes / County hat seine selbständige Verwaltung, nicht aber die Townships; ihre Beamten / sind nur Exekutivbeamte des Sheriffs. Die Erbauung und der Unterhalt der öffentl. / Gebäuden und Straßen, Besoldung der Lehrer und Beamten, Armeekosten u.s.w. / werden alljährlich auf die Townships vertheilt und in Gestalt von Grund-, Ver- / mögens- und Einkommensteuer von den Einwohnern eingezogen. Diese Steuern sind / seit dem Krieg in erschreckender Weise gestiegen. Wer früher 9-10 Dollars Steuer / bezahlte bezahlt jetzt 80-100 D.

Das Civilprozeßverfahren ist, gleich dem englischen, ungemein weitschweifig / und kostbillig.

Jede Stadt, die das City Recht erworben, hat ihre eigene Administration und / Gerichtsbarkeit und eigene Corporationsgüter. Einen Unterschied zwischen Bürger / und Ansaße kennt man hier nicht (o Schandel!), auch werden heirathsfähigen Bürgerstöchtern / keine Diäten für Weißenstein- oder Rigikuren aus dem Almosenfonds verabfolgt / und gar von einem Thürgenenhaus<sup>48</sup> hat man hier noch keine Ahnung.

---

Ein allgemeines Bild der amerikanischen Landwirthschaft zu geben ist sehr / schwierig, wo nicht unmöglich. Das hiesige Leben trägt einen so verschiedenartigen / Charakter und bietet dem Fremden so viel Neues und Ungewohntes, daß derjenige, der es / beschreiben will, nicht recht weiß, wo er anfangen oder aufhören soll. Die Existenz / der amerik. Landwirtschaft ist gewiß groß und solid genug, um die Aufmerksamkeit

42

zu feßeln; allein sie hat mehr einen flüchtigen als veränderlichen Charakter, wobei es / fast unmöglich wird, ihr eigentliches Wesen zu erfassen.

In jedem Staat, County, ja in jedem Township sehen wir alle Wirthschafts- / systéme, von der ersten Klärung mit häßlichen Baumstümpfen, schmutzigen Swamps / (Sümpfen), bis zu einer der japanesischen gleichkommenden Gartenkul-

---

<sup>48</sup> Mundartliche Bezeichnung für das Alters- und Pflegeheim Thüringenhaus in Solothurn.

tur, angewandt. / Es giebt Männer, gebildete Landwirthe, die ihre Bauereien nach den neuesten wißenschaftl. / Grundsätzen bewirthschaften, getreu der durch die Wißenschaft und Erfahrung bewiesenen / Thatsachen, daß die Welt durch bestimmte Gesetze, nicht durch Willkühr regiert wird, und daß / jede Vernachlässigung derselben sich früher oder später rächen muß, – daneben Hunderte, / die einer wahren Raubwirthschaft, ohne Grundsatz noch Sýstem, huldigen.

Die reine Wahrheit ist demnach, daß die amerik. Landwirthschaft, in / Ermanglung eines einheitlichen Sýstems, alle Sýsteme umfaßt, die besten wie die / schlechtesten, was ebenso viel heißt, als daß es keine eigentliche amerikanische Land- / wirthschaft giebt, in keinem Staat, in keinem Bezirk, sondern ein Conglomerat / hergebrachter Uebungen und Gewohnheiten, die durch die Einflüße des Clima's und der / Arbeitskräfte mehr oder weniger modifizirt worden.

Die Amerikaner sind ein nomadisches und doch ackerbautreibendes Volk. / Amerika hat eine ansiedelnde aber keine angesiedelte Bevölkerung; sie schweift / über eine ungeheure Landesstrecke und dieselbe, die Basis des landwirthschaftlichen / Wohlstandes, ist weit größer, als für die gegenwärtige Bevölkerung erforderlich.

Seine kontinentale Maßenhaftigkeit ist der Hauptcharakter des Landes; dieß / drückt sich in allen lebendigen und leblosen Dingen aus, es wirft, um den Ausdruck / zu gebrauchen, seinen Schatten auf sich selbst, es spiegelt sich in seinem Leben ab und / wirft seinen Reflex auf seine Bewohner. Der Amerikaner ist mit einem bescheidenen Auskommen allein nicht zufrieden. Er will große Ausstellungen, riesenhafte / Produkte haben. Sie haben dieß alles errungen, zuletzt noch einen großen Krieg. / Sogar der Schuljunge kennt nur zumeist den Superlativ eines Adjectives und in / einem Schulbuche fand ich die Frage: „Welches sind die civilisirtesten / Nationen der Erde?“ Worauf die Antwort: „die Vereinigten Staaten, Großbritannien, / Frankreich und ein Theil(!) Deutschlands.“ Keine Idee ist dem Yankee so beleidigend, als / daß ein Versuch gemacht wird, ihm seine Kontinentalität zu rauben, seine himmel- / schreienden Vorzüge streitig zu machen. Das Streben nach dem Großartigen ist / des Amerikaners nationaler Aberglaube. Es ist die Triebfeder aller seiner / Handlungen und es hat ihn angetrieben, schnell über den ungeheuren Kontinent / zu streifen, um ihn sicher ganz in die Hände zu bekommen. Deßhalb ist er zum / Nomaden geworden. Im Gegensatz zum europ. Bauer, der sein von den Ahnen / ererbtes Heimwesen als geheiligte Stätte ehrt, gleichsam als mit seiner Familie / identisch betrachtet und ohne die dringendsten Beweggründe um keinen Preis / veräußern würde, ist der Amerikaner stets bereit, seine Farm gegen Profit / zu entschlagen. Er wechselt seine Heimath, wie die Buben ihre Kappen. Er betrachtet sie nur als zeitweiliger Aufenthaltsort und schenkt dem Lande nicht mehr / Aufmerksamkeit, als um einige gute Erndten zu erzielen unumgänglich / nöthig ist d.h. er pflügt, sät und erntet.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

So mußte es denn kommen, daß man die amerik. Landwirtschaft / im Allgemeinen, so wie sie sich gegenwärtig zeigt, bei ihrem wahren

43

Namen und am deutlichsten als Raubwirthschaft bezeichnen kann. Dieser Umstand / ist kein beabsichtigter, sondern vielmehr ein zufälliger und der glänzende Erfolg / hat bloß eine Ursache: die leichte Ausbeutung des landwirthschaftlichen Reichthums, / den der Holzwuchs von Jahrhunderten in den fruchtbaren Humus gelegt hat. / Der Amerikaner lebt darauf herrlich und in Freuden, er streift gleichsam / darüber hin, gehts nicht mehr, so zieht er weiter westwärts in den jung- / fräulichen Urwald. Er pflanzt Maris Multicaulis, oder Sorghum, oder / Baumwolle, oder Wilson's Riesenerdbeere, oder Longworth's Prolific oder / irgend Etwas, das große Ernten bringt und große Einkünfte, plan- und maßlos / Jahre lang fort, ohne darauf zu achten, daß diese Wirthschaft den Boden entkräftet, / und danach zu trachten, die demselben ausgesogene Phosphorsäure durch Düngung / wieder zu zu führen. Er wirthschaftet ja bloß für seine Generation; er ver- / kauft Vieh, Schweine, Weizen, Stroh und Heu und denkt dabei nicht, wie viele / dem Erdreich das Leben erhaltende Elemente verloren und wie sie zu ersetzen. / Reicher an Gold, wird der Amerikaner ärmer an Boden, nominell / reicher, in der That ärmer. Die Noth hat Europa die Lehren der Wißen- / schaft im landwirthschaftl. Gebiete aufgedrungen; sie wird es auch hier / thun. Bis dahin aber, bis der wilde Yankee „zahn“ geworden, wird noch eine / geraume Zeit verstreichen und unterdeßen, wird er so reich, daß – er die europäischen / Bauern als Pächter engagiren kann! –

In den Ost- und atlantischen Küstenstaaten, wo die Bevölkerung / dichter und das Land ziemlich rar ist, findet man eine der europäischen gleich- / kommenen Landwirtschaft, sie kann sogar stellenweise musterhaft und ausgezeichnet / genannt werden. Die Gesetzgebung und Regierung fangen an, theils durch / Sicherung des Besitzstandes, Vermeßung des Landes, Beschätzung der Hausthiere, / theils durch oft sehr namhafte Beiträge für geologische und chemische Zwecke, Prämien / günstig auf die Landwirtschaft einzuwirken. Es bestehen eine Menge land- / wirthschaftlicher, zoologischer, botanischer und Kulturvereine. Auch ist in / vielen Staaten für Agrikultur-statistik von Staatswegen gesorgt.

---

Die Arrondierung der Bauerngüter, wie sie in Amerika aus- / schließlich vorhanden ist, vereinfacht und erleichtert den Ackerbau ungemein; / die Bauersame hat in dieser Beziehung vor ihrer Kollegin in der alten / Welt einen ungeheuren, unberechenbaren Vortheil und wer längere Zeit / hier gebauert, würde sich draußen auf einem zerstückelten Hofe schwerlich / mehr zurecht finden können.

Das Land ist in Sectionen zu 640 Acres und diese wieder in Viertel / (Quarter) à 160 Acres vermaßen (1 Acre = 45,000 Quadrat ' [=Fuss]) und so von der Regierung als / Kongreßland verkauft worden. Die meisten Farmen bestehen aus einem Viertel, / doch giebts auch solche von 30, 40, 80, 100, 200 ja bis 600 Acres, in allen Fällen aber / sind sie an einem Complex und gut arrondirt. In den Ost- und Mittelstaaten besitzt / jedes ganze und halbe Viertel ein gewisses Quantum Holzland, gewöhnlich 10-20 Acres, jeden- / falls so viel als für alle Bedürfnisse des Farmers ausreicht. Der Landprei für kulti- / virte Famen varirt gegenwärtig von 30-100 Dollars pr[o] Acre, je nach ihrer / Beschaffenheit und Entfernung von einer Stadt oder Bahnhof. Kleinere Besitzungen / gelten verhält-nißmäßig mehr wie größere, weil mehr Nachfragen. Nicht selten wird

44

wird sämtliches Inventar sowie das Vieh etc.[.] mitverkauft. Damit der Kauf / Gültigkeit habe, muß die Frau des Verkäufers den Akt ebenfalls unterzeichnen. Der Kauf- / akt (Dead) wird im Courthouse (Bezirksschreiberei) eingefertigt, die Behörde über- / nimmt jedoch keinerlei Verantwortlichkeit für [den] richtigen Besitztitel, Hypothek- / anweisung etc. Der Käufer thut deßhalb gut, einen conc. Advokaten als Berather / beizuziehen. Diese übernehmen für 10 Dollars Mühewalt jegliche Garantie und man kann / darauf zählen. Der Kaufschilling wird entweder baar oder ratenwei bezahlt. / Der Zinsfuß ist 6-12%. Immer aber muß eine gewisse Baarsumme als Angeld be- / zahlt werden. – Für alle Fälle ist dem Käufer Vorsicht anzuempfehlen, indem / Uebervortheilungen und Prellereien bei Landverkäufen nicht selten vorkommen.

Durch Anlegung zweckmäßiger Landstraßen hat sich die Regierung ein / unsterbliches volkswirtschaftliches Verdienst erworben. Unzählige Parallelstraen / von je ca. zweitausend fünfhundert Fuß Entfernung durchziehen das ungeheure / Land und vermitteln den Verkehr; so daß jede größere Farm direct wenigstens / an eine Straße grenzt. Dieselben sind 40-50' breit und meist unabsehbar schnur- / gerade, den[n] der Yankee fährt lieber über einen abscheulichen Hügel von 20% Steigung, / als daß er einen Umweg machte. Außer ihrer zweckmäßigen Eintheilung und achtungs- / werthen Breite, bieten aber diese Public Straßen keine weitem Vorzüge; von einem / eigentlichen Straßenbau ist natürlich keine Rede. Der Unterhalt der Straßen liegt den / Bauern ob, unter Leitung eines Wegmeisters und begreiflich geschieht nur das Allernothdürftigste. / Straenmaterial wird selten verwendet und im Winter oder bei sonst schlechtem Wetter / werden die Wege gar oft so unergründlich weich, daß Fußgänger nicht mehr durch- / kommen können und die Farmer oft 2, ja 4 Pferde vor ihr Wägeli oder Chais'chen spannen / um in die Kirche oder in die Stadt zu fahren. In diesem Lande, wo jedermann Pferde hält, ist / übrigens ein Fußgänger eine wahre Rarität. – Die Brücken sind beinahe ausschließlich / von Holz und haben oft eine so zweideutige, verdächtige Phÿsiogno-

mie, daß es eine / ziemliche Dosis Todesverachtung erheischt, um darüber fahren zu dürfen.

Der Farmer baut sich sein Haus so viel möglich auf den Mittelpunkt der Farm. / Es ist dieß entweder ein Block-, Frame-, Backstein- oder Steinhaus, je nach dem / Wohlstand, der sich bei ihm entwickelt. Blockhäuser werden wenige mehr gebaut und dienen / jedenfalls nur als Provisorium; beliebter sind die Framehäuser, sind gewöhnlich / nach einem sehr gefälligen Stýle erbaut und werden mit Oelfarbe angestrichen, bieten / aber wenig Schutz gegen Hitze und Kälte. Reiche Farmer bauen sich Häuser aus / Back-, Sand- oder Granitstein, oft wahre Paläste, in welche einzutreten kein Fürst / sich zu schämen hätte, statten sie mit vielem Luxus aus und umgeben sie mit prächtigen / Gärten und Anlagen. Solche Edelsitze sind sehr zahlreich und sprechen mehr als alle Worte / für die ungemeine vortheilhafte Stellung der hiesigen Bauersame und wir erstaunen, / Wenn man uns mittheilt: dieser Mann ist vor 15 oder 20 Jahren mit fünf Dollars Ver- / mögen ins Land gekommen! – Ist dem Amerikaner sein Haus zu schlecht, so baut / er sich eines neues, schöneres, läßt das alte Ding aber stehen, gebraucht es / als Speicher oder Hühnerhaus, er hat ja Platz genug und braucht damit nicht zu / geizen; und es ist für den Reisenden interessant, auf einem Terrain oft 4-5 Wohn- / gebäude anzutreffen, vom Herrenhaus bis zur Hütte sich abstufend, gleichsam / als geoffenbartes Currulis vitae des Eigenthümers, als wollten sie dem Wanderer sagen: Sieh so hab ich angefangen!

Die Scheuer bildet stets ein selbständiges Gebäude und steht einige Schritte

45

vom Hause ab; auf diese wird nicht soviel Sorgfalt verwendet, wie man's in / Europa gewöhnt ist, ja meist sind's nur miserable Bretterhütten, in die man sich schämen / sollte, ein ehrlich Stück Vieh einzusperren. Scheune, Schweineställe, Speicher, Fleisch-, / (Räucher-), Dörr-, Hühner- und noch ein anderes „Haus“ bilden den Hofraum, in welchem / das Vieh sich herumtummelt und wo es gemolken wird. Der Umstand, daß bereits / in allen Gegenden Nordamerika's sich Untergrundwaßer vorfindet, begünstigt die Ansiedlung / und die Bequemlichkeit der Bewohner ungemein; das Waßer ist aber meistens hart und / kann nicht gut zum Waschen verwendet werden, weßhalb [sie] nebst den Sodbrunnen noch Cisternen / zum Auf- faßen des Regenwaßers bauen. Gutes reines Quellwaßer (fließende Brunnen) sind / im Osten und in Mittelamerika selten, ausgezeichnetes Trinkwaßer aber hat das Fischreiche / Wisconsin und Minnesota und dort findet man auch die Brunnkreße einheimisch.

Die amerik. Rindviehrace ist klein, mager und unansehnlich und entlockt uns – in / Erinnerung an unser stolzes Schweizer Vieh – unwillkürlich einen Ausruf des Mitleids / und der Verachtung. Und doch ist seine Viehrace dem Amerikaner unbezahlbar und er würde / sie gegen keine andere der Welt vertauschen und mit Recht. Es ist unempfindlich gegen Hitze / und Kälte und Ungeziefer, kann unbeschadet Hunger und Durst aushalten, ist genügsam und sehr / Milchreich. Im Sommer auf

der, oft elenden, Weide, im Winter im Busch oder im Viehhof, gönnt / ihm der Yankee nur bei außerordentlicher Kälte oder starkem Schneefall eine Herberge / im Sogenannten Stall, der durchsichtig ist, wie ein Vogelbauer und es kriegt auch dann / keine andere Nahrung, als Stroh, Maisstroh und etwa einige Kolben Welschkorn, denn das meiste / Heu verkauft der Bauer in die Stadt. Und es krepirt nicht, wo doch Alles krepiren würde. / Wohl stellt es das braune Haar drei Zoll hoch in die Höhe und wird dünn und mager wie ein / Windhund; kommt aber der Frühling wieder und die saftige Weide, ists in drei Wochen wieder glatt / und fett und giebt wieder Ströme Milch, selbst wenn diese Wochenlang ausgeblieben. Der Amerik- / aner hält sein Vieh weit mehr um des direkten Nutzens willen, als um die Fruchtbarkeit / des Bodens zu erhalten oder zu vermehren. – Es sind schon häufig Versuche gemacht worden, / das hiesige Vieh mit englischem, so die Shorthowns, Devons, Heresford, Alderney und Durham Race / zu kreuzen. Die Resultate sollen aber nicht sehr ermuthigend gewesen sein und namentlich sollen / Importirte und Mischlinge in Bezug auf Dauerhaftigkeit weit nachstehen. Preiß für eine Kuh 40-70 D.

Mehr Sorgfalt wird der Pferdezucht gewidmet. Kein Land der Erde hat so viele Pferde, / wie Nordamerika. Auf 3 Einwohner kommt ein Pferd. Es ist ein leichtes, spitzel[?] Ding, / sehr intelligent, feinknochig, mit Sehnen von Stahl, blitzschnell, ausdauernd und genügsam. / Es kann 50-100 Meilen (3 Meilen = 1 Std.) per Tag zurücklegen, ohne Zwischenfutter, wenn es / nur zu trinken kriegt. Auch das Pferd kann sich hier keiner Verzärtelung rühmen, / vielmehr wird es absichtlich strapatzirt und abgehärtet. Es kriegt wenig Heu, desto / mehr Kurzfutter, Hafer und Mais. Die Bauern halten sich 3-10 Pferde und laßen sie außer / der Arbeitszeit ebenfalls auf die Weide gehen. Der Preiß für ein gutes Pferd ist 100-200 D., / ausgezeichnete Renner und Luxusperde werden aber auch mit 500-1000 D. bezahlt. Kreuzungen / mit schweren Normänner und engl. Vollblut Hengsten werden häufig vorgenommen und mit vielem / Glück. Der 1860 eingeführte Hengst „Bonnie Scotland“ kostete 10'000 Dollars Gold!

Die Schweine sind sämtlich englischer Race (Suffolk u.a.). Amerika züchtet und mäset / eine solche Unmaße Schweine, daß, wäre der Ausdruck nicht ein Bischen trivial, man / es mit Fug und Recht das eigentliche Sauland nennen könnte. Doch wollen wir uns nicht länger / bei der Sauerei aufhalten, auch bei der großen Anzahl Esel gehen wir vorbei und / wenden uns zum frommen

Schaf. Die Schafzucht bildet einen Hauptfactor der nordamerik. Landwirtschaft

und ihr verdankt der Bauer zum größten Theil seinen außerordentlichen Wohlstand. / Ihr widmet der Amerikaner aber auch größtmögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit. / Im Jahr 1801 wurden von einem Mr. Humphrey die ersten Merinosschafe /

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

eingeführt, Dummheit und Vorurtheil wollten aber eine rationelle Schafszucht lange / nicht aufkommen laßen; erst in den 1840er Jahren erhielt die Sache neuen Impuls. / Jetzt besitzt der Staat Ohio allein über 6 Millionen Schafe, wovon 1/3 Vollblut / Merinos. Für ausgezeichnete Merinos Racen-Böcke werden 1000-5000 Dollars per Stück / bezahlt! Auch die einheimischen (englischen) Schafe werden sehr geschätzt, so die Leicester, / South Downs, Cotswolds und vorzüglich die feinwollige und sehr mastungsfähige Dishley Race. / Das Shropshire Riesenschaf gibt bis 26 lb Wolle, kleinere, feine Racen aber durchschnittlich / nur 7 lb (jährlich nur eine Schur wegen rauhem Klima). Das lb Wolle gilt 40-90 Cents. / Ein einjähriges Mutterschaf wiegt in der Regel 125-180 lb. Ein ausgestellter Bock / wog 364 lb! Es giebt Bauern, welche 1000 und mehr Schafe halten, welche Einnahme! / Zudem ist die Schafszucht mit sehr wenig Mühe verbunden und sie begnügen sich mit / der magersten Weide; – Ich sehe nicht ein, warum man in der Schweiz, namentlich / im Jura die Schafszucht im größern Maßstabe nicht auch einführen könnte, umso eher, / da hiesige praktische Schafszüchter in der Ansicht übereinstimmen, daß das Schaf die von / Pferd und Vieh verdorbene und verwilderte Weide verbeßere, indem es das aufge- / kommene Unkraut und die Gesträuche mit Vorliebe wegfröÙe, auch dünge es mehr, wie / das Rindvieh.

Es sind jüngst vielfache Versuche gemacht worden, die Kaschmir Ziege / zu aklimatisiren und wie man hört mit großem Erfolg. Es ist namentlich der / Agrikulturverein des Staates Ohio, der die angesehensten und einflußreichsten Männer / (auch auswärtige) als Mitglieder zählt, von welchem die Initiative für Einführung und Veredlung der Schmal- / viehzucht ausgegangen und dem das Land in dieser Hinsicht sehr Vieles zu verdanken hat. – / Die gemeine Ziege ist hier klein und entbehrt überhaupt der Vorzüge der / schweizer Ziege, ist deßhalb nicht beliebt.

Die tüchtige Farmerinn hält große Stücke auf der Hühnerzucht und mit Recht. Sie / wird dir aus ihrer Staatsrechnung darthun, daß sie sämtliche Haus- / haltungskosten, oft noch etwas mehr, allein aus dem Eiererlös bestreite, ungerechnet die / Eier, welche, verschiedenartig zubereitet, bei den tägl. Mahlzeiten erscheinen (das Dutzend / Eier gilt 15-50 Cents, die Butter 25-75 Cents das lb). Wir treffen deßhalb auf größere / Farmen Geflügelkolonien, aus mehrern Hundert Hühnern, Enten und Gänsen, die täglich eine / UnmaÙe Eier legen, des Morgens aber auch ein Concert aufführen, unbeschreiblich und sonder / Erbarmen. Man findet hier das gemeine Huhn, das malayische, chittagonger, welsches, / chochinchina und gezähmtes Truthun etc.; Kampf- und Perlhühner, Fasanen, Schwäne und Pfauen / zu halten gilt hier als noble Paßion der reichen Leute.

Die Hühner- und die Schweinezucht verursacht hier durchaus nicht soviel Müh und / Arbeit, wie man es in der Schweiz gewöhnt ist. Da wird diesem Vieh Jahr ein, Jahr aus / Nichts gekocht; des Tags treiben sich die Schweine auf der Straße und im Busch (Wald) herum und auf / der Weide, Morgens und Abends werden ihnen so und so viel Welschkornzapfen in den / Hof vorgeworfen, weßhalb sie diese Morgen- und Abendvisite nie verfehlen. Im Winter / erhalten sie ihr

Welschkorn, [( ]in etwas vermehrter Auflage) in den Stall und sie werden / außerordentlich schnell fett davon. Der Farmer hält sich 20-50 und mehr Schweine, jung und alt, / groß und klein; er setzt sich's nicht gleich den deutschen Hausfrauen in den Kopf, daß / sie in paar Monaten groß und fett sein müßen, die Schweine nämlich, er kann zuwarten.

47

Er läßt sie gewöhnlich 3-4 Jahr alt werden, dann sinds aber auch gewöhnlich wahre / Prachtexemplare[.]

Der Farmer läßt es sich angelegen sein, so bald thunlich einen Obstgarten / anzulegen; es ist meist Edelobst, die Bäume wachsen ungemein schnell, werden / aber nicht sehr groß. Aepfel gerathen sehr gerne, die Birnen, sowie die / Süßkirschen scheinen aber das veränderliche Klima nicht gut vertragen zu können. / Mit den Obstgärten treibt der Angloamerikaner auffallend Luxus. Man / trifft nicht selten Obstgärten von 5-10 Acres wohlgeordnet und gut gepflegt. Die / Apfelschnitze werden hier nicht im Ofen gedörret, sondern geschält, an Bindfaden / gezogen und an der Luft oder in der Sonne getrocknet. Das auf diese Weise aufgehobene / Obst wird dem gedörreten sehr vorgezogen und steht höher im Preise.

Man zählt in den Vereinigten Staaten 134 Aepfelsorten, 67 Birnen und 35 Pfirsiche / (lt. pomolog. Bericht.)

Die Käseproduktion hat seit einigen Jahren einen enormen Aufschwung genommen. / Ueberall, namentlich in deutschen und Schweizeransiedlungen tauchen Gesellschafts- / Käsereien auf. Auch werden von Privaten eine Menge Handkäse gemacht. / Ohio allein soll (lt. der O. Ackerbaustatistik) im Jahr 1865 25 Millionen Pfund / Käse produziert haben. Der chemische und mechanische Prozeß der Käsebereitung ist / der Schweizerischen ähnlich, doch, – das gute Chrütli fehlt. Obgleich der amerik. / dem Schweizerkäs qualitativ nachsteht, so hat er ihm doch bereits eine sehr / empfindliche Konkurrenz zu machen begonnen, da Fracht und Zoll den Schweizer- / käs sehr theuer machen, 50-80 Cents, während der hiesige Ementhaler bloß auf / 15-20 Cents pro lb zu stehen kommt.

---

Der Farmer theilt seine Farm in 5-6 Einschläge (Felder) ein; diese / sowie die Farm in ihrem ganzen Umfange werden eingezäunt (Fence). Diese / Fences werden, da wo genug Holz vorhanden, aus Riegel 15' langen Spälten – / oder wo das Holz rar ist, aus Pfosten und Brettern gemacht; statt der Bretter / verwenden Einige auch Eisendraht und neuerdings werden eine Menge / Grünhecken gepflanzt. Ein Nachbar kann den Andern gesetzlich zum Fencen anhalten.

Beim Ackerbau gilt gewöhnlich noch das alt römische Dreifeldersystem, / nämlich erstes Jahr brach, zweites Jahr Mais, Kartoffel, Gemüse etc., drittes Jahr /



“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Weizen. Bei starkem, fruchtbarem Boden, und dieß ist meist der Fall, fällt das / Brachen weg und man säet das erste Jahr Sommerfrucht. Das dritte Jahr wird in / die Wintersaat Grassamen gesät. Die beliebtesten Grasarten sind: der / Klee, der Timothy (phleum pratense)], das „blaue Gras“ (poa prat.), das Gras „mit der / rothen Spitze“ (agrostis vulg.). Zwei Jahre wird das Gras gemäht, das dritte Jahr / wird der Einschlag als Weide benützt. Auch wird [während] des Jahres nur einmal gemäht / und nicht „geemdet“, sondern man treibt das Vieh hinein. Ein[e] nahe Stelle oder / ein sonst hiefür sich eignender Theil der Farm wird als Wiese liegen gelassen.

Man muß wirklich staunen ob der enormen Produktivität des amerik. / Ackerbaus. Nicht nur baut Nordamerika alle Produkte aller Zonen Europas mit / Leichtigkeit und im Ueberfluß, sondern es hat zudem noch viele neue, eigenthümliche z.B. / die Tomatos, die Süßkartoffel, die Bananen etc., die in Europa noch sehr wenig bekannt oder / nicht gedeihen mögen.

Die wichtigsten Feldprodukte, die hier allgemein vorzüglich gedeihen und den sichersten Ertrag liefern, si[nd]

48

Der Mais oder Welschkorn. Höchster per Acre 100-150 Bushel (1 Bushel = 2 Schweizer / Viertel), Preiß 30-70 Cents pr[o] Bushel. Die Bauern pflanzen 20-50 Acres, in den / Weststaaten Illinois, Missouri, Iowa wird beinahe ausschließlich Mais gepflanzt, oft Felder / von hundert Meilen nichts als Mais. Es giebt mehrere Arten Mais, das sog. / Krumm-Welschkorn wird zu Besen verwendet.

Der Weizen verschafft dem Farmer den größten Theil seiner Baareinnahmen. / Höchster Ertrag 35-40 Bushel per Acre. Preiß 70 bis 100 Cents, dießes Jahr aber gilt derselbe / 2 Dollars und noch mehr. In den Prairien des Westens, wo strenge Winter eintreten / und das Ausfrieren zu befürchten ist, wird nur Sommerweizen gepflanzt, der freilich / nicht so ergiebig ist, wie der Winterweizen, wohl aber zuverlässiger. Im Osten und Nordosten / ist dießes Jahr sehr viel Weizen durch die späten Fröste zu Grunde gegangen, / was, nebst der Mißernte in andern Ländern, den Preiß so ungewöhnlich in die Höhe / getrieben.

Die Kartoffeln geben hier fabelhafte Ernten, bis 400 Bushsel per Acre! / Vorzügliche Sorten: die Peach blows (späte, blauäugig), die Buckoies (frühe), die / Long Jones etc.

Tabak wird namentlich in den Oststaaten in großartigem Maßstabe gebaut. / und trägt in günstigen Jahren große Summen ein, so z.B. kann ein Acre Tabak / 1000 Dollars werth sein. Freilich erfordert der Tabaksbau ungemeine Sorgfalt, viel / Müh' und Arbeit, namentlich ist die Ernte und die Präparatur (Trocknen, Sortiren, Preßen) / ein delikates und zeitraubendes Geschäft. Zudem ist der Tabakbau

mit großem Risiko / verbunden; immerhin aber bezahlt er durchschnittlich sehr gut, gleich dem Weinbau.

Eine allgemeine und überraschend schnelle Verbreitung hat das Sorghum oder chinesische / Zuckerrohr gefunden. Es wurde erst 1855 aus Nord-China und später aus Süd-Afrika – das / Imphee Rohr – eingeführt und Ohio hatte 1865 z.B. schon 35'000 Acres damit angepflanzt. Das / Ymphee Rohr wird vorgezogen; es enthält ebenso viel Zucker- / stoff wie das tropische und gedeiht auch in der gemäßigten Zone vortrefflich, namentlich / in leichtem Grunde. Sorghum ersetzt das tropische Zuckerrohr vollkommen, indem es zu / allen Süßwaaren verwendet werden kann. Durchschnittlicher Ertrag per Acre: 90 lb Zucker / und 87 Galones (1 Gal. = 2 Maaß) Sÿrup (Molaßes), die Galone zu 60 Cents.

Um die Menschen hier zu Land recht süß zu stimmen, hat Mutter Natur dem / Amerikaner noch den Zuckerahorn hingepflanzt, ein großer, prächtiger Baum, / deßen Saft abgezapft und geklärt wird und den besten feinsten Sÿrup liefert. Im / Frühling trifft man daher in den Wäldern Ohio's und Kentuckÿs ganze Karawanen, welche / die Bäume anzapfen und den Saft in mächtigen Keßeln kochen. – Deßhalb auch fehlt / der Sÿrupteller bei keiner Mahlzeit!

Seit die Baumwolle rar und theuer geworden, hat der Amerikaner sein / Augenmerk wieder auf den ehrwürdigen Flachsbau und bereits hat derselbe riesige / Dimensionen angenommen und rentirt ausgezeichnet. In Pennsylvania und Ohio sollen im / Jahr 1865 (lt. Statistik) schon über 70'000 Acres Flachs gepflanzt worden sein. 1 Acre / Flachs kan[n] 150-300 Doll. abtragen! Interessant ist eine von Mallory & Lanford in N.York / erfundene Flachsbrechmaschine; dieselbe ist ca 15 Ctn. schwer, nimmt blos 5 Quadrat'[=Fuss] Raum ein / wird mit 4 Pferden getrieben und kann per Tag 2000 lb Flachs (netto) brechen. Sie arbeitet / schöner als dieß von Hand möglich wäre und kostet 150-180 Dollars. (9 lb rohen geben ungefähr / 4 1/2 lb reinen Flachs).

Obschon der amerikanische Weinbau noch jung, so ist er doch bereits ein ganz / wackerer Bursche geworden. [In] Ohio, Kentucky, Illinois und in jüngster [Zeit] die[=im] mittleren

Mißisippithal mehren sich die Weinstöcke in überraschender Menge und schon giebt es / Gegenden, wo der Weinertrag den eigenen Bedarf übersteigt. Freilich, freilich hat der / hiesige Rebensaft noch sehr wenig Aehnlichkeit mit Liebfrauenmilch, vielmehr könnte man / auf die Vermuthung gerathen, seine Voreltern stammen aus dem obern Leberberg<sup>49</sup>. Eine / vorzügliche, einheimische Traube, die namentlich ein ziemlich rauhes Klima ertragen kann ist / die Catawba. Ferner sind be-

---

<sup>49</sup> Westlicher Abschnitt des Bezirks Lebern (Region Grenchen).

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

liebt die Delaware Sons, die Isabella und die Creveling Traube. / Nordamerika wird in zehn Jahren Wein vollauf haben.

Da nach dem späten Frühling gewöhnlich und unmittelbar eine sehr starke Hitze eintritt, / so reifen die Früchte, Obst und Getreide ungewöhnlich früh, welchem Umstande wohl zu zu- / schreiben ist, daß sämtliche Naturprodukte an Geschmack und Gehalt den mitteleuropäischen / nachstehen. So wird Ende Juni oder Anfangs Juli schon Weizen geerntet und Kartoffel gegraben. / In den meisten Gegenden kommt der Heuet erst nach der Erndte, was den Einwanderer[n] / natürlich sehr befremdet vorkommt.

Zu der Thatsache, daß der amerikanische Ackerbau in Hinsicht seiner riesenhaften / Erzeugungsfähigkeit denjenigen aller Länder überflügelt, gesellt sich hinzu noch der / Vortheil, daß dieß hier mit bedeutend weniger Arbeit und Unkosten bewerkstelligt wird, / als anderwärts. Der Amerikaner hat Mangel an Arbeitern, oder wie er sagt, Mangel / an „Hände“ gefühlt. Da erfand er seine Maschinen; und in dieser Beziehung hat die ganze / Welt von ihm zu lernen.

Der Amerikaner pflanzt Kartoffel, Mais, Zwiebel, Kabis und Rüben, ohne eine / Hacke in die Hand zu nehmen. Er hat mehrere Ackerpflüge, „Saatstecker“, Kultivator, / Extirpatoren, Schaufel und Häufelpflug, mit denen er je nach Erforderniß im Pflanzplätz / herum manövriert, in die Kreuz und in die Quer. Um dieß zu ermöglichen, sind die / Pflanzen äußerst regelmäßig und gewöhnlich auf 2 1/2 Fuß gesetzt, so daß er und sein Pferd / leicht paßiren können. Man weiß hier nichts von Ackertreiber, sondern der Pflug- / halter leitet selbst die Pferde am Leitseil, auch scheinen die Pferde sehr intelligent zu / sein und sind hiezu gut dreßirt, so daß keines zwei Zoll von der Linie weicht. – Der Farmer säet und mäht seine Frucht mit der Maschine, die Sensen und Sicheln hängen / im Kamin; er mäht alles Gras und wendet es mit Maschinen, mit Maschinen wird / es zusammen gerechet und mit mechanischer Vorrichtung sogar das Heu abgeladen. / Die Mähmaschine, deren es mehrere Systeme giebt, mäht das Gras ausgezeichnet schön, / wie es von Hand nicht schöner möglich und „worbet“<sup>50</sup> daßelbe zugleich so „nigelig“<sup>51</sup>, wie / kein Werkmeitli der Welt es ihr nachzumachen im Stande ist. Um Frucht zu mähen, / gebraucht man die nämliche (Grasschneide-) Maschine, blos wird der Mechanismus ein / wenig verändert. Die neuere[n] Maschinen legen die abgeschnittene Frucht in kleine, / sehr zierliche Häufchen, welche dann von Hand zusammengebunden werden; ja, soeben / ist ein Patent ausgegeben worden, für eine Fruchtmähmaschine, die mähen und zugleich / die Frucht aufbinden thut und die kleinen Garben vollendet auf die Seite legt. / Eine Mähmaschine kostet 200 Dollars und mäht, von zwei Pferden ohne sonderliche Mühe / gezogen, täglich 8-12 Acres Gras oder Frucht.

---

<sup>50</sup> Frisch gemähtes Gras zum Trocknen ausbreiten.

<sup>51</sup> Kleinlich genau.

Die Menge und Vollkommenheit dieser Maschine und Hilfsmittel, die das amerik. Genie / dem Farmer und Handwerksmann an die Hand gegeben, sind wahrhaft staunenswert, / denn es giebt wohl keine Handarbeit mehr, in und außer dem Hause, die nicht durch / irgend eine sinnreiche Maschine entbehrlich gemacht oder doch bedeutend erleichtert worden / ist. Und es ist wirklich unbegreiflich und gereicht seiner Intelligenz wenig / zur Ehre, daß der europäische resp. Schweizerbauer diese durch und durch praktischen

50

und ungemein vortheilhaften Maschinen in einem solchen Grade ignoriren / , ja selbst über solche Neuerungen ungläubig und spöttisch die Achsel zucken kann / wie es größten Theils geschieht. Die Mähmaschine ist kein Problem mehr, / sie arbeitet ausgezeichnet und kann auch bei kleinen Grundstücken ver- / wendet werden. Am meisten gefiel mir die Rechmaschine, die von einem / Pferde gezogen, das Heu von 10 Jucharten in einer Stunde zum Aufladen / zusammen fährt und die ganze Fläche zugleich ziemlich sauber rechen thut. Sie / ist sehr einfach konstruirt und kostet blos ca. 10 Dollars. Als Beleg für die / unschätzbaren Vortheile, welche die landw. Maschinen dem amerik. Ackerbau / gewähren, führe ich nur die Thatsache an, daß zwei gute Arbeiter eine / Farm von 150-200 Acres, mit Ausnahme der Erndte, vollständig allein zu / bewirthschaften [im Stande] sind, ja häufig geschieht dieß nur von einem Mann, freilich / mitunter schlecht genug.

Den Dünger achtet der, durch die Fruchtbarkeit des Bodens leichtsinnig / gemachte, Farmer sehr wenig; er sucht denselben weder zu vermehren, noch zweck- / mäßig zu Behandeln. Ja, es wird dem Yankee nachgeredet, „er breche / wenn das Vieh wegen des darinn aufgehäuften Düngers darinnen nicht mehr Platz / finde, den Stall ab und baue denselben an einer andern Stelle wieder auf.“ / Im Westen, wo der Boden mehrere Fuß tiefen schwarzen Humus enthält, / wird der Dünger dem Farmer förmlich zur Last; er verbrennt denselben, / sowie die Unmaße von Stroh – was das Vieh nicht frißt. Im Osten freilich, / wo der sandige oder thonhaltige Lehmboden anfängt „unwirsch“ zu werden, / sehen sich die Bauern genöthigt durch Düngung nachzuhelfen und sie blicken / deßhalb voll Neid und Aerger auf die sorglosen Buschklepper im Westen.

Bei den Farmern ist die Arbeit strikte getheilt. Nirgend, als etwa bei / frisch Eingewanderten sieht man Weibsleute auf dem Felde arbeiten, die Ernte / ausgenommen. Dagegen besorgen sie die Haushaltung, die Hühner- und Schweinezucht / und melken das Vieh. Ist dieß geschehen, so machen sie Toilette und setzen sich in den / Schaukelstuhl, stricken, nähen oder lesen oder empfangen Gesellschaft; das Uebrige / überlassen sie der Männerwelt mit eben demselben Gleichmuth wie diese sich Abends / auf die Porche (Laube oder Altane, womit alle amerik. Landhäuser versehen sind) / hinstreckt und den zarten Maids zusieht, wie sie oft in Sturm und Regen das Vieh / holen und melken. Jedem das Seine.

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Der amerik. Farmer ist eine Gattung Universalgenie. Er ist sich selbst / Wagner, Schmied, Zimmermann, Sattler und Korbmacher. Die Noth, die große Lehrmeisterin / hat ihn dazu gemacht und die meist große Entfernung von Handwerketablissements. Hobel- / bank, Ambos und ein kleines Toolhaus (Geschirrrhaus) fehlen deßhalb auf keiner größern Farm. / Seife, Zucker, Kerzen und theilweise den Kaffe fabrizirt sich die tüchtige Farmerin selbst / und verfertigt die Werktagkleider sämtlicher Familienglieder. Der Mann schlachtet und gerbt / die Häute und bei alten Pennsylvania Farmern finden wir noch den ehrsamem / Webstuhl. Bei diesem praktischen Sparsinn und bei dem durchschnittlich bedeutenden / Erlös der Feldfrüchte und des Viehs kann es daher nicht fehlen, daß bei einigermaßen Glück / die Farmer sich schnell zu Wohlhabenheit, ja Reichthum empor schwingen müßen, in einem / Zeitraum, wo ihr College in Europa noch immer „auf dem gleichen Flecke sitzt“. / Mittellose Farmer, junge rüstige Männer beginnen ihre Carrière meist damit, daß sie / größere Farmen pachten. Der Pachtzins wird stets in Natura geliefert, im Osten die

51

Hälfte, im Westen jedoch nur der Drittheil der gewonnenen Produkte. In guten Jahren / kann sich der Pächter ein hübsches Sümchen verdienen, mit dem er sich bald ankaufen kann.

Der Farmer geht in zerlumpte Kleidern einher, auf schönes Pferdegeschirr, / schöne Scheuern und schöne Wagen und Ackerwerkzeuge setzt er keinen großen Werth; im Hause / aber darfs an Nichts fehlen und eine schöne Kalesche zum Ausfahren ist sein Stolz; Besonders / liebt er einen guten, reichhaltigen Tisch, wozu es bei der zahlreichen Kuh-, Sau- und / Hühnerwelt an Material nicht fehlen kann. Des Sommers wird von Zeit zu Zeit ein / fettes Lamm geschlachtet, um stets frisches Fleisch zu haben. Der Farmer geht des Morgens früh / an die Arbeit, Mittags hält er immer ein Stündchen Siesta (die Knechte ebenfalls!), und Abends / macht er bei Sonnenuntergang stets Feierabend. Es wird dreimal des Tages tüchtig / gegeben (o viel!) von Z'nüni<sup>52</sup> oder Zimis<sup>53</sup> aber ist keine Rede. Wohl aber wird / des Morgens nüchtern ein Schnäppchen getrunken, weil es Appetit mache. -

Die Gastfreundschaft gilt dem Farmer als heiliges Gesetz; er übt sie in wahr- / haft unbegrenztem Maße gegen Vornehm und niedrig und wird auch, bei der oft großen / Entfernung der Städte oder Gasthäuser ohne Bedenken in Anspruch genommen oder ohne / Gespreiztthun acceptirt.

Es giebt reiche Leute (Farmer), die einen beinahe fürstlichen Luxus entfalten, schöne / Häuser, reiche Möbel, kostbare Equipagen und Vollblut- Reit- und Kutschenpferde besitzen, um / die sie ein Basler Banquier beneiden könnte; die Töch-

---

<sup>52</sup> Zweites Frühstück.

<sup>53</sup> Imbiss.

tern aber in seidener Robe, / Modehut und Schleier reiten in sausendem Galopp zu einer Nachbarin auf Besuch, / oder spielen Clavier – bei Tische aber werden sie dem ärmsten Manne eigen- / händig serviren, der des Hauses Gast geworden.

An geselligen Vergnügen ist die Farmerwelt natürlich arm. Des Winters / sind sie halt total auf sich selbst angewiesen, des Sommers aber werden hie und da / Picnics abgehalten. Es sind dieß gesellschaftliche Zusammenkünfte befreundeter Familien / irgend an einem hübschen Plätzchen im Freien, gewöhnlich im Busch, wobei gegeben / und getrunken, gesungen und gelacht, getanzt und gejubelt wird – ganz idillisch, wenn die / Leute nicht etwa auf dem Heimwege „umschmeißen“.

Um den Reichthum und Vielseitigkeit der amerikanischen Landwirthschaft auf / einen Blick kennen zu lernen, muß man eine Staats- oder County Fair (Ausstellung) / wie sie alljährlich abgehalten werden, besuchen. Der spekulative Amerikaner / hat es verstanden, diese Fairs zu wahren, eigentlich hier einzigen Volksfesten / zu machen. Er hat das Nützliche und Schöne, mit dem Angenehmen und Belustigenden zu / verbinden gewußt. Neben den Pferde-, Vieh-, Samen-, Produkten- und Maschinenaus- / stellung werden zugleich Pferderennen abgehalten, wird tüchtig Musik ge- / macht und Abends getanzt und sind um Geld fette Weibsleut', Affen, wilde Menschen / und anders Gethier zu sehen – und das Spiel ist gewonnen. Jung und Alt, Herr / und Bauer, Weiblein und Männlein, und heirathsfähige Mißes zum voraus, eilen und / drängen herzu in rasender Menge; und das ganze liebe, lange Jahr wird an / der Fair, mit ihrer Erinnerung und ihrem Hoffen, gezerrt. – Die Amerikaner / lieben es, gleich den Engländern, ihrem vorzüglichen Racenvieh gewaltige Eigen- / namen beizulegen. Es ergötzte mich nicht wenig, im Catalog einer State Fair / zu Cleveland Bestien mit folgenden Namen bezeichnet zu finden: ein s.v. Zucht- / stier: „Commodor Foote“, ein anderer „General Grant“, [„]Duke of Oackland“; eine Kuh: „Lizzy Taylor“, „Queen Victoria“, Bullkälber „Sigel“, „Fremont“, „Prince Alfred“ etc.

Die hiesigen landw. Ausstellungen sind abgesehen von dem übrigen Interesse,

das sie bieten, sehr geeignet für Kauf und Tausch und ersetzen einiger- / maßen die öffentliche[n] Jahrmärkte, die hier ganz fehlen.

Die amerik. Landwirthschaft ist identisch mit Amerika selbst. Ihr ver- / dankt der neue Welttheil seinen Reichthum, seine Macht, sein Wachsthum / und seinen Reiz; in ihr liegt seine Zukunft und es wird eine große und ge- / waltige sein. Noch liegen Millionen Acres des fruchtbarsten Bodens im Westen / ausgebreitet und warten der fleißigen Hand, die sie pflüge und die sie reich / machen wollen.

Die Kultur hat den Kampf mit dem Riesen der Wildniß aufgenommen, / und sie hat gefunden, daß sie ihm gewachsen ist, daß sie ihn besiegen wird. Einige /

“Nicht wahr, ein sauberer Kerl, dieser Yankee?”

Jahre noch und der atlantische und stille Ocean werden sich die Hand reichen, / das Dampfroß wird Boston mit Oregon, New York mit St[.] Francisco verbinden!

Und der gelbe Sohn der Wildniß, der Indianer?

Der Yankee hat ihn vergiftet – mit Schnapps! Er hat ihm sein / Land, seine „stillen Jagdgründe“ abgenommen und hat ihm dafür Whisky gegeben, / der Schurke. Er emanzipirt den faulen, feigen und stupiden Neger und tödtet / den Hochherzigen, stolzen und bilungsfähigen Indianer. Der letzte Mohikaner stirbt / und bald wird die Romantik ihren schönsten Sohn verloren haben

---

Die Auswanderung nach Amerika hat, nachdem nun der Bürgerkrieg / beendet, eine wahrhaft riesenhafte Dimension angenom[m]en. Bis 1. October / d. Jahres sind allein über New York 250'000 Personen eingewandert und doch hat / der deutsche Krieg viele Auswanderungslustige zurückgehalten. Nun, Platz / ist noch genug, das Mißisippithal allein kann füglich 500 Mill. Menschen ernähren. -

Ich kann nicht umhin, der Vorstellung zu erwähnen, die man sich / in Europa, namentlich das gemeine Volk, von den amerikanischen Zuständen / und Verhältnißen macht. Die Einen halten es für einen miserabeln Hunde- / stall, ohne Gesittung und Ordnung, während Andere von einem / Eldorado träumen, allwo man nur die Hand auszustrecken brauche, um / die goldenen Vögel reinzukriegen. Es ist weder das Eine noch das Andere. / Amerika ist Original, es geht auf eigenen Füßen und bekümmert sich um das / Urtheil und die Lebensweise der guten Leute aus Krähwinkel und Schilda ebenso wenig, wie / um die Manieren der Hottentotten. Der Amerikaner ißt, arbeitet und amüsirt sich / auf andere Weise, wie der Europäer, ob nun beßer, verständiger und / geistreicher, oder das Gegentheil – das ist eben pure Geschmacksache[.] Allerdings / ist hier Alles noch mehr oder weniger Natur und bedarf Vieles noch der Pflege und / Politur, um puncto Feinheit mit Europa zu rivalisiren. Doch kommt es[?] hier / Niemanden in Sinn, sich darum graue Haare wachsen zu laßen; was nicht / ist, kann werden. In Amerika geht Alles mit Siebenmeilenstiefeln und das / Amerika nach zehn Jahren wird eine ganz andere Physiognomie haben, als das / heutige und wird in dieser Zeit sich anders, günstiger und wohnlicher gestalten. / Eines aber scheint hier nicht recht aufkommen zu wollen, das Klima scheint zu / rauh, die Luft zu kalt zu sein: es ist das heimelige, gemüthliche, witzige und gutmüthig- / lüderliche Philisterleben und wohl Mancher, der hier reich geworden, seufzt und gesteht sich heimlich: / „Sigs au schön in fremde Lande, doch zur Heimath wird es nie!“ -

Ein Ton so fremd und so bekannt,  
Der Sehnsucht Alphorn ist's, das klinget  
Aus meinem schönen Schweizerland.  
O dunkler Strom voll wilder Klagen,  
O Kranich, der dort fernab fliegt,  
Könnt ihr dem müden Wanderer sagen,  
Wo seine schöne Heimath liegt?  
Das Heimathland so grün und sonnig,  
Wo meine Jugend Lieder sang,  
Wo mir der Born des Lebens wonnig  
Ein Quell aus frischem Moose sprang.  
O Alpenland, ihr grünen Auen,  
Verlorne Jugendparadies,  
Daß ich aus deinen schönen Gauen  
Erbarmungslos mich selbst verstieß!  
Als hätt ich einen Mord zu tragen,  
Irr' ich umher, verfehmt, verbannt,  
Des Kummers Mantel umgeschlagen  
Und such' mein altes Heimathland.  
Umsonst ruft's leis und leiser immer,  
Des Alphorns Tönen mich zurück;  
Die Welt ist weit! Ich find euch nimmer,  
Verlorne Jugend, todt's Glück!

---

Nov. 1866.

J.J.

[54 leer]



## Charles Sealsfields Angriffe auf John Adams und John Quincy Adams als Beispiele seiner inneramerikanischen Erzählperspektive

Das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon widmet 1864 John Adams (1735-1826), dem zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten, umgerechnet eine volle Seite sachlicher Abwägung seiner mühsamen Laufbahn.<sup>1</sup> Wenn auch nicht ohne Kritik, wird der Beitrag doch mit der Charakterisierung eröffnet: „einer der ersten Begründer der amerik. Freiheit.“<sup>2</sup> Sein Sohn, John Quincy Adams (1767-1848), der sechste Präsident, bekommt etwas mehr als eine halbe Seite.<sup>3</sup> Obwohl seine Schwierigkeiten und Misserfolge skizziert werden, schließt der Beitrag mit der Bemerkung: „Er war unter den amerik. Staatsmännern alter Schule der gewandteste und mit den europ. Verhältnissen vertrauteste Diplomat.“<sup>4</sup> Etwa um die gleiche Zeit geht Karl Friedrich Neumann in seiner dreibändigen, entschieden proamerikanischen und prodemokratischen Geschichte der Vereinigten Staaten mehr ins Detail. Obwohl er Verständnis für die Schwierigkeiten des Vaters zeigt, moniert er seine Selbstherrlichkeit, Eitelkeit und Mangel an Einsicht als Präsident. Zur Abfassung der Unabhängigkeitserklärung bemerkt er aber: „John Adams ist als der grosse Kämpfe für die Unabhängigkeit, als der Held dieser drei Tage erschienen“, und abschließend urteilt er: „Nicht als Präsident der Vereinigten Staaten, sondern als Patriot, während der Revolution, hat sich Adams die grössten Verdienste erworben.“<sup>5</sup> „John Adams aus Massachusetts und Thomas Jefferson aus Virginia“, heißt es weiter, „können als die Repräsentanten des Nordens und des Südens betrachtet werden, und zwar in ihren edelsten Persönlichkeiten.“<sup>6</sup> Neumann verteidigt den Sohn gegen die Lügen und Verleumdungen, denen er dauernd ausgesetzt wurde, und lobt ihn als Präsident-

---

<sup>1</sup> *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon.* 11. Auflage. Bd. 1. Leipzig: Brockhaus 1864, S. 183-184.

<sup>2</sup> Ebd., S. 183.

<sup>3</sup> Ebd., S. 184-185.

<sup>4</sup> Ebd., S. 185.

<sup>5</sup> Karl Friedrich Neumann: *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.* Berlin: Heymann 1863-1866. Bd. 1, S. 254, 600.

<sup>6</sup> Ebd., Bd. 2, S. 404.

schaftskandidaten in der Wahl von 1824: „In Betreff seiner mannigfachen Talente und ausgebreiteten Kenntnisse in allen Staatsangelegenheiten überragte er jeden Zeitgenossen der zweiten Generation [...]. An Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft stand er ebenbürtig da einem jeden.“ Er sei „in würdiger edler Weise aus dem Amte geschieden.“<sup>7</sup>

Bekanntlich waren das nicht die Ansichten von Charles Sealsfield. Obwohl er zugibt, dass der Vater „ausgezeichnete Dienste, während des Revolutionskrieges“ leistete, bezeichnet er ihn als Tory, der gegen England nur aus Ressentiment und persönlichem Ehrgeiz gekämpft habe.<sup>8</sup> Der Sohn sei zum Schein Demokrat geworden, sei also „Abtrünniger (Turncoat)“ (S. 9 Anm.). „Tory von Geburt, Tory durch Erziehung, ist er, so wie es sein Vater war, absoluter Tory, bei weniger Geistesgaben jedoch weit gefährlicher“; sein „Hochmuth ist ein Familienfehler“ (S. 16). „Nach allem ist er für die Freiheit der Vereinigten Staaten der gefährlichste Mann, den es geben kann“ (S. 18). „Ist Adams im Stande, bei der nächsten Wahl sich zu behaupten, dann hat die Nation alles Gefühl für Recht und Freiheit verloren, und sie ist hinlänglich gezähmt, um sich unter das Joch zu beugen“ (S. 49). Sein Charakter sei jüdisch (S. 51-52). Es gibt auch unterschwellige Angriffe. Es heißt z. B., dass die Rechtsgelehrsamkeit neuerdings „der gewöhnliche Weg zu Aemtern und Ehrenstellen“ geworden sei (S. 145). John Adams war berühmt für seine Beherrschung der Rechtswissenschaft und deren Geschichte. Auch sein Sohn wurde als Rechtsanwalt ausgebildet. Bei dem auffälligen Angriff auf die unitarische Religion als staatszeretzenden „Gräuel“ (S. 143) wird sich der informierte Leser daran erinnern, dass der ursprüngliche Puritaner John Adams sich zum Unitarier entwickelt hat und sein Sohn als Unitarier aufgewachsen ist.

Das unermüdliche Geschimpfe über John Adams und John Quincy Adams kann den amerikanischen Leser von heute ungeduldig machen. Gewiss hätten solche grantigen, eigensinnigen, elitären Persönlichkeiten heute keine Aussicht, gewählt zu werden. Sie gehören aber bei allem Vorbehalt zum Pantheon der Gründer der Vereinigten Staaten. Meine Oberschule war nach John Adams benannt. (Zwar hieß meine Mittelschule nach seinem entschlossenen Gegner Alexander Hamilton.) Der Sohn wird weniger gefeiert; man erinnert sich lieber an seine diplomatischen Leistungen als an seine etwas unglückliche Präsidentschaft. Es gibt aber eine Art Denkmal vor dem Rathaus in meinem Wohnort New Haven. Es handelt sich um einige geraubte Sklaven, die 1839 auf dem Wege nach Kuba den Sklavenhändler überfallen und das Schiff nach New Haven gesteuert haben. Daraus ergab sich eine verwickelte Rechtslage, nämlich ob die Schwarzen, wie die spanische Regierung ver-

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 352, 419.

<sup>8</sup> C. Sidons [Charles Sealsfield]: *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet.* (=Charles Sealsfield: Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter hg. v. Karl J. R. Arndt. Hildesheim/New York: Olms 1972-1982. Bd. 1, Teil 1, S. 4-6.) Zitate im Folgenden nach dieser Ausgabe, unter Angabe der Seitenzahl im Text.

langte, zurückgeliefert werden mussten. Der Fall kam 1841 vor das Oberste Bundesgericht, wo der 73-jährige Expräsident John Quincy Adams ihre Befreiung erwirkte.<sup>9</sup> Selbstverständlich hätte seine Entwicklung zum Abolitionisten Sealsfield nicht freundlicher gestimmt. Dasselbe gilt für die Tatsache, dass Vater und Sohn zu den wenigen Intellektuellen unter den amerikanischen Präsidenten gehören. Der Sohn konnte gut Deutsch und hat neben andern sachliterarischen und poetischen Werken Wielands *Oberon* ins Englische übersetzt.<sup>10</sup> Bildung war für Sealsfield keine Empfehlung. John Quincy Adams habe „[e]ine vollendete belletristische Bildung“ gehabt (S. 9), zu bedenken wäre aber, „Musik, Poesie, Philosophie gehören in den neuern Zeiten mehr den Monarchien an [...]. [W]irklich neigen sich gerade die Männer, die sich in den Vereinigten Staaten durch belletristische Bildung auszeichnen, mehr oder weniger zur Monarchie hin“ (S. 82). Niemand brauche eine „Sternwarte“ oder „eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften“ (S. 31). Das waren Lieblingsprojekte von John Quincy Adams, die er allerdings von Jefferson und James Monroe übernommen hat.<sup>11</sup>

Ein Topos dieser Angriffe war, wie wir schon gesehen haben, die Unterstellung des Monarchismus. Vater und Sohn wollten, heißt es in verschiedenen Variationen, eine erbliche Monarchie in ihrer Familie errichten. Sie seien Tories, und „Torys werden die Anhänger Englands und die monarchische Parthei überhaupt geheißen“ (S. 5, Anm.). In der englischen Version heißt es, dass es in den Vereinigten Staaten nur zwei Parteien gebe, „the Monarchists or the Governors, and the Republicans who are the governed.“<sup>12</sup> „Seine Erwählung [d. h., des Sohnes, 1824] war das Werk der Monarchischen“ (S. 19). Er sei „*de facto* Monarch“ (S. 48). „Die politischen Zeitungen [...] sind entweder federalistisch, demokratisch oder monarchisch (Torys, Anhänger der gegenwärtigen Administration)“ (S. 94). Sealsfield geht so

<sup>9</sup> Dazu s. Samuel Flagg Bemis: *John Quincy Adams and the Union*. New York: Knopf 1956, S. 384-415. Das Brockhaus'sche *Conversations-Lexikon* (Anm. 1, S. 185) betont, er „wurde [...] 1831 in das Repräsentantenhaus gewählt, wo er fortan die Partei der Abolitionisten [...] vertrat und durch seine unausgesetzten Petitionen in der Sklavenangelegenheit die Emancipationsideen mächtig förderte.“

<sup>10</sup> S. *John Quincy Adams: Pioneer of German-American Literary Studies. Essays on the Occasion of an Exhibition of Documents, Manuscripts, Books and Prints in the Rare Book Exhibit Room*, Hg. von Anneliese Harding. Boston: Boston Public Library 1979, S. 14, 71-76. Das war allerdings noch nicht bekannt; die Übersetzung ist erst 1939 gedruckt worden, obwohl sein Vater sie spät im Leben in der Handschrift lesen konnte: James Grant: *John Adams: Party of One*. New York: Farrar, Straus and Giroux 2005, S. 437. Die Erfahrungen des Sohnes in Deutschland wurden im Brockhaus'schen *Conversations-Lexikon* (Anm. 1), S. 184, besonders betont. Vgl. Lynn Hudson Parsons, *The Birth of Modern Politics: Andrew Jackson, John Quincy Adams, and the Election of 1828*. Oxford: Oxford University Press 2009, S. 152: „One of the few American public figures of the time who was fluent in German.“

<sup>11</sup> S. Bemis: *John Quincy Adams* (Anm. 9), S. 501-523. Endgültiges Ergebnis war das Smithsonian Institute.

<sup>12</sup> [Charles Sealsfield]: *The United States of North America as They Are. Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 2, Teil 1, S. VII.

weit, die Unitarier, die freisinnigste christliche Konfession weltweit, mit dem Monarchismus zu verbinden (S. 143).

Der Monarchismus ist ein lang andauernder Diskurs in der amerikanischen politischen Kultur.<sup>13</sup> Ursprünglich hängt das natürlich mit dem Aufstand gegen die britische Monarchie zusammen und mit der Angst davor, das Land könne wieder unter monarchische Autorität zurückfallen, sowie auch mit der in Europa weit verbreiteten Überzeugung, eine Republik könne sich nicht auf einem großen Territorium halten und müsse sich früher oder später in eine Monarchie verwandeln. Sämtliche Gründer der Republik wurden unter der Monarchie sozialisiert. Die gelegentlichen Anregungen, George Washington zum König zu krönen, mussten von ihm entschieden zurückgewiesen werden. Andererseits war er nicht dagegen, das noch nicht gefestigte Ansehen des Präsidentenamts mit Pracht und Titeln zu unterstützen, worin John Adams eine zum Autoritären neigende Rolle gespielt hat. Der Monarchismus wurde ein Kürzel in dem permanenten Streit zwischen den Befürwortern einer starken Zentralregierung und den Anhängern der Rechte der Bundesstaaten, die von letzteren rhetorisch im Namen der Freiheit ausgefochten wurden, zunehmend aber zur Verteidigung der Sklaverei dienten. Die Unterstellung des Monarchismus konnte jeden treffen, der die Macht anscheinend missbrauchte, auch Washington, als er einen Vertrag mit Indianern machen wollte,<sup>14</sup> auch den Volkshelden Andrew Jackson, der, als er das Veto, bisher das Vorrecht der englischen Könige, einlegte, als „King Andrew“ karikiert wurde.<sup>15</sup> Jefferson und James Madison glaubten, dass Hamilton und die Föderalisten eine erbliche Monarchie einführen wollten.<sup>16</sup> Jefferson glaubte bis zum Ende seines Lebens, dass John Adams und Hamilton Monarchisten gewesen seien, obwohl schon Washington diese Marotte als Irrsinn bezeichnet hatte.<sup>17</sup> Es wurde oft angemerkt, besonders in Großbritannien, dass die amerikanische Verfassung monarchischer sei als die britische, da der Präsident das Amt des Staatsoberhauptes mit dem des Regierungsführers vereinige. Der Präsident habe mehr Macht als der König von England.<sup>18</sup> Noch im Jahre 2010 wur-

---

<sup>13</sup> S. Frank Prochaska: *The Eagle and the Crown: Americans and the British Monarchy*. New Haven und London: Yale University Press 2008.

<sup>14</sup> Joseph T. Ellis: *American Creation: Triumphs and Tragedies at the Founding of the Republic*. New York: Knopf 2007. S. 163.

<sup>15</sup> Prochaska: *The Eagle and the Crown* (Anm. 13), S. 52-53 mit Illustration. Das Vetorecht ist in der Verfassung explizit genehmigt (Artikel I, Abteilung 7).

<sup>16</sup> Ellis: *American Creation* (Anm. 14), S. 170-171. Ellis bezeichnet das als „a quasi-paranoid image of the Federalist agenda“ (S. 171). S. auch Gordon S. Wood: *Revolutionary Characters: What Made the Founders Different*. New York: Penguin 2006. S. 137.

<sup>17</sup> Ellis: *American Creation* (Anm. 14), S. 172-173, 184.

<sup>18</sup> S. Prochaska: *The Eagle and The Crown* (Anm. 13), S. 12: „It was one of the great ironies of the United States Constitution that the Founding Fathers invested more powers in the Presidency than George III was able to exercise as King.“ Weiter zu diesem Punkt ebd. S. 12-19. Noch 1896 bemerkte eine Zeitung in Tennessee: „Great Britain is a republic with a hereditary president, while the United States is a monarchy with an elective king“ (ebd., S.

de in der *New York Times* vorgeschlagen, eine Monarchie in Amerika zu errichten.<sup>19</sup> Das war natürlich satirisch gemeint, bezog sich aber auf das lange diskutierte Problem der fehlenden Trennung der Repräsentation von der Regierungsführung.

Sealsfield hat den Vorwurf des Monarchismus gegen die Adamsfamilie nicht erfunden; er war längst Teil der öffentlichen Auseinandersetzung geworden. Das war nicht ohne Anlass auf der Adamsseite. Dem Brockhaus'schen *Conversations-Lexikon* nach trug zur Unbeliebtheit des Vaters „seine angebliche Hinneigung zu monarchischen Grundsätzen“ bei.<sup>20</sup> Der Monarchismus war eher eine Metapher, die nicht nur von Sealsfield wörtlich genommen wurde. Aus der geschichtlichen Retrospektive darf festgestellt werden, dass John Adams kein Monarchist im wörtlichen Sinne war.<sup>21</sup> Allerdings bewunderte er die britische Verfassung und glaubte nicht an die Gleichheit der Menschen; zur Zeit der Diskussion über die Anrede des Präsidenten wollte er, dass Washington als „Majestät“ tituiert werden sollte.<sup>22</sup> Er meinte, dass Massachusetts, dessen Verfassung er konzipiert hatte, so sehr eine Monarchie wie England eine Republik und die einzige gute Regierungsform eine königliche Republik sei.<sup>23</sup> In einem geschichtlichen Aufsatz schrieb er 1791 zum Entsetzen des Publikums, dass die erbliche Thronfolge mit weniger Unheil als häufige Wahlen begleitet sei.<sup>24</sup> Im Grunde hatte er einen exzentrischen Begriff von der Gewaltenteilung: anstatt die Souveränität als im Volk begründet zu verstehen, betrachtete er das Volk als EIN Element, EINEN Stand neben der Verwaltung der Vornehmen.<sup>25</sup> Es war ein empfindlicher Punkt; er fand es in seiner Antrittsrede als Präsident nötig, eine Neigung zur monarchischen oder zu irgend einer nichtrepublikanischen Staatsform zurückzuweisen.<sup>26</sup>

Der Sohn John Quincy Adams wollte Präsident werden und meinte, er hätte ein Recht dazu gehabt.<sup>27</sup> Aber er durfte das nicht zugeben, denn damals war es die

---

111). John Adams hat schon als Vizepräsident die Beobachtung gemacht: Wood: *Revolutionary Characters* (Anm. 16), S. 50.

<sup>19</sup> Nicholas D. Kristof: „A Modest Proposal: A King and Queen for America.“ In: *New York Times*, 10. Juni 2010, S. A31.

<sup>20</sup> Anm. 1, S. 184. S. dazu Prochaska: *The Eagle and the Crown* (Anm. 13). S. 5-8: „John Adams [...] was often criticized for his princely style. His love of decorum led his enemies to conclude that he sought a hereditary monarchy, with himself as king and son John Quincy groomed as his dauphin“, (S. 22).

<sup>21</sup> Grant: *John Adams* (Anm. 10), S. 353: „He was no monarchist and no advocate of a hereditary American nobility [...]. A fair-minded reader of Adams's writings will agree that their author was innocent of the charge of monarchism.“

<sup>22</sup> Ebd., S. 334, 352.

<sup>23</sup> Wood: *Revolutionary Characters* (Anm. 16), S. 189.

<sup>24</sup> Grant: *John Adams* (Anm. 10), S. 366.

<sup>25</sup> Wood: *Revolutionary Characters* (Anm. 16), S. 196-200.

<sup>26</sup> Grant: *John Adams* (Anm. 10), S. 380.

<sup>27</sup> Bemis: *John Quincy Adams* (Anm. 9), S. 3-4, 18.

klassische republikanische Sitte, dass man nicht den Anschein vermitteln sollte, man suche das Amt oder beteilige sich aktiv am Wahlkampf. Sich um die Gunst des Publikums zu bewerben wäre unwürdig. Er zitierte *Macbeth* I, 3: „If chance will have me king, why chance may crown me,/ without my stir.“<sup>28</sup> Das Ergebnis davon war, dass der Wahlkampf hinter den Kulissen geführt werden musste, mit Verhandlungen unter Parteiführern, was um so schwieriger war, als es nach der Doktrin des klassischen Republikanismus keine Parteien geben sollte, nur weise, uneigennützigte Diener des gemeinen Wohls.

Der aktuelle Anlass von Sealsfields Angriffen war die Präsidentschaftswahl von 1824, die er mehr oder weniger genau beschreibt (S. 10-14). Damals wie heute wurde der Präsident nicht unmittelbar vom Volk gewählt sondern von Wahlmännern, die von den jeweiligen Bundesstaaten ernannt wurden; allerdings war das Verfahren damals recht uneinheitlich und kontrovers. Das Ergebnis gab Andrew Jackson eine klare Mehrheit mit 99 Stimmen. John Quincy Adams war an zweiter Stelle mit 84; an dritter Stelle kam der damals prominente aber gesundheitlich angeschlagene William Crawford mit 41 (bei Sealsfield 42) und an vierter der schon stark profilierte Abgeordnete Henry Clay mit 37 (bei Sealsfield 36). Billigerweise durfte man Jackson als Sieger betrachten. Nach den damaligen Vorschriften aber war eine absolute Mehrheit nötig. Das Repräsentantenhaus sollte unter den ersten drei wählen; damit schied Clay aus, blieb aber mit seinem treuen Gefolge einflussreich. Im Repräsentantenhaus hatte jeder Bundesstaat eine Stimme; es gab deren 24, also 13 Stimmen mussten gewonnen werden. Da wurde energisch unter den Parteien verhandelt, wenn vielleicht nicht so sehr im tugendhaften Geist des klassischen Republikanismus. Die gegenseitigen Interessenlagen waren kompliziert, aber ein Element war sicher die Antipathie der politischen Elite gegen Jackson, der als ein gewaltsamer, ungebildeter, wenig um die Legalität sich kümmernder Militär von zweifelhafter moralischer Disziplin betrachtet wurde. Das war die Meinung von Henry Clay, der ein unausgesprochenes Verständnis mit Adams zustande brachte. Darauf bekam Adams die knappe Mehrheit von 13 Stimmen.<sup>29</sup> Zwei Tage später ernannte er Clay zum Staatssekretär. Damals wie heute war das Amt so etwas wie das eines Premierministers; im Gegensatz zu heute wurde es als Sprungbrett zur Präsidentschaft betrachtet.

Blitzartig explodierten die Anhänger Jacksons in Wut. Adams und Clay wurden eines korrupten Handels bezichtigt. Historiker unserer Zeit neigen dazu, das Ereignis als einen normalen politischen Vorgang zu betrachten und den Vorwurf der Korruption zurückzuweisen.<sup>30</sup> Eine Untersuchung im Repräsentantenhaus

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 20.

<sup>29</sup> Details ebd., S. 32-53; Parsons: *The Birth of Modern Politics* (Anm. 10), S. 101-107.

<sup>30</sup> Ebd., S. 110: „There was nothing illegal or unconstitutional in the Adams-Clay alliance“; Bemis: *John Quincy Adams* (Anm. 9), S. 130-131: „There was, as we know, an implicit bargain, a gentleman's agreement, but, we repeat, nothing corrupt, nothing unconstitutional, if nothing to be proud of.“

konnte keine Korruption entdecken. Aber das Schlagwort vom „corrupt bargain“ lebte jahrelang in der parteipolitischen Propaganda weiter. Sealsfield hatte es mit beiden Händen unterschrieben: „Es wurde ein Kauf und Verkauf *en gros* abgeschlossen, der die Nation für vier Jahre Adams in die Hände gab. Clay mit den Repräsentanten der Staaten Kentucky, Missouri, trat zur Parthei Adams über, und erhielt dafür das Staats-Sekretariat“ (S. 13). Adams ahnte selbst, dass es ein unglücklicher Anfang war, von dem sich seine Präsidentschaft tatsächlich nie richtig erholen sollte. Die Anhänger Jacksons übten unablässigen Druck aus, mit dem Ziel, die Monarchie der Adamsfamilie abzuwehren und Jackson in sein verdientes Amt einzustellen, was dann in der Wahl von 1828 unanfechtbar erfolgte. Sealsfield nahm vorbehaltlos an dieser Parteipropaganda teil. Die Rezensenten der englischsprachigen Version hatten keine Schwierigkeit, die Parteilichkeit des Werks zu erkennen.<sup>31</sup>

Darin waren sie scharfsinniger als einige Beobachter unserer Zeit, die ihn immer wieder zu einem europäischen Schriftsteller mit aktuellen vormärzlichen Anliegen umstilisieren wollen. Ein Beispiel vor ein paar Jahren war die Arbeit Christoph Hendels, der sich mit manchmal recht schroffen Bemerkungen über die maßgeblichen Sealsfield-Experten gegen die amerikanische Kontextualisierung stemmt.<sup>32</sup> Statt Handlungen und Charaktere zu interpretieren, konstruiert er „semantische Räume“, um Sealsfield nicht nur mit Strukturen der Biedermeierzeit sondern auch mit romantischen Texten wie *Heinrich von Ofterdingen* zu verbinden.<sup>33</sup> Zwar muss Hendel zwangsläufig den amerikanischen Kontext gelegentlich berücksichtigen, wie etwa in einem Exkurs über die Weltanschauung Thomas Jeffersons.<sup>34</sup> Dagegen ist Jackson weitgehend abwesend, bis er mit seinem durch „paranoides Mißtrauen [...], persönliche Animositäten, mangelndes Fachwissen“ motivierten Kampf gegen die Nationalbank für die Wirtschaftskrise von 1836, die den Hintergrund der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* liefert, verantwortlich gemacht wird.<sup>35</sup> Wie sich diese Kritik zu Sealsfields Verehrung Jacksons verhält, bleibt unklar.<sup>36</sup> Die mit einer

---

<sup>31</sup> [Sealsfield]: *The United States of America as They Are* (Anm. 12), S. XX-XXXIX.

<sup>32</sup> Christoph Hendel: *Zwischen der 'manus mortua der Aristokratie' und dem 'todten Meere des Bürgerthums.' Zum ideologischen System in den Erzähltexten Charles Sealsfields*. Göttingen: Cuvillier 2007. Vgl. die Rezension von Wynfrid Kriegleder: In: *Forum Vormärz Forschung Jahrbuch* 14 (2008): S. 317-322.

<sup>33</sup> Diese „Strukturen“ haben den Anschein, literaturwissenschaftliche Erfindungen zu sein: „Wiederum gestattet der Text (!) an dieser Stelle einen Blick hinter die Kulissen der durch seine Erzählerfiguren inszenierten Welten, deren ‚Entmythifizierung‘ dem kritischen Leser dadurch nahegelegt, jedoch auf narrativer Ebene selbst nicht geleistet wird“: Hendel: *Zwischen der 'manus mortua der Aristokratie'* (Anm. 32), S. 266.

<sup>34</sup> Ebd., S. 182-184. An einer Stelle verwechselt Hendel John Quincy Adams mit seinem Vater (ebd., S. 176). „Fritz-Greene Halleck“ (ebd., S. 212) ist wohl ein Druckfehler. Weniger verzeihlich ist „Jeffrey L. Sammons“ (ebd., S. 353 und Anm. 1001, S. 363, Anm. 1016).

<sup>35</sup> Ebd., S. 319.

<sup>36</sup> Die Annahme Hendels, dass die Rede eines Politikers zugunsten des von Jackson bekämpften Papiergeldes und die Beschimpfung Jacksons durch die Lehrerin Elisabeth Drawton (ebd., S.

imposanten Belesenheit in der europäischen Kulturphilosophie aus zwei Jahrhunderten unterstützte modernistische Narratologie könnte wertvolle Einsichten bringen, wenn sie nicht zu unhaltbaren Ergebnissen führte, wie die Leugnung von Sealsfields Rassismus und bedingtem Geltenlassen der Sklaverei.<sup>37</sup> M. E. bringt die eurozentrische Befangenheit eine systematische Apperzeptionsverweigerung mit sich.

Sonst hat es sich langsam herumgesprochen, dass Andrew Jackson die maßgebliche Figur in Sealsfields Amerikabild gewesen ist.<sup>38</sup> Noch nicht wirklich geklärt ist, wieso er sich nach kaum mehr als einem Jahr in Amerika so stark für diese Sache eingesetzt hat. Kein anderer deutschsprachiger Schriftsteller hat sich meines Wissens aus Europa so sehr in die Einzelheiten der amerikanischen Politik engagiert. Die Unterstützung des Nordens im Bürgerkrieg und des Kampfes gegen die Sklaverei, wie wir sie z. B. in Berthold Auerbachs *Das Landhaus am Rhein* und Friedrich Gerstäckers *In Amerika* finden, ist eher eine Sache des humanistischen Prinzips als einer parteipolitischen Identifikation. Sicher hat der der metternichschen Tyrannei Entflozene die jacksonische Bewegung mit der Sache der Freiheit überhaupt identifiziert. Wenn Amerika die Hoffnung der Freiheit in der Welt bedeutete, dann musste eine innenpolitische Gefährdung dieser Freiheit bekämpft werden. Das Problem ist, dass er sich von der lautstarken parteipolitischen Propaganda bestriicken ließ. Vieles in der Hitze des Kampfes Übertriebene hat er gutgläubig und wörtlich übernommen, wie das Märchen von der monarchischen Verschwörung. Eine Torypartei hat es nicht gegeben. ‚Tories‘ war die Bezeichnung für die Loyalisten gewesen, die im Unabhängigkeitskrieg zu England gehalten hatten. Zu dieser Zeit waren sie kaum ein Faktor mehr. ‚Tory‘ war nur ein Schimpfwort ohne wirklichen Informationswert. Sealsfield bekommt durch die parteipolitische Brille kein realistisches Bild von der fünfzigjährigen Republik. Die politische Situation der Zeit war, abgesehen von der Frage der Sklaverei, die noch nicht reif zur Lösung war, kein eindeutiger Gegensatz von Gut und Böse, sondern eine komplizierte, lebendi-

---

344-346, 364; Charles Sealsfield: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften. Sämtliche Werke* [Anm. 8], Bd. 22, Teil 2, S. 269-278; Bd. 23, Teil 3, S. 364-365) als Ablehnung des früher verehrten Jackson seitens der Erzählperspektive aufzufassen seien, scheint mir auf den ersten Blick unhaltbar; der Frage könnte aber noch nachgegangen werden.

<sup>37</sup> Hendel: *Zwischen der 'manus mortua der Aristokratie'* (Anm. 32), S. 221-238. Um das plausibel zu machen, müssen sämtliche Erzähler der *Lebensbilder* mit der Ausnahme des jungen Vergennes als ironisiert entlarvt werden. Dass sie Angst vor einer Sklavenrevolte bezeugen, ist allerdings richtig. Beunruhigend ist, dass Hendel nicht die Sklaverei als „den zentralen Konflikt des späteren Bürgerkriegs“ identifiziert, sondern die Opposition der Schutzzollpolitik des Nordens zum Freihandel des Südens (ebd. S. 335). Ein weiteres schiefes Resultat ist die Behauptung, die unabgeschlossenen Romane *Morton* und *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* seien beabsichtigte Fragmente, als ob sie romantische Texte wären (ebd. S. 209, 316).

<sup>38</sup> Bahnbrechend Walter Grünzweig: „Where Millions of Happy People Might Live Peacefully‘: Jacksons Westen in Charles Sealsfield *Takeab; or, the White Rose*.“ In: *Amerikastudien. American Studies* 28 (1983): 219-36.



ge Debatte über die Prinzipien einer lebensfähigen Demokratie unter in den meisten Fällen gewissenhaften wenn auch nicht uneigennütigen Menschen. Wenn man Sealsfields Schreibweise neben den forschenden, prüfenden Geist von Alexis de Tocquevilles *Démocratie en Amérique* stellt, ist der Unterschied eklatant.

Immer wieder kommt eine wahllos übernommene Rhetorik zum Vorschein. Dazu nur ein Beispiel, zur Charakterisierung der Abgeordneten aus den verschiedenen Gebieten: „Der pfiffige belletristische Yankee, der unternehmende New-Yorker, der einfache Pennsylvanier [d. h., der Deutsche], der halbaristokratische Virginier, der stolze Karoliner und Georgier, hat zwar mit dem fühllosen und anmaßenden Kentuckier u. s. w. dieselbe Sprache und Bestimmung im Kongresse, aber die Art, wie er die erstere spricht, und letztere erreichen will, sind [?] himmelreich von einander verschieden“ (S. 69-70). Das ist der Stil einer literarischen Satire und ist eher dem hyperbolischen Schwank, der skurrilen Fabel aus der amerikanischen Volksliteratur verwandt. Der erste Band sollte vielleicht eher als politisierte Unterhaltungsliteratur betrachtet werden; sein Wert als Bericht über Amerika ist überschätzt worden. Mit den Reisebildern des zweiten Bandes ist es etwas anderes, da sie als Vademecum für Emigranten wohl von einigem Nutzen gewesen sind.

Die Frage bleibt aber, ob das alles, besonders im ersten Band, den europäischen Leser wirklich interessiert. Kann er mit den Details über den Hartford Konvent und den Kongress von Panama, über die vielen, heute zum großen Teil vergessenen, teilweise verschlüsselten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, oder über lokale Wahlkämpfe in den einzelnen Bundesstaaten etwas anfangen? Dagegen könnte man einwenden, der Zweck des Buches sei, ein genaues Bild des Landes aus der Sicht des Autors zu bieten. Wenn aber solche Einzelheiten in die literarischen Texte einbezogen werden, so werden sie obskurer. Zwar liefert Sealsfield gelegentlich Anmerkungen. In *Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt* heißt es: „Das ist mein Mann, der alte Hickory, müssen ihn im weißen Hause haben, und wenn zwanzig Harrys und dreißig Johnnys coaleszirten.“<sup>39</sup> Eine Anmerkung zu „Hickory“ erklärt den Ausdruck nicht, sondern bezieht sich auf den vorhergehenden Satz: „General Jackson legte bekanntlich den Grund zu seinem militärischen Kriege in den kleinen Kriegen mit den Indianern, deren Schrecken er wurde.“<sup>40</sup> Zu „zwanzig Harrys und dreißig Johnnys“ bekommen wir wirklich einige Hilfe: „Henry Clay und John Quincy Adams, beide Rivalen von General Andrew Jackson, die, wie allgemein behauptet wird, durch gemeinschaftliches Verständniß über die Majorität der Stimmen im Congresse und so die Präsidentenwahl von 1825 bestimmten.“<sup>41</sup> Dann wird es gleich schwieriger: „Das ist Euch ein anderer Held, als Euer Ebony- und Topaz-

---

<sup>39</sup> Charles Sealsfield: *Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt. Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 12, S. 115.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Ebd. Die Präsidentenwahl fand selbstverständlich 1824 statt, die Abstimmung im Repräsentantenhaus allerdings im Februar 1825.

Mann, Euer Highways- und Byways-\*\*\*) Mann!“<sup>42</sup> Dazu die nicht sehr hilfreiche Anmerkung: „Anspielung auf die Gewohnheit des damaligen Präsidenten John Quincy Adams, die Früchte seiner schöngeistigen Lektüre bei öffentlichen Gastmählern in Toasten aufzutischen.“<sup>43</sup> Das sind recht kryptische Anspielungen; nur die erste konnte ich entschlüsseln.

*Der Legitime und die Republikaner* wurde nicht mit Anmerkungen versehen und ist stellenweise undurchsichtiger. Verhältnismäßig verständlich ist die Stelle gegen Anfang, wo der vorbildliche Amerikaner Copeland über den Vater Adams bemerkt: „Du weißt, die in Pensylvanien sind auf — gegen den alten Adams. Wollte, daß den Tory der Teufel holte.“<sup>44</sup> Später im Roman findet sich eine Stelle, die für den europäischen Leser schwieriger gewesen sein muss. Es ist wieder einmal Copeland: „Das alte Weib in der Bundesstadt schreibt und schwatzt Staatsrecht trotz Einem,‘ versetzte der Squire; wenn es aber darauf und daran kommt, so ist er Hamiltonianer über den alten John und verliert den Kopf, wie er ihn hinter Baltimore verloren hat.“<sup>45</sup> „Das alte Weib“ ist der verfassungstheoretisch verdiente Präsident James Madison. „Den alten John“ wird der erfahrene Leser als John Adams identifizieren. Die „Hamiltonianer“ sind die Nachfolger von dem vor zehn Jahren in einem Duell gefallenen Alexander Hamilton, die wohl als ‚Tories‘ figurieren sollen. Was Baltimore angeht, so wurde die militärische Führung Madisons im Krieg von 1812 stark kritisiert, aber das Gefecht bei Baltimore im September 1814 endete mit einem Sieg der Amerikaner und wurde Anlass für die Komponierung der Nationalhymne. Sollte man das alles schon wissen? Die Beobachtungen sind nicht einmal immer genau.

---

<sup>42</sup> Ebd.

<sup>43</sup> Ebd. „Ebony und Topaz“ bezieht sich auf eine von Voltaire überlieferte Fabel aus Hindustan, die John Quincy Adams 1827 in einen ironischen Trinkspruch auf einen vor Baltimore gefallen britischen General, dessen Familie mit einem Wappen belohnt wurde, einsetzte. „He had to interpret the literary allusion so pedagogically that it became a butt for irony among sophisticates“: Bemis, *John Quincy Adams and the Union* (Anm. 9), S. 101. Den Ausdruck „Highways und Byways“ konnte ich nicht belegen, er gehört aber zweifellos ebenfalls zum aktuellen amerikanischen Diskurs, den Sealsfield unbekümmert um seine Leserschaft abschreibt. Suchen wird der fachkundige Forscher den Ausdruck wohl in Adams’ Unterstützung der ‚internen Verbesserungen‘, d. h., der nationalen Finanzierung vom Landstrassen- bzw. Kanalbau u. s. w., der sich die Südstaatler als verfassungswidrigem Missbrauch der Regierungsmacht widersetzen.

<sup>44</sup> Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner. Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 6, Teil 1, S. 30. Auffallend ist, dass in der früheren englischsprachigen Version, *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*, der amerikanisierte Senator Gentillon dem Engländer Arthur Graham erklärt, „Washington, Jefferson, and Adams“ zählten zu den „great men“ und „were from the people“: *Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 5, Teil 2, S. 11, 13. Dass diese Stellen zwei Jahre nach den Angriffen auf die Adamsfamilie in *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* kommen, gehört zu den vielen Rätseln in Sealsfields Leben. Vielleicht ist der amerikanisierte Creole noch nicht zuverlässig im politischen Urteil. Bekanntlich verschwindet er in der deutschen Version des Romans.

<sup>45</sup> Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner* (Anm. 44), Bd. 7, Teil 2 Fortsetzung, S. 231.

Trotz der Opposition zwischen John Adams und Alexander Hamilton verbindet der weise Isling in *Morton* Hamilton, den „verkappte[n] Tory und Liebling der sogenannten guten Familien“, mit Adams im Zweck, eine „starke Regierung“ und „eine Aristokratie des sogenannten Verdienstes“ zu gründen.<sup>46</sup>

Das sind nur einige Beispiele der jefferson-jacksonischen Parteipropaganda, die als geschichtliche Einsicht dargeboten wird.<sup>47</sup> Alexander Ritter hat sich mehrmals Gedanken über Sealsfields verfehlte Laufbahn gemacht.<sup>48</sup> Möglicherweise hat die beharrliche inneramerikanische Sicht zur Rezeptionsproblematik beigetragen. Neulich hat ein Amerikanist gemeint, „daß das Interesse in Deutschland und Europa an den aktuellen Entwicklungen in Nordamerika zwischen 1800 und 1830 nicht sehr ausgeprägt war.“<sup>49</sup> Ist es nicht denkbar, dass das Publikum lieber über den Wil-

---

<sup>46</sup> Charles Sealsfield: *Morton oder die große Tour, Sämtliche Werke* (Anm. 8), Bd. 10, Teil 1, S. 124-126.

<sup>47</sup> Für weitere Details s. Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1998. S. 35. Sogar Hendel: *Zwischen der 'manus mortua der Aristokratie'* (Anm. 32), musste S. 317 zugeben, „daß der Text [der *Wahlverwandtschaften*] Elemente der ökonomischen und politischen Kultur Nordamerikas thematisiert, die teils derart spezifischer Natur sind, daß sie selbst von der in Sealsfields Texten so häufig adressierten Zielgruppe ‚gebildeter‘ deutscher Leser nicht ohne zusätzliche Informationen hätten verstanden werden können.“

<sup>48</sup> „Verbreitung und Rezeption von Sealsfields Schriften erweisen sich kurz- und langfristig als zwangsläufig gestört und begrenzt“: Alexander Ritter: „Restaurative Weltsicht und monologes Verbreiten der politischen Botschaft. Zu einem zentralen Strukturmerkmal der pragmatischen Romane Charles Sealsfields.“ In: *Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*. Bd. 8, S. 87-97, hier S. 97; „Weil [...] Sealsfield sich die längere Zeit in Europa aufhält, hier seine Geschäftspartner im beruflichen Bereich hat, seine literarische Produktion auf den Absatz im europäischen Literaturraum ausrichtet, aber seine Existenz als Amerikaner aus Maskierungsgründen aufrecht erhalten muß, bleibt für ihn seine Identitätskrise grundsätzlich ungelöst, verursacht eine lebenslange Legitimationsneurose und führt letztlich in die Resignation“: Ritter: „Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Autor Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.“ In: *Freiburger Universitätsblätter*, Heft 143 (März 1999), S. 39-71, hier S. 68.

<sup>49</sup> Volker Depkat: „Der Ort der USA in vormärzlichen Wissenshorizonten. Erkenntnisinteressen in Charles Sealsfields Bericht *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* (1827).“ In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hg. von Alexander Ritter. (=SealsfieldBibliothek 5.) Wien: Praesens 2007, S. 13-55, hier S. 18. Depkats Explikation ist äußerst einsichtsvoll, besonders in Bezug auf Sealsfields Anhänglichkeit gegenüber den moralischen Imperativen des klassischen Republikanismus, die ihn eng mit der Gründergeneration der amerikanischen Nation verbindet. Zu den Angriffen auf John Quincy Adams bemerkt Depkat treffend: „Dieser maßlosen Verurteilung des sechsten Präsidenten scharf entgegengesetzt wird die nicht minder maßlose Idealisierung von Andrew Jackson“ (S. 26). Andererseits scheint er die wahlpropagandistische Sicht der Sache zu einem gewissen Grad zu akzeptieren; „Die Adams-Präsidentschaft erscheint als Herrschaft eines *Tory*, der dem Prinzip der Volksherrschaft nur hochmütige Verachtung entgegenbringt, die Erbllichkeit des Präsidentenamtes fordert, sich

den Westen als über die Delikte der Adamsleute lesen wollte? Es ist wohl kein Zufall, dass Sealsfields bekanntestes Werk die aus dem *Cajütenbuch* herauspräparierten *Erzählung des Obersten Morse* geblieben ist, wobei die tief im zeitgenössischen südstaatlichen Diskurs wurzelnde Tirade des Alcalde über die Normannen und die Germanen durch die weit verbreitete Version Hugo von Hofmannsthals beseitigt worden ist.<sup>50</sup> Sealsfields Versuch, als Amerikaschriftsteller in deutscher Sprache zu reüssieren, war tatsächlich ein Wagnis, und es scheint mir bis heute oft missverstanden worden zu sein, denn man will ihn immer wieder als Vormärzschritsteller mit einer politischen Botschaft nach Europa bzw. dem deutschen Bund begreifen. Die Besessenheit mit der verräterischen Adamsfamilie ist eines der zahlreichen Themen, die eine mit dem Rücken gegen das Publikum gekehrte inneramerikanische Erzählperspektive bezeugen.

Die erkennbare fehlende Analytik, die Verdinglichung der teilweise metaphorischen Rhetorik eines vorübergehenden parteipolitischen Moments als feste ideologische Einsicht ist möglicherweise Zeichen einer intellektuellen Mittelmäßigkeit, die im beunruhigenden Maß in den späten Briefen zutage tritt und verhinderte, dass sich Sealsfields echt eigenartige, originelle, ingeniose dichterische Einbildungskraft zum vollen Potential entwickeln konnte. Ein voreiliger, ungeduldiger Habitus des Denkens ist vielleicht die andere Seite der beispiellos temperamentvollen Energie seines Erzählstils. Dieser Mangel beeinträchtigte sein Erkenntnisvermögen, das dann nicht mit der politischen Entwicklung der amerikanischen Demokratie Schritt halten konnte. Das zeigt sich schon in den *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. Sealsfield scheint nicht darüber klar zu sein, oder macht es wenigstens dem Leser nicht klar, dass die randalierenden Locofocos die städtischen Nachkommen der jacksonischen Bewegung sind, der sich Sealsfield früher restlos verschrieben hatte, der er aber in ihrer volksdemokratischen Entwicklung nicht mehr folgen konnte. Es ist wahrscheinlich, dass sein Straßenkämpfer Tomy dem Arbeiterführer und radikalen Politiker Mike Walsh nachgebildet ist.<sup>51</sup> Zwar wird der Benutzer der einzigen modernen Ausgabe bei dem erbärmlichen Zustand der Sealsfieldphilologie nichts darüber erfahren, so wenig wie über die Normannen und Germanen in der Rede des Alcalden. Erst Walter Grünzweig hat einen Anfang gemacht, den Kontext der *Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* zu erläutern.<sup>52</sup> Der Kommentar von Karl Arndt zu den Amerikabüchern beschränkt sich auf ein unvollständiges Lesartenverzeichnis und Hinweise auf Dinge, die ihn besonders interessierten, wie etwa utopische Gemeinschaften.

---

kühl über den Willen des Volkes hinwegsetzt und damit die Grundlagen der republikanischen Ordnung eklatant untergräbt“ (ebd.).

<sup>50</sup> Zum Hintergrund s. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 47), S. 53.

<sup>51</sup> Ebd., S. 86-87.

<sup>52</sup> Walter Grünzweig: *Das demokratische Kanaan. Charles Sealsfields Amerika im Kontext amerikanischer Literatur und Ideologie*. München: Fink 1987. S. 118-121.

Ein neuer philologischer Ansatz wäre wünschenswert, vor allen Dingen eine gründlich kommentierte kritische Ausgabe von *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* und *The United States of North America as They Are* bzw. *The Americans as They Are*, möglicherweise im Paralleldruck, um die signifikanten Unterschiede der deutschen und englischen Versionen erkennbar und evtl. interpretierbar zu machen. Notwendig dazu wäre ein Team von Literaturwissenschaftlern, Historikern und Amerikanisten, optimal mit ein paar waschechten Amerikanern dabei. Ein solcher verständlich gemachter Text könnte als Grundlage für weitere Studien des Amerikaschriftstellers Charles Sealsfield dienen. Ob ein solches Projekt unter heutigen Umständen sich bewerkstelligen ließe, ist allerdings eine andere Frage.



## Die Dialoge in den Romanen von Charles Sealsfield als Beispiel von “ästhetischer Kommunikation“

Morton schüttelte ungläubig den Kopf. “Soeben“, flüsterte er dem Alten zu, “haben mir Lord Arbuthnot und Prinz – I – gesagt, die Tories seien fest entschlossen –“.

“Pah ! Werden sehen, wie fest sie entschlossen sind !“ versetzte jener, indem er die Treppe hinanstieg.

“Wer ist der Mann, Hughes?“ fragte Ferrol mit einer Miene und in einem Tone, die Grauen und inneren Schauer verrieten. “So oft ich ihn erblicke, riecht es mir kalt über den Rücken.“

Morton stand in Nachdenken versunken. “Mein Hausherr“, war die endliche Antwort.<sup>1</sup>

Auf Dialogen dieser Art bauen die Romane Charles Sealsfields<sup>2</sup> auf und geben dadurch dem Erzählten Lebendigkeit, Konkretheit, Wirklichkeitsnähe, ästhetische Konnotate. Die verschiedenen Gestalten beschreiben sich selbst durch ihre Dialoge, der Erzähler braucht nur einige skizzenhafte Details hinzuzufügen. Landschafts- und Situationsschilderungen unterbrechen nur kurz die facettenreichen Dialoge, oder finden sich, in wenigen Worten, aber mit genauen und bedeutungsvollen Details, in Monologen, die sich über Seiten und Seiten hinziehen wie im *Kajütenbuch*<sup>3</sup>, wenn die Schlachten zwischen “Texasern“<sup>4</sup> und Mexikanern dargestellt werden. Diese kurzen, aber bedeutungsvollen Beschreibungen sind besonderer Art, denn der ‘sprechende Erzähler‘, wie man ihn definieren kann, ist sich seiner Zuhö-

---

<sup>1</sup> Charles Sealsfield (1835/zitierter Text o.Jg.), *Morton oder die große Tour*. In *zwei Teilen*, Berlin: Robert Bein Kommanditgesellschaft, 129; dazu auch Charles Sealsfield (Karl Postl 1793-1864) (1972-2002), *Sämtliche Werke*, Hg. Karl J. R. Arndt, Hildesheim/New York: Olms Presse. Alle Texte sind textgetreu und nicht gemäß der Rechtschreibreform.

<sup>2</sup> Auch wenn der Autor (1793-1864) dem Altösterreich entstammt (geboren in Poppitz bei Znaim, Mähren, an der heutigen österreichischen Nordgrenze) und sein wahrer Name Karl Postl ist, ziehe ich es vor, immer seinen Künstlernamen zu zitieren.

<sup>3</sup> Charles Sealsfield (1841/zitierter Text o.Jg.), *Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. Vollständige Ausgabe, Einleitung von Gerhard Muschwitz, Vorrede zur ersten Auflage des Autors, Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Zitate aus dem *Kajütenbuch* im Folgenden nach dieser Ausgabe, im Text mit der Sigle *Kajütenbuch* markiert

<sup>4</sup> Kurioserweise verwendet der Autor statt Texaner die Form „Texaser“ für die Einwohner von Texas.

rer bestens bewusst und versucht Momente, Emotionen, Situationen und Landschaftsbilder so wiederzugeben, dass der Leser visuell, auditiv und emotiv ins Geschehen einbezogen wird und sich als Teilnehmer des Geschehens glaubt. Für den Leser/Hörer werden diese Monologe und die facettenreichen Dialoge zu einem Leserlebnis, das eine plastische, bildreiche, realitätsnahe und stark emotional gefärbte Lektüre erlaubt.

Sealsfields Romantechnik/Schreibtechnik, die sich vor allem auf der Dialogebene äußert, die das Dreieck Sprecher – Hörer – mitgeteilter Sachverhalt betrifft, ist eher für Hörer als für Leser gedacht, gibt Emotionen, Geräusche und Gesten an, als handle es sich um ein Drehbuch zu einem Film oder Hörspiel.

Sealsfields „schnippische Dialoge und witzige Szenerien“<sup>5</sup>, seine „sprachlich-ästhetische Gestaltung“<sup>6</sup>, sein Stil, ein Autor, der nicht „beschreibt, sondern immer extrem und entlarvend beleuchtet, um so ein unverwechselbares und zugleich [...] allgemeines Profil von Personen wie Landschaften zu gewinnen“<sup>7</sup> lassen seine Werke zu einem „Schauplatz ungeahnter Wahrnehmungen“ werden<sup>8</sup>; es handelt sich um einen Autor, der einen „Moment einfangen, herausheben, charakterisieren, unverwechselbar machen will“<sup>9</sup> und durch „gezielt material-ästhetische Konstellationen zwischen Worten und Dingen“<sup>10</sup> „unzweifelhaft“ ein „neues Romangenre“<sup>11</sup> schafft, das als „Glanzleistung deutschsprachiger Prosaschriftstellerei“<sup>12</sup> angesehen wird mit Hinweisen auf Walter Scott, Karl May, James Fenimore Cooper. Sealsfields „große Ausdrucksfähigkeit und Anschaulichkeit der Sprache und seine oft dramatischen

---

<sup>5</sup> Hugo von Hofmannsthal sagt dazu weiter: „Charles Sealsfield erzählt in einer Weise, dass keiner ihn vergisst, der ihm einmal zugehört hat“, zum Roman *Tokeab und die weiße Rose*, Umschlagseite zu Charles Sealsfield (2010), *Häuptling Tokeab und die weiße Rose*, bearbeitet von Alexander Bischoff, beruht auf der Ausgabe Stuttgart 1945, Zürich: Unionsverlag.

<sup>6</sup> Primus Heinz Kucher: *Charles Sealsfields „Austria as it is“*. Ein Literaturrätsel und Reisebericht mit europäischer Rezeption im 19. Jahrhundert, in Fausto Cercignani (Hg.): *Studia Austriaca II*, Milano: Edizioni dell’Arco 1993, 171-185, 182; siehe auch *Charles Sealsfield. Dokumente zur Rezeptionsgeschichte. Teil 1: Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. Hg. v. P. H. Kucher. (=Charles Sealsfield. Sämtliche Werke. Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bd. 31: Supplementreihe. Materialien und Dokumente. Hg. v. Alexander Ritter. Bd. 7). Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse 2002.

<sup>7</sup> Harald Eggebrecht: Charles Sealsfield – Abenteuer im Zwischenraum, in: ders.: *Sinnlichkeit und Abenteuer. Die Entstehung des Abenteuerromans im 19. Jahrhundert*, Berlin/Marburg: Guttandin und Hoppe 1985, 125-161; hier 125.

<sup>8</sup> Ebd., 126.

<sup>9</sup> Ebd., 133.

<sup>10</sup> Sybille Krämer: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Gutzkow und Sealsfield, die Ablösung des traditionellen Romantyps durch eine neue Formensprache*. Vorlesungen im Wintersemester, Germanistikinstitut, Universität Wien 2003.

<sup>11</sup> Kucher: *Charles Sealsfields „Austria as it is“*. (Anm. 6), 185.

<sup>12</sup> Winfried Georg Sebald (2008): Rezension zu: *Morton oder die große Tour*, [www.weltbild.de/3/15622944-1](http://www.weltbild.de/3/15622944-1).



Dialoge“ bringen einen „genialen Skizzisten“ zu Tage, dem etwas „Dämonisches wie bei E.T.A. Hoffmann“<sup>13</sup> anhaftet; seine „Mehrsprachigkeit kann als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung“<sup>14</sup> angesehen werden.

Es kann festgestellt werden, dass bei Karl Postl alias Charles Sealsfield immer wieder auf literarische und sprachliche Techniken, auf Kommunikation, Kommunikationstheorien und auch auf Ästhetik hingewiesen wird, und es erhebt sich die Frage, ob und aus welchem Grund es sich bei diesen Dialogen um „ästhetische Kommunikation“ handeln könne.

### I.

Dialoge betreffen die gesprochene Sprache, stehen, wie schon erwähnt, in einem Dreieckverhältnis zwischen Sprecher, Hörer und dem mitgeteilten Inhalt<sup>15</sup>. Alles Gesagte wird vom Sprecher mit individueller Stimme gesprochen und zugleich sprecherisch gestaltet, wird durch differenzierende Charakteristiken wie Stimmlage, Tonhöhenregister, Stimmumfang (Tonhöhenumfang), Stimmvolumen und Stimmqualität in Intonationsphrasen gliedert und durch Tonhöhen, Tonhöhenverlauf, deren Bewegungen und Ansätze, durch Tonhöhen sprünge und dem finalen Verlauf der Tonhöhe am Satzende unterschieden, wobei auch Pausen, Akzente, die Sprechgeschwindigkeit, die Lautstärke und der Sprechrhythmus eine beträchtliche Rolle spielen. Dazu kommen Gestik und Mimik, die Körpersprache, die mit dem Auge perceptiv erfasst werden kann. Aber nicht nur die Körpersprache, sondern auch die differenzierenden Charakteristiken der Stimme sind mit ästhetischen Konnotaten verbunden. Jedes sprechende Individuum wird als Einheit von Körper, Geist und Emotionen angesehen und gibt ästhetische Signale ab; auch der Sachverhalt, der mitgeteilt wird, und die Art und Weise, in der er mitgeteilt wird, ist mit ästhetischen Konnotaten verbunden, und dieser Handlungsakt wird von linguistischer Sicht aus als „ästhetische Kommunikation“<sup>16</sup> definiert.

---

<sup>13</sup> Franz Fiehe: *Einleitung zu Tokeah oder die Weiße Rose*, [www.Gutenberg.spiegel.de/buch/3595/2](http://www.Gutenberg.spiegel.de/buch/3595/2)

<sup>14</sup> Gustav Adolf Pogatschnigg: *Transatlantisches Kauderwelsch. Mehrsprachigkeit als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung bei Karl Postl alias Charles Sealsfield*, in *Charles Sealsfield – Perspektiven neuerer Forschung*, Hg. v. Alexander Ritter Wien: Praesens 2004, 181-200.

<sup>15</sup> Siehe dazu Bühlers Drei-Phasen-Modell (1934) von Kundgabe/Ausdruck – Appell/Auslösung – Darstellung/Sachverhalt, von Trubetzkoy wieder aufgenommen, der den Drei-Phasen-Prozess unterstrich, denn menschliche Rede setzt immer einen Sprecher, einen oder mehrere Hörer und einen zu besprechenden Sachverhalt voraus, der dann vom Hörer dekodiert und aufgearbeitet werden muss. Nikolaj S. Trubetzkoy: *Grundzüge der Phonologie*, Göttingen: Vandenhoeck + Ruprecht GM 2003.

<sup>16</sup> Dazu Anke Stöver-Blahak (2009), *Die Entwicklung von Sprech- und Vortragskompetenzen bei der Arbeit mit Gedichten im DaF-Unterricht. Ein Beitrag aus der Praxis und der Forschung*, Vortrag gehalten am 23. DGFF-Kongress. *Grenzen überschreiten. Sprachlich – fachlich – kulturell*. Universität Leipzig, 30. September - 3. Oktober 2009; [www.bue.uni-hannover.de/fileadmin/b](http://www.bue.uni-hannover.de/fileadmin/b).

Diese Definition soll in der vorliegenden Abhandlung in Bezug auf den Schriftsteller Charles Sealsfield einer näheren Betrachtung unterzogen werden.

Schon die eingangs zitierte Dialogsequenz ist diesbezüglich sehr aufschlussreich. Der Dialog ist dem ersten Kapitel mit dem Titel *Der Geldmann. London* des zweiten Teiles des Romans *Morton oder die große Tour* entnommen, einer Stelle, die weder zu Beginn des Romans noch zu Beginn des Kapitels steht, und doch erfährt der Leser aus den wenigen Zeilen viel über die Gestalten und den Sachverhalt.

Durch das Hervorheben seitens des Autors, dass der Titelheld Morton *ungläubig den Kopf schüttelt*<sup>17</sup>, wird der Leser sofort in die Dialogszene eingeführt und versteht auch sogleich, dass sich Morton durch Spontaneität und dynamisches Verhalten auszeichnet und eine Figur ist, die aktiv, emotionell und inferenziell am Geschehen und dem Gesagten teilnimmt: durch das Kopfschütteln wird ein Nichteinverständnis, ein Nichtverstehen oder wie im vorliegenden Fall Ungläubigkeit charakterisiert. Morton 'erlebt' die Situationen und er ist ein aufmerksamer Sprecher und Hörer, deshalb *flüstert* er dem *Alten* eine soeben erfahrene Neuigkeit zu. Da es sich um eine die Politik betreffende Nachricht handelt, es ist von den *Tories* (Vertretern der konservativen Partei Englands) die Rede, werden Namen genannt; deshalb wird diese Information leise weitergegeben und versucht die Tonhöhe der Stimme zu vermindern, obwohl der Leser versteht, dass sich Morton unter Vertrauenspersonen befindet. Der Flüsterton wird für den Leser eloquent durch Gedankenstriche markiert und der Name des Prinzen nicht ausgeschrieben, er wird so geflüstert, dass man ihn nicht versteht und ihn nur Eingeweihte erfassen können.

Die Unterhaltung ist trotz des Flüstertons angeregt, denn Morton kann seine Worte nicht fertig sprechen, was durch einen Gedankenstrich markiert wird; durch ein *Pah ! Werden sehen, wie fest sie entschlossen sind !* wird Morton unterbrochen. Die Interjektion *pah* ist im Deutschen nicht üblich<sup>18</sup>, oder zumindest sehr selten – Sealsfield verwendet sie sehr oft – und der Leser kann dadurch sofort verstehen, dass es sich um eine nicht formelle, angeregte Unterhaltung handelt, die, wie der Autor wissen lässt, im Gehen, oder besser bei einem die *Treppe Hinansteigen* stattfindet. Durch die Ausrufzeichen hinter den Wörtern *pah* und *sind* – Sealsfield setzt die

---

Hans Drumbl: *Prosodie im Sprachunterricht*, in Bolla, Elisabetta/Drumbl, Hans: *Sprachen, Kulturen, Grenzen. Teilhabe an der Sprachgemeinschaft: ein Schlüssel zur Zweitsprache*, Meran: Alpha&Beta 2009, 23-60, 45.

Roland Forster: *Von der Leselehre zum Textsprechen: Ästhetische Kommunikation im DaF-Unterricht*, in: *Europäisches Jahr der Sprache: Mehrsprachigkeit in Europa*. Materialien DaF 65. Hg. v. Armin Wolff / Martin Lange. Regensburg: FaDaF 2002, 234-246.

Siehe auch Gerhard Plumpe: *Ästhetische Kommunikation der Moderne*, Bd.1: *Von Kant bis Hegel*. Bd. 2: *Von Nietzsche bis zur Gegenwart*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.

<sup>17</sup> Zum ersten Mal zitierte Stellen werden mit Anführungszeichen signalisiert, nochmaliges Hervorheben, um Ausdrücke und Sprach- und Grammatikformen zu kommentieren, wird kursiv markiert.

<sup>18</sup> Siehe dazu *Die Duden-Grammatik*, Mannheim: Bibliographisches Institut 2009.

Ausrufzeichen fast nie direkt hinter ein Wort, sondern lässt einen Freiraum – wird dem Leser sofort klar, dass diese Interjektion mit einer gewissen Entrüstung und Vehemenz ausgesprochen wird, auch dadurch unterstrichen, dass im auf das *pah* folgenden Satz, einem Hauptsatz, das Subjekt fehlt: *Werden sehen, wie fest sie entschlossen sind!*, eine für die deutsche Sprache grammatisch nicht korrekte Form.

Nicht nur die Ausrufzeichen sollen die angeregte Konversation markieren, sondern auch die Absätze: Nach Mortons vertraulichem Flüsterton und dem Gedankenstrich folgt ein Absatz, nach dem darauffolgenden Satz, durch den Morton seine Worte nicht zu Ende sprechen konnte, und der kurzen Mitteilung des Autors, dass die kleine Gruppe dabei ist, eine *Treppe hinaanzusteigen*, kommt es wieder zu einem Absatz. Nach diesem Absatz mischt sich der an der Konversation beteiligte Dritte ein und stellt eine kurze und bündige Frage: *Wer ist der Mann, Hughes?*, eine Frage aber, durch die dem Leser nicht nur Miene und Ton des Fragestellers, eines gewissen Ferrol, mitgeteilt werden soll, sondern schon vorausgreifend auch die Gestalt, um die es geht, die erfragt wird, charakterisiert wird, denn Ferrol stellt die Frage *mit einer Miene und in einem Tone, die Grauen und inneren Schauder verrieten*. Mitteilung und Fragestellung zeigen, dass alle am Gespräch inferenziell und emotionell beteiligt sind, nicht nur der Protagonist Morton, sondern auch Hughes, der Morton unterbricht, und Ferrol, der mit *Miene und Ton sein Grauen und inneren Schauder* einem Menschen gegenüber ausdrückt, von dem er im vorangegangenen Gespräch nur einige Andeutungen mitbekommen hat. Hughes, an den die Frage gerichtet ist, bestätigt daraufhin auch sofort Ferrols bisher nur emotionell wahrgenommenen Gefühle des *Grauens und inneren Schauders*, indem er antwortet: *So oft ich ihn erblicke, rieselt es mir kalt über den Rücken*. Wieder folgt ein Absatz und wiederum ist der Autor klar und explizit und teilt dem Leser die Gemütsverfassung des Protagonisten Morton mit, der *in Nachdenken versunken dasteht* und nach einer Pause *die endliche Antwort* gibt und sagt: *Mein Hausherr*. Interessant dabei ist, dass Sealsfield das Zeitadverb *endlich* attributiv verwendet, was grammatisch nicht richtig ist, so als wolle er dadurch den Zeitraum fast ins Unendliche verlängert wissen.

Nach dieser kurzen Antwort kann sich der Leser ein noch klareres Bild von Morton machen, der, wenn er Gast oder Mieter bei einem *Grauen und inneren Schauder* erregenden Mann ist, sicher weit gereist, nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen ist und es versteht, mit Menschen verschiedenster Art umzugehen.

Dieser eingangs zitierte Dialogausschnitt von nur wenigen Zeilen, ungefähr der Romanmitte entnommen, gibt schon sehr präzise die Schreibweise des Autors wieder und ist prosodisch so fein strukturiert, dass sich der Leser schon aus wenigen Zeilen ein Bild der Situation und der Gestalten machen kann. Es handelt sich dabei um einen Dialog, der als kommunikativer Akt mit ästhetischen Konnotaten verbunden angesehen und als 'ästhetische Kommunikation' definiert werden kann.

Dialoge dieser Art bilden die Grundstruktur der Romane Sealsfields. Innerhalb dieser Dialoge kommt es zu äußerst facettenreichen Nuancenschattierungen,

auf die im Folgenden näher eingegangen wird und die diesen Autor aus heutiger Sicht zu einem Virtuosen und Strategen kommunikativer Kompetenz werden lassen. Durch multikulturelle Hinweise und plurilinguistischen Sprachgebrauch, beide Phänomene werden noch eingehender behandelt werden, scheint dieser Autor nicht der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anzugehören, sondern vollkommen in Einklang mit den unaufhörlich fortschreitenden Globalisierungstendenzen des 21. Jahrhunderts zu sein. Auch Sealfields Schreibweise, in pittoreskem, anschaulichem Dialog- und Beschreibungsstil, nie langatmig, oft auch rasch und hektisch, voller Neologismen und kurioser Wortkompositionen und -Kombinationen, die den Leser fesseln, scheint sich bestens dem Lebensstil und der raschen Lebensweise der zeitgenössischen multimedialen Ära anzupassen.

Wenn auch die Erzähltechnik der Romane des Autors immer auf lebendigen und lebensnahen Dialoge gründet, so wechselt ihre Häufigkeit und Länge ab. Im Roman *Morton oder die große Tour* finden sich sicher die meisten Dialoge, von nur ganz wenigen Beschreibungen und Kommentaren unterbrochen; es scheint sich beinahe um ein Drehbuch zu einem Film oder ein Hörspiel zu handeln. Ähnlich strukturiert, aber mit zahlreichen beschreibenden Unterbrechungen sind der Roman *Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812*<sup>19</sup> (1834 veröffentlicht) und die Erzählungen in *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (1835-1837); die bekannteste daraus ist *Nathan der Squatter-Regulator*<sup>20</sup>. Im Roman *Der Legitime und die Republikaner* (1833 veröffentlicht)<sup>21</sup>, zuerst 1829 als *Tokeah or the White Rose* in englischer Sprache erschienen und noch im selben Jahr als verbesserte Ausgabe in drei Bänden unter dem Titel *The Indian Chief or Tokeah and the White Rose. A Tale of the Indians and the Whites*<sup>22</sup> herausgekommen, finden sich längere Situations- Personen- und Landschaftsbeschreibungen, deren Stil aber immer plastisch, lebendig und wirklichkeitsnah ist; der Registerwechsel zwischen Beschreibungen und Dialogen ist gering, was als weiteres interessantes Merkmal von Sealfields Stil hervorzuheben ist:

Die Natur hat das Land, wohin der Faden unserer Erzählung uns führen wird, mit einem sonderbaren Charakter bezeichnet. – Großartig und wieder gemein<sup>23</sup>, herrlich und wieder abstoßend scheint sie in einer ihrer Launen dem

<sup>19</sup> Charles Sealsfield: *Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812*, Berlin: Union Verlag 1985.

<sup>20</sup> Charles Sealsfield: *Nathan, der Squatter Regulator*, Berlin/Leipzig: Enck Verlag o. J. und Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (=Charles Sealsfield. Sämtliche Werke, Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bde.11-15. Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse 1976f.).

<sup>21</sup> Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner* (=Charles Sealsfield. Sämtliche Werke, Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bde.6-7, Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1845), Hildesheim/New York: Olms Presse 1973.

<sup>22</sup> *The Indian Chief or Tokeah and the White Rose. A Tale of the Indians and the Whites*. Nach der Originalausgabe Philadelphia: Carey und London: Newman and Co. in Charles Sealsfield: Sämtliche Werke, Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bde.11-15. Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse 1972)

<sup>24</sup> Das ahd. -gimeini-, mhd.-gemein[e]- mit der Bedeutung -gemeinsam, gemeinschaftlich-, dann

## Die Dialoge in den Romanen von Charles Sealsfield

Geschlechte, mit dem sie ihren Erdball bevölkert, einen riesigen Spielraum hingeworfen zu haben, gleichsam begierig, was die winzigen Kreaturen daraus schaffen würden.

Es steigt der Landstrich, den wir meinen, so düster und abschreckend aus der See und dem Strome heraus, der die gesammten Gewässer von tausend Flüssen und Bächen durch die endlose Niederung fortschwillt, als hätte die Natur dem Menschen in der Gestaltung eines der schönsten Länder der Erde auch einen Nachgeschmack vom Chaos in seiner ganzen abstoßenden Größe hinterlassen wollen. (*Der Legitime und die Republikaner*, Bd. 7, 2. Theil, 20. Kap. 128)

In den Schilderungen finden sich, wie in den Dialogen, zahlreiche Adjektive, die die Atmosphäre bildlich vor den Augen des Lesers darstellen sollen, mit ihren positiven und negativen Seiten: es wird von *großartig* und *gemein* im Sinne von allgemein, nichts Besonderem gesprochen, von *riesig* und *winzig*, *düster* und *herrlich*, *endlos* und wunderschön (*eines der schönsten Länder der Erde*).

Es finden sich aber auch Wortkombinationen, die kolloquial-kommunikativen Charakter haben und die Beschreibungen in ihrer Bildhaftigkeit unterstreichen sollen, wie auch der Satz *die Natur hat das Land mit einem sonderbaren Charakter ausgezeichnet*, wobei das Substantiv *Natur* personifiziert wird: *die Natur hat ausgezeichnet*. Diese Personifizierung wird im nächsten Satz fortgesetzt und auf für den Autor zutreffende Adjektive erweitert wie *großartig*, *[all]gemein*, *herrlich*, *abstoßend*. Durch diese Personifizierung soll die Aufmerksamkeit des Lesers angeregt werden, vor allem wenn es heißt, dass es *scheint*, als habe die Natur *in einer ihrer Launen dem Geschlechte, mit dem sie ihren Erdball bevölkert, einen riesigen Spielraum hingeworfen, gleichsam begierig, was die winzigen Kreaturen daraus schaffen würden*. Man erfährt aber auch von der Absicht, *dem Menschen in der Gestaltung eines der schönsten Länder der Erde auch einen Nachgeschmack vom Chaos in seiner ganzen abstoßenden Größe hinterlassen zu wollen*.

Außer der Personifizierung der Natur als Kommunikationsstrategie gelingt es dem Autor durch meisterhafte Wortkombinationen mit einigen farbschattierenden 'Pinseiwörterstrichen' in wenigen Zeilen eine Landschaft lebendig vor den Augen des Lesers aufsteigen zu lassen: *die Natur scheint dem Geschlechte, mit dem sie ihren Erdball bevölkert, einen riesigen Spielraum hingeworfen zu haben*, und der Leser kann sich sofort die Größe dieses amerikanischen Staates vorstellen, vor allem, wenn es weiter heißt, dass dieser *riesige Spielraum*, der von der *Natur* einfach so *hingeworfen* wurde, *in seiner ganzen abstoßenden Größe einen Nachgeschmack vom Chaos* hinterlassen will.

Durch die Worte *gleichsam begierig, was die winzigen Kreaturen daraus schaffen würden*, wird der Leser angeregt sich vorzustellen, wie man in diese natürliche Landschaft eingreifen könnte; durch die *gesammten Gewässer von tausend Flüssen und Bächen, die durch die endlose Niederung fortschwill[en]*, kann sich der Leser die Kraft und Wucht

---

-allgemein- (Duden (2006), *Das Herkunftswörterbuch*, Mannheim: Dudenverlag) hat im 20. Jh. einen Bedeutungswandel erfahren: -niederträchtig-, -abstoßend- (*Duden-Bedeutungswörterbuch*, Mannheim: Dudenverlag 2002).

des Wassers bestens vor Augen halten, nicht nur durch das Hinzufügen von *tausend Flüssen und Bächen* nach *gesamnten Gewässer*, das attributive Adjektiv und sein Substantiv bringen an sich schon Stärke und Wucht zum Ausdruck bringt, sondern auch durch das Verb *fortschwillen*, das die stetige Unruhe dieser *gesamnten Gewässer* durch die Verbindung von *fort-* und *schwillen* veranschaulicht.

Dem Autor genügt es aber nicht nur von der *abstoßenden Größe* zu sprechen, um den *Nachgeschmack vom Chaos* intensiver vor Augen zu führen; er will das mit Worten nicht Ausdrückbare, das Unbeschreibliche durch den Kontrast untermalen, indem er in einem Atemzug von *abstoßender Größe*, *Chaos*, von *großartig und [all]gemein*, *herrlich und abstoßend*, *düster und abschreckend* und *einem der schönsten Länder der Erde* spricht.

Nicht nur bei Landschafts- sondern auch bei Situationsbeschreibungen werden Personen und Gegenstände mit kommunikativer Kompetenz umrissen:

Lafitte warf Rosa in die Arme eines Matrosen und stieß dann den Miko über den Uferrand dem Boote zu. Der alte Mann sank wie eine leblose Masse in dieses hinab. Lafitte hatte sich schnell zu den Seinigen wieder gewandt. [...] Es war eine kleine, aber fürchterliche Bande von etwa vierundzwanzig Mann, zu der alle Nationen, alle Welttheile, alle Farben und Sprachen ein gräßliches Quantum abgegeben hatten. Mordlust im funkelnden Auge, standen sie mit aufgefanzten Bajonetten; kein Laut entfuhr ihnen. Sie hatten sich in eine Angriffscolonie gebildet. – Plötzlich erschallte der Warwhoop<sup>24</sup> aus hundert Kehlen und das schreckliche Geheul wiederholte sich, verstärkt durch die gelenden Töne der Squaws und Mädchen, die im schaudervollen Chorus den Todtengesang anstimmten und gleich Dämonen um die brennenden Hütten herum liefen. Auf einmal stürzten die Indianer, gleich so vielen Tigern in ihren Höhlen angegriffen, mit rasendem Geschrei der Bucht zu. (*Der Legitime und die Republikaner*, Bd. 6, 2. Theil, 18. Kap. 95-96)

Wiederum die Präsenz zahlreicher Adjektive, dem Leser wird die Szene bildlich beinahe vor Augen ‘gedrängt’, er ist fast dazu gezwungen sich die Szene vorzustellen. Was aber noch interessanter ist, ist dass sich der Leser die Szene nicht nur bildlich vorstellen, sondern mit seinem inneren Ohr auch hören und vor allem nicht überhören kann: *eine kleine, aber fürchterliche Bande von etwa vierundzwanzig Mann, zu der alle Nationen, alle Welttheile, alle Farben und Sprachen ein gräßliches Quantum abgegeben hatten*. Das Verbinden von *Farben und Sprachen* dieser *fürchterliche[n] Bande* erweckt im Leser synästhetische Empfindungen, er sieht vor seinem inneren Auge Angehörige verschiedener Ethnien und perzipiert den Sprachtumult, den sie erzeugen, vom Autor als *ein gräßliches Quantum* definiert.

---

<sup>24</sup> Sealsfield verwendet hier das englische Kompositum *War + whoop*, das auf Deutsch ‘Krieg’ + ‘Jauchzer, Freudenschrei, Aufheulen’ bedeutet. In einer von Alex Bischoff bearbeiteten Ausgabe, die sich auf die Ausgabe Stuttgart 1845 beruft mit dem Titel *Charles Sealsfield, Häuptling Tokeab und die weiße Rose*, Zürich: Unionsverlag 2010, wird der Terminus *Warnwhoop* mit ‘schreckenerregender Kriegsruf’ übersetzt (179).

Die *Mordlust im funkelnden Auge* gibt die dynamisierende Erwartung wieder, endlich mit den *aufgepflanzten Bajonetten* Mordabsichten ausführen zu können und in der Erwartung in Aktion zu treten *entfuhr ihnen kein Laut*. Leser und Hörer können das Knistern in der Atmosphäre dieser Situation empfinden, es ist beinahe als dringe es unter die Haut. Und in dieses knisternde Schweigen hinein *erschallt plötzlich der Warnhoop* – ein schreckenerregender Kriegsruf – *aus hundert Kehlen, verstärkt durch die gellenden Töne der Squaws und Mädchen, die im schaudervollen Chorus den Totengesang anstimmten und gleich Dämonen um die brennenden Hütten herum liefen*. In ganz wenigen Zeilen sind die Wörter, die mit Geräuschen zu tun haben, ungewöhnlich zahlreich wie *erschallen*, das alliterierende *Warnhoop* als Kriegsruf *aus hundert Kehlen, verstärkt durch die gellenden Töne der Squaws und Mädchen*; Mädchen- und Frauenstimmen sind ja normalerweise schriller als Männerstimmen. Dadurch kommt es zu weiterer Geräuschintensivierungsperzeption, und eben dieser *schaudervolle Chorus stimmt den Totengesang an*, unterbrochen vom *rasenden Geschrei der Indianer*, ähnlich dem Brüllen von *vielen Tigern*, die *in ihren Höhlen angegriffen* werden. Wieder tritt Sealsfield als Kommunikationsstrategie zutage und er wählt aus dem ihm zur Verfügung stehenden Wörterpool diejenigen aus, die aneinandergereiht die Szenen bildlich und lautlich so intensiv darstellen und untermalen sollen, dass es dem Leser fast unmöglich ist, sich nicht in die Szenen hineinzuversetzen. Um diesen Effekt zu erzielen, fügt der Autor in seine Texte häufig Wiederholungen ein: *alle Nationen, alle Weltteile, alle Farben und Sprachen* und alliterative Kombinationen wie der *Warnhoop* und *aus hundert Kehlen und das schreckliche Geheul*, wodurch Assonanzen geschaffen werden, aber auch die Aufmerksamkeit des Lesers/Hörers angeregt werden soll.

Es ist unleugbar, Charles Sealsfield erlebt die Sprache und er lebt intensiv in der Sprache. Eine Tatsache, die immer wieder erkennbar ist in allen jenen, die für längere Zeit Kontakte haben zu Kontexten oder in Kontexten leben, in denen nicht ihre Muttersprache gesprochen wird. Das trifft auch auf das heute so weit verbreitete Phänomen der interkulturellen, transnationalen, plurilinguistischen Autoren zu, die nicht in ihrer Muttersprache ihre Werke veröffentlichen, die aber darauf hinweisen, dass ihre Muttersprache immer in ihnen lebt und immer wieder durchschimmert oder auch präpotent ihre Existenz beweisen will.

Wissenschaftlich wurde dieses Phänomen als ‘code-switching’ definiert: für jede Sprache gibt es im Gehirn einen ganz spezifischen Resonanzraum, und diese Resonanzräume beginnen untereinander zu kommunizieren, wobei der am tiefsten verankerte Resonanzraum die Muttersprache ist<sup>25</sup>. Neue Wörter werden dabei “mit Buchstabenpulver zu erobernde Planeten“, aber die Muttersprache, die “erste Spra-

---

<sup>25</sup> Abutablebi, Jubin et alii: *Switches: An Event-Related Functional Magnetic Resonance Imaging Study in Bilinguals*. In “The Journal of Neuroscience”, 12.12.2007, N. 27 (50): 13762-13769; dazu auch Dagmar Winkler: ‘Code-switching’ und Mehrsprachigkeit. Erkennbarkeit und Analyse im Text. In: *Polyphonie – Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*. Hg. v. Michaela Bürger-Koftis, Hannes Schweiger, Sandra Vlasta. Wien: Präsens 2010, 181-195.

che“ ist wie ein “Unterpfund, das immer herauftönt“, und “endlich zu jemand<sup>26</sup> macht, der etwas von sich *sagen* kann“. Das die Worte einer dieser plurilinguistischen und interkulturellen Autoren, Marica Bodrožić, einer mit neun Jahren aus Kroatien kommenden Autorin, die auf Deutsch ihre Romane und Erzählungen schreibt<sup>27</sup>.

Sealsfield hat zwar den Roman [*Häuptling*] *Tokeab und die Weiße Rose* zuerst auf Englisch veröffentlicht, schreibt dann aber seine Werke in deutscher Sprache, seiner Muttersprache. Durch seine längeren Aufenthalte in Amerika, aber auch in London und Paris, hat der Autor ein Sprachgefühl entwickelt, das dem der multikulturellen Autoren ähnlich ist, und durch den Inhalt seiner Werke, die vor allem über das Leben und die Kultur Amerikas berichten, kann er als interkultureller und plurilinguistischer Autor definiert werden.

Auch Sealsfield scheint beim Schreiben einen unermesslich großen Raum voll von Wörtern, die er je nach innerem Ohr und Auge auswählt, zu durchschreiten; auch auf ihn treffen bei diesem “Schreibengehen“<sup>28</sup> die folgenden Worte bestens zu:

Beim Schreiben höre ich einfach die Gehbarkeit des Satzes ab. Im Ohr gibt es eine Lichtlinie. Mit geschlossenen Augen sieht man sie am besten. Eine Linie, auf der die Sätze vibrieren. Als ihr Strom. Tanzt die Linie in einer Harmonie, weiß ich, der Satz ist in sich zu Hause, und ich kann ihn lassen. Gibt es die Linie nicht, oder schwingt sie eigenartig in die Tiefe hinunter oder in die Höhe hinauf, hat sich der Satz sein Leben nicht erarbeitet und muß noch einmal geboren werden. Das macht aber er selbst. Mein Ich ist still dabei und hört seinem Kommen zu. [...] Die Sätze sind wie ein musizierendes Orchester aufgebaut. [...] Möglichst auf einmal soll alles *da* sein. Möglichst die ganze Musik. Alles, auch das Semikolon, hat seine Zeit im Satz. Ich notiere, höre, schwinge mit dem Körper mit.<sup>29</sup>

Diese „Gehbarkeit des Satzes“, als spezifische Sprachkompetenz eingesetzt, kennzeichnet alle Romane Sealsfields und kann als sprachliches Leitmotiv seiner Werke angesehen werden. Wörter und Wortkombinationen reihen sich in prosodi-

---

<sup>26</sup> Die Autorin hätte *-zu jemandem-* schreiben sollen

<sup>27</sup> Marica Bodrožić: *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern*. Frankfurt am Main: edition suhrkamp 2007, 11; dazu auch Dagmar Winkler: *Grammatica discorsiva della lingua tedesca*, Padova: Cortina 2010, 202-208.; siehe zu Bodrožić auch D. Winkler: *Pluridimensionale Kreativität und Interpretation von Text und Sprache*. In *Wissen, Kreativität und Transformationen von Gesellschaften KCTOS (Knowledge, Creativity and Transformations of Societies)*, TRANS Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 17. Nr. Sektion 5.5, Januar 2010; <http://www.inst.at/trans/17Nr/5-5/5-5-5-winkler.htm> und D. Winkler (2008), *Marica Bodrožić schreibt an die "Herzmitte der gelben aller Farben"*. In: *Eine Sprache – viele Horizonte. Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation*. Hg. v. Michaela Bürger-Koftis. Präsenz 2008, 107-119.

<sup>28</sup> Bodrožić: *Sterne erben* (Anm. 28), 11.

<sup>29</sup> Ebd., 85.



scher Sprechbarkeit aneinander, werden aber vom Autor bewusst markiert; um dazu nur ein schon zitiertes Beispiel aufzugreifen: der Satz *Der Landstrich steigt düster aus der See und dem Strom heraus* liest sich fließend melodios, aber durch das Einfügen von *so* vor *düster* und dem Einfügen von *und abschreckend* nach *düster*, wie Sealsfield den Satz erweitert, werden bewusst Dissonanzen erzeugt, wodurch der Leser/Hörer aufgerüttelt und die semantische Bedeutung des Satzes unterstrichen wird.

In den folgenden Zeilen versucht der Autor durch die Sprache nicht nur die Spannung, sondern auch das schnelle Reaktionsvermögen, das in extremen Situationen notwendig ist, wiederzugeben:

Es war kein Augenblick zu verlieren, denn ein einziger wohlgerichteter Schuß – und der Kampf war so gut als am Ende. Ein Dutzend Leute zusammengerafft, arbeitete ich mich so schnell, als ich vermochte, durch das Gewirre der Weinranken und war bereits etwa fünfzig Schritte von der Kanone, als der zweite Schuß ganz in unserer Nähe einschlug; das Schwanken der Ranken hatte uns dem Feinde verraten. Auf diesem Wege durften wir nicht vordringen; so bedeutete ich denn den zunächst dem Prärierand Vordringenden, diesen hinaufzuspringen und vor allem die Artilleristen niederzuschießen. Ich selbst sprang, der dritte oder vierte, nach. Wie ich aufsprang, die Rifle hob, um anzulegen, sank mir diese, als ob ein Zentnergewicht sich an die Mündung gelegt, eine unsichtbare Gewalt sie niedergedrückt. Eine lange, hagere Figur mit verwilderten, unkenntlichen Zügen, mehrere Zoll langem Barte, einer Lederkappe – Wamse und Mokassins, stand keine drei Schritte vor mir. Wie der Mann hierhergekommen, war mir sowie meinen Leuten ein Rätsel, ihre Blicke hingen nicht weniger scheu an ihm. Aber er musste bereits geschossen haben, denn einer der Artilleristen lag neben der Kanone hingestreckt, und einen zweiten, der den Ladestock entrieb, schoß er jetzt nieder und lud dann wieder so ruhig handwerksmäßig, als ob er diese Art Schießübung alle Tage seines Lebens getrieben. (*Kajütenbuch* 205)

Die Sätze sind kurz, aber kein Detail wird ausgelassen, es wird zum Beispiel eingefügt, dass es eben das *Schwanken der Ranken* war, das sie dem Feind verraten hatte. Beim Erscheinen der *verwilderte[n] Figur* unterbricht der Erzähler, der Protagonist und Kommandant dieser Kriegsmision, Oberst Morse von Texas, den Bericht der Ereignisse und spricht von seiner inneren Erregung: durch das Erscheinen der *verwilderte[n] Figur* ist er wie gelähmt und muss in seinem Tun einhalten, denn die *Mündung* seines Gewehrs scheint durch ein *Zentnergewicht* wie *durch unsichtbare Gewalt niedergedrückt*. Darauf folgt eine längere Beschreibung der *lange[n], hagere[n] Figur* mit den *verwilderten, unkenntlichen Zügen* und die Beschreibung lässt den Handlungsstrang unterbrechen.

Diese bewusst eingesetzte Strategie soll den Leser/Hörer und die im Roman anwesenden Zuhörer auf eine Figur des Romans, einen gewissen "Bob Rock von Sodoma in Alabama, einem Indianergebiet, Freihafen aller Mörder und Geächteten des Westens und Südwestens" (*Kajütenbuch* 70), über den im Anfangskapitel mit dem Titel *Die Prärie am Jacinto* gesprochen worden war, aufmerksam machen. Dieser *Bob*, ein Mörder, war nach Texas geflohen, um seiner Strafe zu entgehen, wurde dort a-

ber verurteilt und sollte durch Erhängen an einem Baum seinen Tod finden. Durch verschiedene Umstände, die in schneller Reihenfolge erzählt werden, war es den Anwesenden bei diesem Gerichtsvollzug nicht klar gewesen, ob der Verurteilte damals wirklich gestorben war<sup>30</sup>. Das Erscheinen der *verwilderte[n] Figur* mit den *unkennlichen Zügen* im Kapitel mit dem Titel *Der Krieg* hatte den erzählenden Oberst Morse *Bob* erahnen lassen. Der Leser/Hörer aber erwartet mit Spannung die weiteren Ereignisse, sodass er, ebenso wie der Oberst, die *verwilderte Figur*, die fortfährt Leute niederzuschießen, nicht sofort mit der Episode von *Bob* in Verbindung bringt. Der Oberst geht mit der Erzählung des um Leben und Tod gehenden Kriegsgeschehens weiter. Erst kurze Zeit später (im Buch wenige Seiten), fällt die *verwilderte Figur*, der „gespenstisch wilde Mann“, den der Oberst „aus den Augen verloren“ hatte, „wie ein mit der Axt vor den Kopf getroffenes Rind niederschmetternd“ vor dem Oberst hin, der einer plötzlichen Eingebung folgend, „Bob! kreischte“:

‘Bob !’ – kreischte ich.

‘Bob‘ – röchelte er, einen entsetzten und entsetzlichen Blick auf mich werfend – ‘Bob ! Und wer seid – Ihr?’ einen wilden Strahl warfen mir die brechenden Augen noch zu, und dann schlossen sie sich. (*Kajütenbuch* 211)

Erst zu diesem Zeitpunkt wird für den Leser und die Zuhörer das Erscheinen der *verwilderte[n] Figur* geklärt, wodurch wiederum Sprach- und Kommunikationsstrategien des Autors zutage treten, denn mitten im Kriegsgetümmel, „auf einem Schlachtfeld mit dreizehnhundert Feinden“ (*Kajütenbuch* 211), wie der Oberst kurz danach hervorhebt, kommt es zu dieser Episode, die auf ein früheres Ereignis zurückweist. Dieses Ereignis ließ den Protagonisten in seinem Kriegsverhalten kurz einhalten und erst einige Zeit später, als Leser und Zuhörer sich nicht mehr an die Episode erinnern, wird die Lösung dazu gegeben. Sprachlich findet die kurze Szene visuell und auditiv ihren Ausdruck durch das Wiederholen des Namens, das Verb *kreischen*, das die Erregung des Oberst auditiv wiedergibt und die Antwort des Sterbenden, der seinen Namen nur *röchel[nd]* flüstern kann; visuell durch den *entsetzten*

---

<sup>30</sup> Die Szene wird wie folgt beschrieben: Kurz bevor „einer der Korregidoren“ die „Lassoschlinge um den Hals“ und die „Füße aus den Steigbügeln“ des zu Tode Verurteilten gezogen hatte, wollte der Verurteilte, ein gewisser „Bob“ noch „etwas sagen“ und „stieß ein gellendes ‘Halt‘ aus -. Es war zu spät, er hing bereits.“ Da ritt der Richter „wie wahnsinnig an die Seite des Gehängten, riß ihn in seine Arme und hob ihn auf sein Pferd“. Es gelang dem Richter „mit der einen Hand den Gehängten“ zu halten und war mit der „andern bemüht, die Schlinge zu öffnen“; der Richter verlangte nach Whisky und „goß“ dem Verbrecher „einige Tropfen in den Mund“. Lange war „alle Mühe vergebens“ gewesen, „aber das Halstuch, das man abzunehmen vergessen, hatte den Bruch des Genickes verhindert“ und „endlich schlug er die gräßlich verdrehten Augen auf“ und konnte einen Namen „röcheln“. Daraufhin wurde allen Beteiligten vom Richter befohlen, denjenigen zu fassen, dessen Namen der Gehängte geröchelt hatte, und nur der Richter blieb bei dem Sterbenden. „Niemandem der Beteiligten“, Oberst Morse inbegriffen, war damals klar gewesen, ob dieser „Bob“ überlebt hatte oder nicht (*Kajütenbuch* 171-173).

## Die Dialoge in den Romanen von Charles Sealsfield

*und entsetzlichen Blick, den wilden Strahl [der] brechenden Augen, der Oberst Morse trifft, bevor sich die Augen schlossen.*

Den zitierten Szenen sind ästhetische Konnotate nicht abzuleugnen. Sealsfield bedient sich bewusst in seinen Romanen verschiedener Sprach- Kommunikations- und Handlungsstrangunterbrechungstechniken; nie, auch wenn es sich um die Schilderung schwieriger und aufregender, um Leben und Tod gehende Momente handelt, werden Details, ästhetische Konnotate betreffend, vom Autor vernachlässigt oder weggelassen.

Durch die eben zitierte Stelle tritt auch ein weiteres Phänomen zutage. Das *Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*, 1841 veröffentlicht, ist ein 'Roman der Zeitgeschichte', in dem fast ausschließlich die Monologe des Oberst Edward Nathaniel Morse von Texas, vom Autor selbst als "Erzähler" definiert, die Struktur des Textes bilden. Diese Monologe, die sich oft über zehn, elf Seiten hinziehen, werden vor einer Zuhörerschaft vorgetragen. Der Erzähler verliert seine Zuhörer nie aus den Augen und durch bewusst angewandte Kommunikationsstrategien wird die Aufmerksamkeit des Lesers/Zuhörers wach gehalten: a.) durch das Einfügen von Dialogen, also der direkten Rede in die Monologe in direkter Rede, b.) durch Situations- und kurze Landschaftsbeschreibungen, die der Ich-Erzähler in seine Betrachtungen einfügt; c.) hin und wieder wirft einer der anwesenden Zuhörer kurz eine Frage ein, macht eine Bemerkung, einen Ausruf, auf die der Erzähler nicht immer eingeht – "Der Erzähler schien nicht zu hören. Er fuhr fort" (*Kajütenbuch* 106) – sondern unbeirrt in seiner Darstellung fortfährt. Dadurch will der Autor auch darauf hinweisen, wie intensiv der Erzähler selbst das Geschehen noch einmal erlebt und die Einwände seiner Zuhörer nicht wahrnimmt, eine Tatsache, die immer wieder durch die bildhafte und spannende Erzählweise, die bildreiche und Geräusche wiedergebende Sprache und originelle Wortkombinationen unterstrichen wird.

Die in den Monolog eingefügten Dialoge sind oft auch so lange, dass der Hörer beinahe vergisst, dass es sich dabei um in den Monolog eingefügte Dialoge handelt, und der aufmerksame Leser nur durch das einfache Anführungszeichen daran erinnert wird:

Fanning und ich mit unsern Leuten waren jetzt gleichfalls herangekommen, begreiflicherwise nicht weniger ungeduldig, als wir hörten, um was es sich handle. Der Mann ließ sich jedoch nicht beirren – perorierte weiter.

'Haben ein Sprichwort, Gentlemen', wandte er sich an uns, 'haben ein Sprichwort, das da sagt, müsse man dem geschlagenen Feinde eine goldene Brücke bauen'.

Wißt Ihr, daß Ihr eine unpassende Zeit gewählt habt zu Eurem Sprichwort?' schrie Fanning. 'Kalkuliere, es ist', versetzte der Mann mit empörender Kälte, 'kalkuliere, könnten ihn auch jetzt ohne Gefahr und Mühe niederschließen; kalkuliere aber, wäre das spanisch-mexikanisch, nicht amerikanisch, nicht klug.'

'Nicht klug?' schrie ich.

‘Spanisch-mexikanisch, nicht amerikanisch, den Feind laufen zu lassen, wenn wir ihn in unserer Gewalt haben?’ Fanning und Wharton.

‘ Kalkuliere, wäre es. Kalkuliere, würden uns selbst mehr schaden als ihm, wenn wir ihm seine Leute nur niederschossen, sie nicht laufen ließen’, fuhr der Mann ganz ruhig fort. (*Kajütenbuch* 218)

Der eben zitierte Dialog im Monolog geht noch zwei Seiten lang weiter, und interessant dabei ist auch, dass die Höflichkeitsformen großgeschrieben werden, der Dialog, wie schon erwähnt, durch einfache Anführungszeichen markiert wird und der Erzähler in seinen Monolog nicht nur den damals direkt geführten Dialog, sondern auch den Gemütszustand des Sprechenden einfügt, wenn es zum Beispiel heißt, dass der *Mann mit empörender Kälte* antwortete, während die anderen *schrien*, oder *der Mann ganz ruhig fort[führt]*. Was diese Art von Kommunikation betrifft, spricht Alexander Ritter, Herausgeber einer Reihe von Bänden mit Beiträgen der Sealsfield-Symposien, von “riskantem chronologischem Erzählen“, das durch ein “Sprechersystem gleichzeitiger/ungleichzeitiger Berichterstattung ersetzt wird“. Es scheint demzufolge, als “multipliziere Sealsfield seine eigene Sprecherrolle und selbst ernannte politische Mentorschaft des Lesers in der Diversifizierung einer kleinen Zahl von Rollensprechern im Text, die dieselbe monologe Funktion, vom Autor kontrolliert, übernehmen“, das heißt “die politisch-programmatische Botschaft des ‘sehr wesentlich Geschichtliche[n]’ zu verkünden“. Ritter gesteht mit seiner detaillierten Erklärung, als “riskantes chronologisches Erzählen“ definiert, dem Autor subtil durchdachte Kommunikationsstrategien zu, verbunden mit ästhetischen Konnotaten, wenn von “Diversifizierung einer kleinen Zahl von Rollensprechern im Text“ gesprochen wird, welche “monologe Funktion übernehmen“, die „vom Autor kontrolliert“ wird<sup>31</sup>. Diese Art von Kommunikation kann als ‘ästhetische Kommunikation’ angesehen werden.

Nicht nur Dialoge im Monolog finden sich in den Werken von Sealsfield, sondern auch Selbstgespräche in Dialogform, wie dieses Gespräch des Protagonisten Morton im gleichnamigen Roman:

”So“, murmelte er sich zu, ”ja, so könnte auch ich noch glücklich sein. Und wer hindert mich, es zu sein ? Der – alte Stephy, der ist es !” rief er mit hohler Stimme. „Ah, Georgiana !“ Er seufzte tief. – “Die Buchten des Mississippi sind schön“, fuhr er gedankenvoll fort, „schöner als die des Susquehannah. Und Georgiana ! Ah, Stephy ! – Ah ! Wollen es versuchen, unserem Schicksal noch eine Weile zu trotzen. Ah, Georgiana! Adele !“ murmelte er kaum hörbar. (*Morton oder die große Tour*, 51)

Der Leser kann diesem Selbstgespräch entnehmen, dass sich der Protagonist Morton in einem Moment innerer Qual, es scheint Liebeskummer zu sein, befindet, gekennzeichnet durch die vielen Gedankenstriche, die oftmals wiederholte Interjek-

---

<sup>31</sup> Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung*. Texas, “etwas sehr wesentlich Geschichtliches“ oder *Empfehlungen für den philologisch vertrackten Diskurs der Postl/Sealsfield-Forschung*. In: *Charles Sealsfield – Perspektiven neuerer Forschung*. Hg. v. A. R. Wien: Praesens 2004, 9-20, 15.

tion *Ab* mit Ausrufzeichen und Formen wie *tief seufzen* und *gedankenvoll* sein. Die Dialogform des Selbstgesprächs wird dadurch unterstrichen, dass nicht nur die Ich-Form verwendet wird, sondern auch, durch das Eingreifen des Erzählers, die dritte Person Singular: *murmelte er sich zu, rief er mit hobler Stimme, er seufzte tief, fuhr er gedankenvoll fort* und *murmelte er kaum hörbar*. In dem Satz *Ab, Stephy! – Ab! Wollen es versuchen, unserem Schicksal noch eine Weile zu trotzen*, gebraucht der Protagonist die erste Person Plural, zieht die Angerufenen *Georgiana* und *Stephy*, unterstrichen auch durch das Possessivpronomen *unser* in *unserem Schicksal* in sein Selbstgespräch ein.

Durch dieses Zusammenspiel von Dialogen und Monologen, Dialogen im Monolog, Selbstgesprächen in Dialogform beabsichtigt Sealsfield, wie er in der *Vorrede zur ersten Auflage*, einem “Schreiben des Herausgebers an den Herrn Verleger“ hervorhebt (*Kajütenbuch* 3-5, 4), “Zeitgeschichte und ihre wichtigeren Momente in lebendigen plastischen Bildern der Welt“ darzustellen. *Zeitgeschichte*, die im *Kajütenbuch* den Unabhängigkeitskrieg der Texaner von Mexiko und die darauffolgende Debatte, ob sich “Texas an die Südstaaten der Union anschließen“ oder “bei Mexiko bleiben“ soll, beschreibt.<sup>32</sup> Amerikanische Zeitgeschichte, mit Vergleichen und Hinweisen auf die europäische Lage, auch auf Österreich, sein Heimatland<sup>33</sup>, kennzeichnen alle Werke des Autors.

*Zeitgeschichte*, vor allem amerikanische Zeitgeschichte und ihre *wichtigeren Momente in lebendigen plastischen Bildern der Welt* darstellen heißt für den Autor auch interkulturelle Betrachtungen anderer Länder in seine Werke einfließen zu lassen, so spricht er vom:

tanzenden und in seinen Fesseln knirschenden Frankreich und dem phlegmatisch mondsüchtigen Deutschland, dem trüg bigotten Spanien und dem elendlichen, an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagenden Italiens. (*Morton oder die große Tour*, 179)

Er spricht aber oft auch von Briten, Irländern und Schotten, von “französischen Suppen- und Froschessern“ (*Kajütenbuch* 216), von den “Mexikanern“, die “gleich den Spaniern hinter Wällen und Mauern weit bedeutendere Gegner als im offenen Felde“ sind, während “Kentuckier, Tennesseer, Georgier“ “heißblütig“ seien (*Kajütenbuch* 234); die “Amerikaner“ aber “taugen“ in “Festungen nicht viel“, denn “schon die eingeschlossene Luft sagt ihnen nicht zu, der Zwang, die Unfreiheit ertöteten ihren Geist und Körper“ (*Kajütenbuch* 237).

*Zeitgeschichte* und ihre *wichtigeren Momente in lebendigen plastischen Bildern der Welt* darstellen, heißt für den Autor außer interkulturellen Betrachtungen auch fremdsprachige Wörter und Sätze in seine Werke einfließen zu lassen, und nicht nur englische, sondern auch französische und spanische; und eben auch diese Eigenschaft

---

<sup>32</sup> Muschwitz (Anm. 3), XXIV.

<sup>33</sup> Charles Sealsfield: *Austria as it is: or Sketches of Continental Courts*. Übersetzt von Victor Klarwill. Charles Sealsfield. Sämtliche Werke. Hg. v. Karl J. R. Arndt. Bd. 3). Hildesheim/Zürich/New York: Olms Presse 1972.

erlaubt Sealsfield, von heutiger Sicht aus gesehen, zu den plurilinguistischen, interkulturellen Autoren zu zählen, obwohl er, wie schon erwähnt, nur einen Roman in englischer Sprache veröffentlicht hat, während er alle weiteren Werke in seiner Muttersprache verfasst.

Das Einfügen fremdsprachiger Wörter und Sätze gibt die Möglichkeit, interessante Betrachtungen anzustellen. Zum Beispiel im schon zitierten Textausschnitt aus dem *Kajütenbuch* liest man folgenden Satz:

Wie ich aufsprang, die Rifle hob, um anzulegen, sank mir diese, als ob ein Zentnergewicht sich an die Mündung gelegt, eine unsichtbare Gewalt sie niedergedrückt. (*Kajütenbuch* 205)

Das Wort *Rifle*, das englische Wort für *Gewehr*, *Schießgewehr* wird als Femininum angesehen, der Autor gibt dem Wort ein feminines Genus, obwohl *Gewehr* im Deutschen ein Neutrum ist. Normalerweise wird einem Fremdwort oder Akronym das Genus der Ursprungssprache/Muttersprache gegeben, das Wort *Rifle* wäre ein Neutrum geworden; der Autor hätte, wie das oft der Fall ist, vor allem im Italienischen und Französischen, das Genus der Fremdsprache geben können, die englische Sprache kennt aber kein Genus, und da hat Sealsfield interessanterweise das englische Wort *rifle* durch die Großschreibung als Substantiv kodiert und *Rifle* nicht in seine Muttersprache übersetzt, sondern durch die Endung *e* zu einem Femininum werden lassen. Dadurch scheint es, dass es im Autor zu keinem bewussten code-switching zwischen den beiden Resonanzräumen Muttersprache-Fremdsprache gekommen ist, sondern ein gewisser Automatismus erfolgt ist, wie er bei in zwei Sprachen aufwachsenden Kindern anzutreffen ist, denn in diesem Fall bilden die beiden Sprachen einen einzigen Resonanzraum.<sup>34</sup>

An anderer Stelle hingegen, wenn es heißt “Verdammtes *écarté*“, wird das französische Wort kleingeschrieben, es wird also nicht als deutsches Wort substantiviert wie *Rifle*, aber das Genus ist Neutrum wie im Deutschen und nicht Maskulinum wie im Französischen. (*Morton oder die große Tour*, 121) Im Satz *er stieg dann die Treppe hinan, trat in ein prachtvolles drawing room* wird das Fremdwort, in englischer Sprache evidenziert, kleingeschrieben, und das Genus ist Neutrum, wie im Deutschen für *das Wohnzimmer*, Kompositum, das dem Englischen *drawing room* entspricht. (*Morton oder die große Tour*, 159)

Dazu ist zu bemerken, dass der Autor verschiedene Wörter, Wortkombinationen, vor allem aus dem Englischen und dem Französischen, in seine Sätze einfügt, aber was die Grammatik betrifft, werden diese Wörter meistens als zur deutschen Sprache gehörende Wörter behandelt, was auch auf die Semantik zutrifft. Einigen Wörtern aber wie zum Beispiel *Rifle* wird durch ihr Schriftbild, Großschreibung und Endung *e* durch einen differenten kognitiven Prozess das Genus des Femininums gegeben; ein ähnlicher Prozess zeigt sich im Satz “Ah, Sahr, als Gentle-

---

<sup>34</sup> Abutalebi (Anm. 26).

man hätten sie auch ein wenig genteeler sein können“, wobei das englische Wort *gentle* mit deutscher Grammatik gesteigert wird und die Form *genteeler* annimmt. (*Morton oder die große Tour*, 107)

Wörter und Wortkombinationen dieser Art sind für einen deutschen Muttersprachler, der keine Fremdsprachen kann, unverständlich. Dazu ist aber auch zu sagen, dass Sealsfield diese Technik, diese Kommunikationsstrategie nicht wie das häufig bei mit der Sprache experimentierenden Autoren der Fall ist, in den Text einfügt, um durch Schrift- und Lautbild zu provozieren, oder durch ‘Nonsense-Wörter‘ den Leser/Hörer zu verstören, sondern alle Wörter und Sätze, die eingefügt werden, haben bei korrekter Übersetzung ihre semantische Bedeutung und können durch die gleichwertige deutsche Form ersetzt werden, was der Autor auch an einigen Stellen macht, wie im Satz: “Sehen Sie, diese *Wouldbe*-Aristokraten sind bei alledem doch bloß niedrig aufgeschossene Glückspilze, *Mushroom*-Aristokraten, wie sie in Neuyork die *Grandeess* von Bowlinggreen nennen“. In diesem Fall werden zwei Termini auf Englisch zitiert, wobei es für den englischen Terminus *Wouldbe-Aristokraten* eine gleichbedeutende deutsche Übersetzung gibt durch *Möchtegern-Aristokraten*; der Autor aber zieht eine Synthese zwischen den Termini *Wouldbe* und *Mushroom-Aristokraten*, indem er sie als *bloß niedrig aufgeschossene Glückspilze* bezeichnet. Es liegt dem Autor auch daran, hervorzuheben, dass es die *Grandeess*, also vor allem spanische und portugiesische Adelige sind, die in *Neuyork in Bowlinggreen* leben und die Bezeichnung *Mushroom-Aristokraten* verwenden. (*Morton oder die große Tour*, 87)

Beispiele dieser Art sind in allen Werken Sealsfields zahlreich gesät, weniger häufig findet sich hingegen das Einfügen von ganzen Sätzen in Fremdsprache, vor allem auf Englisch:

‘Damn ye for lagging fellows, why don’t ye take that ‘ere big gun?’ (*Kajütenbuch* 207)<sup>35</sup>.

Dieser Satz, wie auch andere dieser Art, sind für einen nicht Englisch sprechenden Leser fast unübersetzbar, weil hier die gesprochene Sprache wiedergegeben wird. Es handelt sich nicht um das Einfügen von Dialektformen, Dialektdialogen oder umgangssprachlichen Formen in einen Text der deutschen Standard- Bildungs- und Hochsprache, sondern um das Einfügen von umgangssprachlichen Formen, umgangssprachlichen Dialogen in Fremdsprache in einen deutschsprachigen Text.

Außer diesem Phänomen fügt Sealsfield, als genauer und minutiöser Beobachter seiner Umgebung, der Leute, ihrer Sprache, Gestik und Mimik, also ihrer prosodischen Eigenschaften, in seine Werke, vor allem in *Morton oder die große Tour* und in *Der Legitime und die Republikaner* die Sprache von einfachen Menschen ein; von Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist und die nicht die Möglichkeit hatten, durch das Sprachstudium ihr Wissen zu vertiefen:

---

<sup>35</sup> Es ist die *fürchterliche Figur*, Bob, der diesen Satz ausspricht.

“Massa !” brummte ein eisgrauer Neger, der unter der Schar herbeigehinkt war, um dem Oberst vom Pferde zu helfen. ”Massa lange ausgeblieben. Mistreß Angst geworden; glauben, Massa wieder einmal auf die Briten Jagd gemacht“. (*Morton oder die große Tour*, 46)

Dass es sich dabei um Dienstpersonal, um einfache Menschen handelt, wird dem Leser klargemacht durch den *eisgrauen Neger, der unter der Schar herbeigehinkt war, um dem Oberst vom Pferde zu helfen* und den Neuangekommenen als *Massa* bezeichnet, was als ein Verschmelzen von *Mister* und *Meister* angesehen werden könnte. Es fehlen in den Sätzen die Auxiliarien des Präsens Perfekt, während die Perfekt Partizipien *herbeigehinkt*, *ausgeblieben* und *gemacht* korrekt konjugiert sind; das Verb *glauben* aber wird im Präsens Indikativ als Infinitiv wiedergegeben und nicht, übereinstimmend mit *Mistress*, in der dritten Person Singular. Interessant ist auch bei dieser Sprachverwendung, dass das Präpositionalobjekt *auf die Briten* korrekt verwendet wird und es dabei weder zu einem Präpositionsfehler noch zu einem Kasusfehler kommt, obwohl es sich um einen schwierigen kognitiven Prozess handelt, wie auch bei der korrekten Bildung von Perfekt Partizipien. Im Vergleich dazu ist das Einfügen von im Präsens Indikativ konjugierten Verben als ein kognitiv leichter Prozess anzusehen. Diesbezüglich wäre es sehr aufschlussreich zu wissen, ob der Autor tatsächlich beobachtete und gehörte Ausdrucksformen wiedergibt oder er eine grammatisch nicht korrekte Ausdrucksweise beiläufig, so wie sie in seinem Ohr geblieben ist, niederschreibt.

Zahlreiche mehrsprachige und interkulturelle deutsch schreibende Autoren geben vor allem ab den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts diese Art von nicht korrekter Sprache in ihren Werken wieder; es wurde dafür der Terminus ‘Kanakensprache’ kreiert – aus dem Polynesischen *Kanaka*, was *Mensch* bedeutet – wobei es sich um ein “Schwellenphänomen in der deutschsprachigen Literatur ausländischer AutorInnen der Gegenwart“, vor allem türkischer Autoren handelt<sup>36</sup>. Diese Form von Dialog, die Sealsfield als Kommunikationsstrategie in einige seiner Werke einstreut, kann als Beispiel von ‚Kanakensprache‘ angesehen werden und durch das veränderte Schrift- und Lautbild auch als Beispiel von ‘ästhetischer Kommunikation’ gelten.

## II.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass alle bisher erwähnten Kommunikationsstrategien und -Techniken, seien es nun Dialoge, Monologe, Dialoge im Monolog als “Sprechersystem gleichzeitiger/ungleichzeitiger Berichterstattung“ defi-

---

<sup>36</sup> *Schwellen: germanistische Erkundungen einer Metapher*. Hg. v. Nicholas Saul et al. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999, 211-218; Kanak wird abwertend in der Umgangssprache verwendet, der Kanake = Ausländer, bes. Türke (Schimpfwort), in *Duden - Das große Fremdwörterbuch*. Mannheim: Dudenverlag 2007.



niert<sup>37</sup> und das Einfügen von fremdsprachigen Wörtern und Sätzen das Schriftbild und das Lautbild verändern und deshalb mit ästhetischen Konnotaten verbunden sind, die von Leser und Hörer wahrgenommen werden können. Die ästhetische Komponente wird bei Sealsfield aber auch durch die Tatsache unterstrichen, dass er durch die Beschreibung von Verhaltensweisen und Emotionen auch semantisch ästhetische Elemente hervorzuheben versucht und in den zitierten Stellen wurde das mehrmals markiert. Als Beispiel dazu soll nochmals das Eingangszitat in Erinnerung gerufen werden:

Morton schüttelte ungläubig den Kopf. "Soeben", flüsterte er dem Alten zu, "haben mir Lord Arbuthnot und Prinz – I – gesagt, die Tories seien fest entschlossen –".

"Pah ! Werden sehen, wie fest sie entschlossen sind !" versetzte jener, indem er die Treppe hinanstieg.

"Wer ist der Mann, Hughes?" fragte Ferrol mit einer Miene und in einem Tone, die Grauen und inneren Schauer verrieten. "So oft ich ihn erblicke, rieselt es mir kalt über den Rücken."

Morton stand in Nachdenken versunken. "Mein Hausherr", war die endliche Antwort.

Eben durch dieses Zusammenspiel von Kommunikationsstrategien und -Techniken mit ästhetischen Konnotaten und dem minutiösen Beschreiben von Verhaltensweisen wie *schüttelte ungläubig den Kopf, flüsterte er dem Alten zu, versetzte jener, indem er die Treppe hinanstieg, mit einer Miene und in einem Tone, Morton stand in Nachdenken versunken* und Emotionen *Grauen und innere[r] Schauer, rieselt es mir kalt über den Rücken*, dem Ausruf *Pah !* kann bei Charles Sealsfield von 'ästhetischer Kommunikation' in seinen Dialogen, die die Grundstruktur seiner Werke darstellen, gesprochen werden.

Das Einfügen von fremdsprachigen Wörtern und Sätzen, zusammen mit zahlreichen interkulturellen Betrachtungen, trägt dazu bei, Sealsfield als plurilinguistischen, interkulturellen Autor anzusehen, auch wenn er, außer einem Roman und einigen Schriften, seine Werke in der Muttersprache verfasst hat. Die Worte der schon zitierten plurilinguistischen, interkulturellen Autorin, Marica Bodrožić, die vom "Schreibengehen" spricht<sup>37</sup>, davon dass sie "beim Schreiben einfach die Gehbarkeit des Satzes abhört", die prosodische Satzmelodie *abhört*, trifft auch auf Charles Sealsfield alias Karl Postl zu, der nicht nur meisterhaft Kommunikationsstrategien- und Techniken, bewusst mit ästhetischen Konnotaten verbunden, einsetzt, sondern auch über ein außergewöhnlich subtiles Sprachgefühl verfügt, was in Wortkombinationen und originellen Wortkreationen zum Ausdruck kommt, die nicht direkter Untersuchungsgegenstand waren, aber ebenfalls mit ästhetischen Konnotaten verbunden sind und auf die kurz das Augenmerk gelenkt werden soll. Da finden sich Wortkreationen wie "bullenbeißerisch" wenn ein "britisch-bullenbeißerischer rauflustiger Stieresmut" mit dem "stets gefaßten, entschlossenen,

---

<sup>37</sup> Ritter (Anm. 34).

ruhig festen, unerschütterlichen amerikanischen Mannesmut“ verglichen wird (*Kajütenbuch* 203); das zusammengesetzte attributive Adjektiv *bullenbeißerisch* führt zu einer ungewöhnlichen Steigerung des Begriffs, den der Autor mitteilen will, und der Kontrast zwischen *amerikanischem und britischem Mut* wird noch eingehender markiert.

An anderer Stelle wird für Krieg und Kriegführen die Metapher “Bluthandwerk“ (*Kajütenbuch* 205) verwendet, für kämpfen und in der Schlacht sein wird von “Waffentanz“ (*Kajütenbuch* 208), aber auch von “Eisenfressern“ (*Kajütenbuch* 228) und “Riflemännern“ (*Kajütenbuch* 198) gesprochen; für unklare Gedanken von “Gedankenchaos“ (*Kajütenbuch* 210). Ungewohnt ist auch das Kompositum “Rebengestrüpp“ (*Kajütenbuch* 221), das der Autor verwendet, um nicht “Gewirre der Weinranken“ (*Kajütenbuch* 204), zu wiederholen

Zahlreich sind kuriose Wortkombinationen wie “am Wams herumkrabbeln“, was heißen soll, dass man eine Weste aufknöpfen will: “Er habe gesehen, wie der wilde Mann an seinem Hirschfellwamse herumkrabbele, auch dieses auftrat, wo sich dann eine Wunde an der Brust zeigte“ (*Kajütenbuch* 223), oder Kombinationen wie jemanden “auf kirchengängerische Gedanken bringen“ (*Kajütenbuch* 223), “gegen einen Feind knurren“ (*Der Legitime und die Republikaner* Bd. 7, 3. Theil, 43. Kap. 310)), oder die Definition “der alte Ehekrüppel“, was für einen Mann steht, der von seiner Ehefrau schikaniert wird und nicht mehr den Mut hat, sich dagegen aufzulehnen (*Morton oder die große Tour* 169).

Es finden sich auch ungewöhnliche und meistens kurze Landschaftsbeschreibungen vor allem im Roman *Der Legitime und die Republikaner*, wenn es zum Beispiel heißt, “der dichte Nebel, der über dem Strome gleich einem endlosen Grabtuche schwamm“ (Bd. 7, 2. Theil, 26. Kap. 265).

Es wäre interessant, Wortkreationen und -Kombinationen, die äußerst zahlreich sind, und die verschiedenen fremdsprachigen Ausdrücke, die vom Autor grammatisch als deutsche Wörter behandelt werden, aus dem Text herauszuschälen, sie in Gruppen einzuteilen und zu versuchen, die in Aktion tretenden kognitiven Transformationsprozesse zu erforschen und zu erarbeiten. Sealsfield ist, das hebt Alexander Ritter als Sealsfield-Experte hervor, alles andere als ein “philologisch zu vernachlässigender Nischenautor“, wie das oft in der “deutschen Literaturgeschichtsschreibung“ geschah.<sup>38</sup>

Diese Analyse versuchte zu zeigen, dass aus heutiger Sicht der Autor Charles Sealsfield postmoderne Kommunikationsstrategien und -Techniken bestens beherrschte: seine Dialoge sind gekennzeichnet durch zahlreiche Satzzeichen und Absätze. Die Monologe finden im Beisein von Zuhörern statt, die diese Monologe unterbrechen und Fragen stellen, auf die der “Erzähler“, der durch seinen Monolog Geschehnisse wirklichkeitsnahe darstellt, hin und wieder eingeht, woraus sich eine Diskussion entwickeln kann, die er sehr oft aber auch übergeht, denn er wird so

---

<sup>38</sup> Ritter (Anm. 34), 19.

## Die Dialoge in den Romanen von Charles Sealsfield

von seiner Erzählung mitgerissen, dass er diese Einwände nicht hört; in diese Monologe werden aber auch vom Erzähler in den von ihm erzählten Handlungsstrang zahlreiche Dialoge eingefügt, so dass der Leser/Hörer oft nicht unterscheiden kann, ob das nun ein Gespräch zwischen dem Erzähler und den anwesenden Zuhörern ist oder ob es sich um einen Dialog im Erzählstrom des Monologs handelt. Landschafts- und Situationsbeschreibungen erfolgen so wirklichkeitsnah und sind immer sehr kurz gehalten, dass sie eigentlich Dialogform annehmen. Der Handlungsablauf erfolgt rasch und kurzatmig, die Dialoge und Monologe sind durch eine gewisse Hektik gekennzeichnet, was vom heutigen Gesichtspunkt aus auch als ein die globalisierte und multimediale Ära charakterisierendes Phänomen angesehen werden kann.

Nicht nur Sealsfields Dialoge und Monologe, Dialoge im Monolog und Selbstgespräche können als ein Beispiel postmoderner Kommunikationsstrategien und -Techniken angesehen werden, verbunden mit ästhetischen Konnotaten; auch die Sprache des Autors, ein synästhetisch beschreibender Sprachgebrauch, bringt ästhetische Konnotationen zu Tage und lässt in ihrem Zusammenspiel die verschiedenen Dialogformen zu 'ästhetischer Kommunikation' werden.



## Migration – Sprache – Name – Identität

Obwohl der folgende Beitrag sich in den sprachwissenschaftlich engen einerseits und den biografisch-spekulativen Bereichen einer literarischen und außerliterarischen Existenz andererseits bewegt, möchte ich ihn doch gerne als einen Versuch in der von Werner A. Galusser vorgeschlagenen, interdisziplinären Richtung verstanden wissen. Karl Postl alias Charles Sealsfield war ja nicht nur ein böhmisch-österreichischer Schriftsteller, er war nicht zuletzt auch ein Emigrant und Exilschriftsteller. Die „erregende Vielfalt in Leben und Werk von Sealsfield“, so Gallusser, zeugt nicht nur von „der Flucht aus dem katholischen Priesteramt und den Zuständen des Metternichschen Österreich“, es dokumentiert ebenso in seiner literarischen und lebensgeschichtlichen Dimension „die Migrationsproblematik der Neuen Welt, die Rassenfrage, die Spannung zwischen Demokratie, Agrarkolonisation und Industrieentwicklung oder den Kampf zwischen dem hochkapitalistischen Bankensystem und einer traditionellen Pflanzermoralität“.<sup>1</sup> Eine vergleichbare Forschungsperspektive lässt sich aus Alexander Ritters Beitrag über die Kittanning-Episode in Sealsfields Migrantendasein ablesen.<sup>2</sup> Diese Problemliste des 19. Jahrhunderts kann man ohne große Abstriche auf das 21. Jahrhundert übertragen, wie uns die jüngsten Ereignisse im Nahen Osten und im mediterranen Raum mit ihren Folgeerscheinungen in den europäischen Industrieländern dramatisch vor Augen führen.

Trotz seines antiösterreichischen Pamphlets von 1828 ist Sealsfield nicht zur Ikone des Exilwiderstands gegen die Restauration geworden wie etwa ein Ludwig Börne, ja eigentlich wird er gar nicht als Exil-Schriftsteller sondern als (deutsch-)amerikanischer Schriftsteller behandelt. Nach seiner Rückkehr nach Europa als „Bürger der Vereinigten Staaten“ – so wollte er sich auf seinem Grabstein verewigt wissen – hat er sich aus den vor- und nachmärzlichen Ereignissen heraus gehalten. Er eignet sich also nicht so recht als Galionsfigur für eindeutige Positionierungen, zu unscharf ist seine republikanische Gesinnung, zu fragwürdig seine Haltung den

---

<sup>1</sup> Beim Sealsfield-Kongress 2010 in Bergamo zirkulierendes Thesenpapier.

<sup>2</sup> Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte 'Geburt' des Amerikaners Carl Moritz Zeifels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.* In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers. 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* Hg. v. A. R. (= SealsfieldBibliothek 5). Wien: Praesens 2007, S. 207-285.

Negersklaven gegenüber (obwohl er in seinem Amerika-Buch die Staaten mit Sklaverei als wenig empfehlenswert für deutsche Siedler bewertet!), zu zweideutig seine „Normannenphilosophie“ (doch sollte man nicht vergessen, dass selbst ein Büchner gegen Missbrauch nicht geschützt war!)<sup>3</sup>. Aber vielleicht ist es gerade diese Widersprüchlichkeit eines an der Emigration in allen ihren existenziellen Schattierungen leidenden und letztlich auch scheiternden intellektuellen Auswanderers, die für die kritische Forschung eine echte Herausforderung darstellt, sei es für die Literatur- und Sprachwissenschaft oder die Soziologie oder überhaupt für alle jene Disziplinen, die sich heute wieder und mehr denn je gezwungen sehen, auf die komplexen Fragen der Migration und ihrer Folgen einzugehen.

Denn wir wissen wenig von den Migranten, die zu uns kommen. Sie leiden unter Lebensbedingungen, an deren Schaffung wir, die mittlerweile hochindustrialisierten, ehemaligen kolonialistischen oder von der Kolonisation mit profitierenden Staaten, selbst entscheidend beteiligt waren. Unser materieller Reichtum ist bekanntlich die ursächliche Kehrseite der Armut der technisch-technologisch nicht auf den letzten Stand gebrachten und als unterentwickelt apostrophierten Länder der Dritten Welt. Das ist alles, was wir mit einiger Sicherheit sagen können.

### Der Emigrant Karl Postl

Fragen wir also in diesem ganz spezifischen Zusammenhang, was wir von Charles Sealsfield wissen, von Karl Postl, dem Auswanderer und zweifachen Einwanderer. Warum er emigriert ist, darüber gibt es plausible Vermutungen. Wir wissen nur, dass er nicht, wie viele seiner europäischen, bäuerlichen Standes- und Zeitgenossen an Hunger litt. Schon eher litt er an der politischen Unfreiheit seiner Epoche und an der individuellen Unfreiheit des Priesterordens. Das dürfen wir aus mehr als einer kritischen Darstellung der Priesterschaft in seinen literarischen und journalistischen Werken schlussfolgern.<sup>4</sup> Alles deutet darauf hin, dass er zu der kleinen Gruppe der in mancherlei Hinsicht privilegierten Einwanderer gehörte, zuerst in den Vereinigten Staaten, später in der Schweiz.

Es gibt – damals wie heute – zwei Kategorien von Migranten: die durch mehr oder weniger ausreichende Geldmittel und/oder sozialen Status ausgezeichnete

---

<sup>3</sup> Vgl. zu dieser Problematik Walter Grünzweig: „Niemals verging sein deutsches Herz“. *Charles Sealsfield in der Literatur der NS-Zeit*. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 1986, H.1.3, S. 40-61; allgemein zur „ideologischen Unbestimmtheit“ in Sealsfields Werken Giacobazzi Cesare: *Die Duplizität Karl Postl/Charles Sealsfield und die Duplizität der Fremde*. In: *Charles Sealsfield. Politischer Erzähler zwischen Europa und Amerika*. Hg. v. Gustav-Adolf Pogatschnigg (=Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft IX). Torino 1998, S. 96-105.

<sup>4</sup> Vgl. pars pro toto die Rolle der Priester in *Borelli and Menotti* oder die Passage über die „abtötende Sklaverei“ des Priesterdaseins in *Süden und Norden*, Stuttgart 1842/43, III.Bd., S. 152.

Gruppe auf der einen Seite, und die mittellosen Bauern und Handwerker und/oder überhaupt Arbeitslosen auf der andern. Das quantitative Verhältnis dürfte damals – rein arithmetisch – 1:9 zugunsten der zweiten Gruppe betragen haben. Heute hat sich dieses Verhältnis je nach Auswanderungs- bzw. Einwanderungsland etwas verschoben d.h. die wirtschaftliche und wissenschaftliche Globalisierung dürfte den absoluten Anteil der privilegierten Auswanderer vergrößert haben, der aber gemessen an der erhöhten Weltbevölkerung, der verbesserten Transportmittel und also der Gesamtbewegung kaum ins Gewicht fällt, sodass sich das relative Verhältnis wahrscheinlich noch weiter zu (un)gunsten der Unterprivilegierten verschoben hat.

Karl Postl gehörte zu einer Untergruppe der privilegierten Auswanderer: Er dürfte zumindest anfangs nicht ganz mittellos gewesen sein, obschon seine vermutliche Predigertätigkeit<sup>5</sup> nicht nur als Versuch einer sozialen Integration sondern wohl auch als Notwendigkeit des alltäglichen Überlebens interpretiert werden kann. Sicher aber hatte er einen gehobenen sozialen Status, er war weder als Bauer noch als Handwerker sondern schlimmstenfalls (in heutigen Termini) als arbeitsloser Intellektueller nach den Staaten gekommen, der durch Umgangsformen und Sprachkenntnisse und möglicherweise auch durch gute Kontakte begünstigt war. Wie er dann im einzelnen zu einem doch ansehnlichen Reichtum oder wenigstens zu einer gewissen Wohlhabenheit gekommen ist, darüber gibt es Vermutungen, die bekannt sind, und über die hier zu spekulieren nicht meine Absicht ist. Allerdings darf man sich fragen, warum Postl, nunmehr Charles Sealsfield, trotz dieser – jedenfalls ab einem bestimmten Zeitpunkt, vielleicht erst nach dem zweiten Amerikaufenthalt – anscheinend günstigen Lebensbedingungen nach Europa zurückgekehrt ist, statt im Land der besseren Möglichkeiten zu bleiben.

Eine mögliche und auch ziemlich plausible Erklärung für die Rückkehr Sealsfields nach Europa – jedenfalls für die endgültige Rückkehr, während die erstmalige noch als Zeichen seiner politischen Kuriertätigkeit und/oder als der (geglückte) Versuch, seine Kenntnisse als Korrespondent produktiv einzusetzen<sup>6</sup>, gelesen werden könnte, wenn wir diese, ebenfalls aus den bekannten, weil verschiedentlich dokumentierten Hypothesen akzeptieren wollen – liegt vielleicht genau in Sealsfields Zugehörigkeit zu einer speziellen Untergruppe der privilegierten Auswanderer, nämlich jener der Schriftsteller. Wobei sich auch hier wieder eine neue Frage aufdrängt, auf die ich weiter unten noch kurz eingehen möchte: Seit wann war Sealsfield eigentlich Schriftsteller? Gibt/Gab es einen unbekanntem, weil unveröffentlichten, deutsch schreibenden Schriftsteller Karl Postl? Nichts davon ist uns bekannt. Warum also hat sich Karl Postl oder Charles Sealsfield zum Schreiben entschlossen, statt sich auf seine Prediger- bzw. Kuriertätigkeiten zu beschränken, in wessen Auf-

<sup>5</sup> Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning* (Anm.2).

<sup>6</sup> Vgl. zu der in dieser Hinsicht günstigen Situation Volker Depkat: *Der Ort der USA in vormärzlichen Wissenshorizonten. Erkenntnisinteressen in Charles Sealsfields Bericht „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1827)*. In: *Charles Sealsfield. Lebrjahre eines Romanciers* (Anm. 2), S. 13-35, hier bes. S. 15f.

trag auch immer er diese letzteren erledigte. Denn dass er eine solche Funktion, einen solchen Auftrag hatte, kann nicht wirklich bezweifelt werden, wie sonst ließen sich andernfalls seine Kontakte mit hochgestellten politischen Persönlichkeiten in den USA erklären?<sup>7</sup> Oder soll man sich den Überlegungen von Alexander Ritter anschließen, der – zumindest implizit – davon ausgeht, dass Sealsfields Kontakte zur amerikanischen Politik über die Vermittlung von Einrichtungen wie der „Deutsche[n] Gesellschaft zu Pennsylvanien“ hergestellt wurden, die „für die Neuankömmlinge die rechtliche, finanzielle, berufliche und gesundheitliche Beratung sowie soziale Orientierung übernimmt“<sup>8</sup>

Jedenfalls aber ist Sealsfield, trotz der durch seine Verbindungen und seinen Bildungsvorsprung gegenüber dem durchschnittlichen Emigranten gegebenen Privilegien, sprachlich benachteiligt. Als Immigrant und im weiteren insbesondere als Schriftsteller. Ein Beruf, der explizit und extrem sprachgebunden ist, und das in mehrfacher Hinsicht und nicht in gleicher Weise wie andere, stark sprachgebundene Berufe, etwa der des Lehrers, des Advokaten oder auch des Pfarrers. Alle diese müssen, wie auch der Schriftsteller, ihre Berufssprache beherrschen, sie müssen in der Lage sein, alle möglichen und vor allem die jeweils angemessenen Sprachregister zu ziehen. Diese berufssprachlichen Register aber gehören alle – mit einer Ausnahme – einer öffentlichen oder man könnte auch sagen: einer in gewissem Sinn äußerlichen Sprachsphäre an.

Diese äußerliche Sphäre oder Dimension der Sprache ist die der Rhetorik im weitesten Sinne, sei es die forensische oder die akademische oder die der Kanzel. Ihr gegenüber steht die Sprache der Literatur, die immer auch eine der Erinnerung, also eine dezidiert subjektive, intime Sprache ist, eine Sprache auf der „Suche nach der verlorenen Zeit“, so könnten wir das metonymisch verdeutlichen. Der Schriftsteller schreibt von dem, was schon geschehen ist, und dort, wo er – bewusst oder unbewusst, aus welchen Gründen auch immer – Geschehenes verschweigt, wo die Sprache der Erinnerung zur Sprache der Verdrängung wird, ist er am intimsten.

Vielleicht wird man jetzt einwenden wollen, ich hätte hier ein sehr eingeschränktes Konzept von Literatur, von Schriftstellerei entworfen. Man wird sich fragen, ob denn Sealsfield, der „jungdeutsche Realist“ und Nachfahre Walter Scotts als Autor des „nazionalen oder höheren Volksromans“, hier hinein passt, in dieses Register der literarischen Erinnerung. Und, so wird man vielleicht hinzufügen, ist nicht gerade Sealsfields Stil ausdrücklich ein stark rhetorischer Stil, in der Wiedergabe der Dialoge wie in den Beschreibungen von Landschaften und Schlachten? Das ist freilich die Rhetorik seiner Zeit, das literarische Erbe des 18. Jahrhunderts<sup>9</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfield und das Freimaurertum. Mehr Fragen als Antworten*. In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit*. Hg. v. Franz B. Schüppen. Stuttgart: M&P.1995, S. 31-52; hier bes. S. 47f.

<sup>8</sup> Vgl. Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning* (Anm.2), 238ff.

<sup>9</sup> Vgl. zu Postls Gymnasialunterricht Wynfrid Kriegleder: „*George Howard's Esq. Brautfahrt*“ im



und auch noch des Barock. Wenn man das entsprechend berücksichtigt, dann kann man wohl auch von einer nicht nur persönlichen aber sogar ins Persönliche hinein reichenden literarischen Schreibweise sprechen. Nicht in der Intensität, wie wir sie bei Proust oder Kafka vorfinden, schon eher in der Art der Meister des Gesellschafts- und/oder Zeitromans Theodor Fontane und Thomas Mann oder auch des von Sealsfield geschätzte Balzac, und, *last but not least*, vielleicht die des Zeitgenossen Heinrich Heine, wenn eine solche – nicht nur chronologisch intendierte – Zuordnung auch überraschen mag.

Aber in vielen von Sealsfields Romanen und Erzählungen und sogar in seinen mehr (literar)journalistischen Arbeiten wie etwa im großartigen Pamphlet über das „China Europas“, so wie es war, in der Beschreibung der heimatlichen Landschaft hätten Metternichs Zensoren – die ja, wie alle Zensoren solche aufmerksamen Leser sind, wie sie sich ein Autor nur wünschen kann – den wahren, zumindest den nicht-britischen Autor identifizieren können, denn überall – in diesem Text aber auch in anderen – sickert das Ungesagte, das Ungeschriebene durch, möglicherweise auch in dem Sinn, wie Walter Grünzweig es in Marburg angesprochen hat,<sup>10</sup> wenn auch sicher nicht in der Radikalität, wie sie in Kleists hochkomplexer, an die Grenzen der strukturellen Belastbarkeit reichenden Syntax sichtbar wird.

Auch Ritter weist in seiner detaillierten Untersuchung auf die „Konstituierung von neuer Biografie“ durch das Schreiben hin, auf das Amerika-Buch als autobiografisches und autoreferentielles Dokument, das der „komplexen Verschleierung seiner Herkunft“ dient.<sup>11</sup> Dieser Aspekt steht hier freilich nicht im Zentrum der Überlegungen.<sup>12</sup>

---

*Kontext der zeitgenössischen Novellentheorie und -praxis.* In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers* (Anm. 2), S. 165-182; hier S. 172.

<sup>10</sup> Walter Grünzweig: *Die wunderlichen Weisen der Methodisten. Sklavenreligion und Subversion bei Sealsfield.* In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit* (Anm. 7), S. 242-244 und Walter Grünzweig: *Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexuellendiskurs.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.* Hg. v. Alexander Ritter. (=SealsfieldBibliothek 6). Wien: Praesens 2008, S. 145-161.

<sup>11</sup> Vgl. Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning* (Anm.2), 215, 236, 244 und Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung. Charles Sealsfields Schweizer Exil im Roman „Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften“ und „Flirtations in Amerika“.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil* (Anm. 10), S. 15.

<sup>12</sup> Ich möchte hier auf ein in diese Zusammenhang interessantes Buch eines französischen Philosophen über das Sexuelleben von Immanuel Kant verweisen, in dem der Autor die Hypothese aufstellt und ziemlich überzeugend illustriert, dass Kants Askese die Voraussetzung seines philosophischen Systems ist, und dass sich demnach seine Furcht vor der Leidenschaft des Körpers in seinem Philosophieren als hinter der Kontrollinstanz der begrifflichen Logik Verborgenes manifestiert: Jean-Baptiste Botul: *La Vie sexuelle d'Emmanuel Kant.* o.O. 2000. (Übersetzung der Transkription von Manuskripten eines Vortragszyklus, den der 1947 im Alter von 51 Jahren verstorbene Philosoph 1946 in deutscher Sprache in Paraguay gehalten hat).

Was mich aber am Fall Postl-Sealsfield speziell interessiert, ist das, was er mit allen anderen Migranten gemeinsam hat, wenn sie Einwanderer in einem Land sind, dessen Sprache sie nicht oder nur ungenügend kennen. Sie sind gezwungen, die Sprache des Einwanderungslandes zu erlernen, um sich verständigen und so wenigstens ansatzweise und im engsten Umkreis integrieren zu können. Ein Prozess, der je nach Alter, Vorkenntnissen und Verschiedenheit der involvierten Sprachen länger oder kürzer dauert und mehr oder weniger erfolgreich verläuft.<sup>13</sup> Nun war Karl Postl offenbar ein sprachbegabter junger Mann, das Französische wie auch das Englische soll er schon vor seiner ersten Amerikareise erlernt haben.

Was Sealsfields tatsächliche Sprachkenntnisse betrifft, so haben wir dazu keine wirklich verlässlichen Auskünfte. Man kann noch immer Zweifel anmelden, ob Sealsfield tatsächlich ganz autonom in englischer Sprache geschrieben hat, zumindest in seinen Anfängen. Die Nicht-Auffindbarkeit seiner Manuskripte könnte da durchaus einen Verdacht in dieser Richtung akut werden lassen.

Über Sealsfields Englisch gibt es allerdings ein dezidiert negatives Urteil eines Zeitgenossen, das man – paradoxerweise – als Bestätigung für Sealsfields Autorschaft seiner englischen Texte nehmen könnte, nämlich das Schreiben des englischen Botschafters Lord Wesley an den Grafen Sedlnitzky, den amtierenden Wiener Polizeipräsidenten und Verantwortlichen für die Zensur. In diesem Brief schreibt der Botschafter (auf Französisch natürlich), dass das bekannte anonyme anti-österreichische Pamphlet *Austria as it is* doch besser „*Austria as it is not*“ heißen sollte, und dann fügt er hinzu, es sei überdies in einem so schlechten Englisch geschrieben, dass man annehmen müsse, der Autor sei kein Engländer.<sup>14</sup>

Dieses Urteil ist freilich mit Vorsicht zu lesen: erstens handelt es sich um eine diplomatische Rechtfertigung dafür, dass das Pamphlet in London erschienen ist, obwohl doch, zweitens, jeder Verdacht in Richtung einer englischen Autorschaft zurückgewiesen werden müsse, und drittens könnte es das abschätzbare Urteil des Engländer über ein Englisch sein, das vielleicht ein amerikanisches Englisch ist. Allerdings wurde Lord Wesleys Beobachtung durch die Beobachtungen von Jeffrey Sammons bestätigt, der meint, dass Sealsfields Englisch nicht flüssig sei und manchmal sogar Interferenzen mit dem Deutschen verrate.<sup>15</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. pars pro toto Alice Kinginger: *Alice Doesn't Live Here Anymore. Foreign Language Learning and Identity Reconstruction*. In: *Negotiation of Identities in Multilingual Contexts*. Hg. v. Aneta Pavlenko and Adrian Blackledge. Clevedon etc. 2004, S. 219-242.

<sup>14</sup> Vgl. Charles Sealsfield – Karl Postl. *Austria as it is: or Sketches of Continental courts, by an eye-witness*. LONDON 1828 / *Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents*. Wien 1919. Hg. v. Primus-Heinz Kucher. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1994, S. 318.

<sup>15</sup> Vgl. Jeffrey L. Sammons: Charles Sealsfield (Carl Postl). In: *Nineteenth Century German Writers to 1840*. (=Dictionary of Literary Biography 133), Detroit 1993, S. 248-254 und ders.: *Charles Sealsfield (Carl Postl)*. 3. März 1793 - 26. Mai 1864. In: *Sealsfield-Studien* 1. Hg. v. Alexander Ritter (=Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft XI), S. 167-176; bes. S. 175.

Die Tatsache, dass Sealsfield nicht auf Französisch schrieb, das er wahrscheinlich besser konnte als Englisch, zumindest in der ersten Zeit seiner Emigration, erklärt sich ganz einfach aus den konkreten Umständen: Er lebte mit – in der ersten Zeit relativ kurzfristigen – Unterbrechungen für insgesamt 12 Jahre in Amerika, und wenn er auch dort sicher viel Umgang mit deutschsprachigen Immigranten hatte, so war er ohne Zweifel gezwungen, im Alltag Englisch zu sprechen.<sup>16</sup> Ein in dieser Hinsicht interessantes, aber nach wie vor in bestimmten Aspekten ungeklärtes Zwischenspiel ist das des protestantischen Reverend-Anwärters und als solcher auch gelegentlichen Predigers unter dem Namen Carl Moritz Zeilfels in Kittanning. Es ist anzunehmen, dass Postl-Sealsfield dort in deutscher Sprache gepredigt hat. Kittanning war eine der ältesten deutschen Einwandererstädte, wo noch englisch-deutsche Zweisprachigkeit herrschte.

Damit komme ich auf den im Vorigen schon mehrmals zitierten Beitrag von Alexander Ritter, der Sealsfields Kittanning-Aufenthalt mit gewohnter Gründlichkeit rekonstruiert und mit bisher unbekanntem Dokumenten plausibel belegt. Wie schon im Fall der in der Londoner Zeitschrift *The Englishman's Magazine* 1832 erschienenen englischsprachigen Novellen von Sealsfield, als ich die 1912 von Ravizé veröffentlichten, aber vom Herausgeber der Sealsfield-Ausgabe Arndt nicht berücksichtigten Hinweise auf Sealsfields wahrscheinliche Autorschaft als Hauptquelle meiner Überlegungen benützt und nur durch ein paar Zusätze erweitert habe<sup>17</sup>, so hat in der Frage der Kittanning-Episode Ritter alle wesentlichen Schlussfolgerungen aus dem ihm zur Verfügung stehenden Material gezogen und alle wesentlichen Fragen (Migration, Identität, Namensänderung, Schriftstellerexistenz) gestellt und so weit als möglich auch stringent beantwortet. Ich möchte Ritters Ausführungen demnach nur den einen oder anderen Aspekt hinzufügen, die von ihm erarbeiteten Ergebnisse aus einer leicht verschobenen Perspektive beleuchten, in der Hoffnung, dass dies nicht nur zu einer besseren Kenntnis von Sealsfields Persönlichkeit als Mensch und Autor beiträgt, sondern diese Erkenntnisse auch, wie eingangs erläutert, in die Richtung einer Verallgemeinerung von Sealsfields Lebensweg als einem emblematischen Migrantenschicksal erweitern.

Bevor ich auf die Frage des Sprachwechsels des literarischen Emigranten und damit auf die Frage der literarisch vermittelten biografischen Identität eingehe,

---

<sup>16</sup> Ob seine Kontakte mit dem Grafen Suvilliers (d.i. Joseph Bonaparte), dem Herausgeber des *Courrier des Etats-Unis*, in französischer oder in englischer Sprache erfolgten, wäre zu klären. Dass solche Kontakte existierten, geht einmal aus der Mitarbeit beim *Courrier* hervor, andererseits aus Briefen Sealsfields und aus der dokumentierten Verbindung zur Ex-Königin Hortense in der Schweiz.

<sup>17</sup> Gustav-Adolf Pogatschnigg: *Europa 1830-31 – Charles Sealsfields literarischer Kommentar zu den Ereignissen in Polen, England, Frankreich und Italien*. In: *Die Geschichten des Charles Sealsfield. Zeitschriftenveröffentlichungen und Vorlagen*. Hg. v. Wynfrid Kriegleder u. Gustav-Adolf Pogatschnigg. (=SealsfieldBibliothek 7). Wien: Praesens 2009, S. 141-154.

möchte ich den letzteren Aspekt, den der biografischen Identität des Migranten und Exilanten mit Bezug auf den Namenswechsel kurz beleuchten.

Denn Sealsfield war ja genau genommen ein Exilant, wenn man den Unterschied zwischen dem Emigranten auf Arbeitssuche und dem auf der Suche nach intellektueller und politischer Freiheit in dieser Weise fixieren will. Der Unterschied zwischen dem Emigranten und dem Exilanten ist in erster Linie wohl praktischer Natur, derart dass ersterer in sein Herkunftsland zurückkehren kann, ohne Repressalien fürchten zu müssen. Der Exilant kann das nur, wenn die politisch-rechtlichen Zustände, die ihn ins Exil getrieben haben, aufgehoben sind oder wenn er eine neue, staatsrechtlich beglaubigte Identität hat. Hier drängt sich die Frage auf, warum Sealsfield als amerikanischer Staatsbürger nie mehr nach Österreich eingereist ist. Nach 1848 musste er wohl kaum befürchten, noch erkannt oder verfolgt zu werden und selbst wenn, so wäre er doch als Amerikaner geschützt gewesen. Möglicherweise hat er ja Österreich in der Zeit seines Schweizer Exils besucht. Freilich gibt es nicht einmal eine Andeutung in diese Richtung, im Gegenteil. Die von der Forschung schon mehrmals zitierte literarische Zeugenschaft von Marie von Ebner-Eschenbach in der Erzählung *Glaubenslos* über den „Fahnenflüchtigen“, der zurück wollte, es aber nicht gewagt hat, die Grenze zur (österreichischen) Heimat zu überschreiten, legt nahe, dass Sealsfield tatsächlich nie nach Österreich eingereist ist.

Bei der Frage Exilant oder Emigrant muss man jedenfalls im Auge behalten, dass viele Emigranten auf der Suche nach besseren ökonomischen Lebensbedingungen immer gleichzeitig auch auf der Suche nach größerer individueller und politischer Freiheit waren und sind – man denke an die Hugenotten oder an die deutschen und österreichischen Protestanten der vergangenen Jahrhunderte, die oft nur aus politisch-religiösen und nicht aus ökonomischen Gründen ausgewandert sind, oder andererseits an die Emigranten des 21. Jahrhunderts aus dem Nahen Osten und aus den an das Mittelmeer grenzenden afrikanischen Ländern: sie alle sind im Grunde Exilanten d.h. von den in ihren Ursprungsländern herrschenden ökonomischen und politischen Zuständen zur Flucht gezwungene Emigranten.

Heute wie damals verlangt das Immigrationsland vom Immigranten eine mehr oder weniger rigide ausgelegte Anpassung an die sozialen (Rechtssprechung, Arbeitsbedingungen) und kulturellen (Religion, Verhalten) Normen. Die Erlernung der jeweiligen Sprache spielt bei diesem Anpassungsprozess naturgemäß eine bestimmende Rolle, und zwar nicht nur als alltägliches Verständigungsmittel, sondern meist auch als eine Art „kultureller Zwangsjacke“. Anita Pavlenko zitiert einige autobiografische Berichte von Einwanderern in die USA, die deutlich machen, wie die Erlernung von Englisch als Zweitsprache nicht einfach eine praktische Frage ist (z.B. sich beim Einkauf oder am Arbeitsplatz zu verständigen), sondern vor allem eine Frage der erfolgreichen Amerikanisierung.<sup>18</sup>

---

<sup>18</sup> Vgl. Anita Pavlenko: *The Making of an American: Negotiation of Identities at the Turn of the Twentieth Century*. In: *Negotiation of Identities* (Anm. 13), S. 34-77, hier bes. S. 50-53; vgl.

Die Änderung des Namens, als eine sehr spezifische Form der sprachlichen Anpassung, ist eine Prozedur des Identitätswechsels über die sprachliche Funktion der Benennung, deren Aufgabe die der Identifikation ist, die ihrerseits nur durch die Versicherung der Kontinuität des Benannten ermöglicht wird. Neben der Identifikation aber hat der Name – sowohl der Vor- als auch der Nachname – die Aufgabe der Individuation des Benannten. In diesem Sinne fungiert der Eigenname also nicht nur denotativ mit maximal eingeschränkter Extension, sondern er hat durchaus die analoge semantische Dimension von konnotativen Merkmalen (*individuum est ineffabile*!) wie jeder andere komplexe sprachliche Ausdruck: oft verrät die Wahl des neuen Namens durch die Verschleierung von Identität einen Teil dieser Identität selbst. Anders gesagt: auch der Namenwechsel verbirgt bzw. verrät Ungesagtes.<sup>19</sup>

Über die verschiedenen Pseudonyme von Karl Postl, die ja eigentlich nicht, oder jedenfalls nicht nur literarische Pseudonyme sind, gibt es eine Reihe von Vermutungen. Am Rande bemerkt: das literarische Pseudonym im engeren Sinn stellt übrigens auch dann einen präzisen Identitätswechsel dar, wenn es nicht anagrafisch fixiert wird. Man denke an die schreibenden Frauen des 18. Jh.s, an programmatische Künstlerpseudonyme überhaupt wie etwa das von Novalis!

Jedenfalls gibt es ganz konkrete Vermutungen, warum Postl gewisse seiner Pseudonyme gewählt haben könnte z.B. den Namen Sidons – hier gibt es zwei Hypothesen - oder eben den Namen Sealsfield selbst, für den er sich letztendlich entschieden hat, und zwar schon im ersten Jahr seines Aufenthalts.

In der Sprachwissenschaft spricht man von Motiviertheit einer Form, wenn die verschiedenen Stufen einer sprachlichen Veränderung etymologisch rekonstruierbar sind. Natürlich handelt es sich dabei um eine durch das Sprachsystem motivierte Veränderung von Formen oder Bedeutungen, und das gilt in einem etwas anderen Sinn auch für die Familiennamen, die z.B. als Landschaftsnamen topologisch oder als Berufsamen sozial motiviert sind bzw. durch Transkription verändert werden.<sup>20</sup>

---

analoge Studien zur aktuellen Situation in Italien (bes. spanisch und arabisch sprechende Immigranten) in Maria Vittoria Calvi et al.: *Lingua, identità e immigrazione. Prospettive interdisciplinari* Milano 2010.

<sup>19</sup> Zur Diskussion der Theorie der Eigennamen vgl. bes. John Searle: (1967): *Proper names*. In: *Mind* 67 (1958), S. 166-173, Samuel Kripke: *Naming and Necessity*. Oxford 1981, und *Namensforschung*. Hg. v. Ernst Eichler et al. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft HSK 11.1/2). Berlin 1995, 2 Bde.; darin bes. Debus, Friedhelm: *Methoden und Probleme der soziologisch orientierten Namensforschung* (HSK 11.1), S. 344-351; Andreas Lötscher: *Der Name als lexikalische Einheit: Denotation und Konnotation*, S. 448-457; Irmgard Kühn: *Decknamen. Zur Pragmatik von inoffiziellen Personenbezeichnungen*, S. 515-520; Johann U. Jacobs: *Names in Literature*, S. 533-538 .

<sup>20</sup> Vgl. dazu Ingo Reiffenstein: *Namenfehlschreibungen als sprachgeschichtliche Quelle*. In: HSK 11.1, (Anm. 19), S. 299-304.

Beim Namenswechsel hingegen haben wir es auch mit einer psychologischen, im weiteren Sinn auch mit einer sozialen Motiviertheit zu tun. So haben nicht selten die europäischen Auswanderer des 18. und 19. Jahrhunderts die Namen ihrer ehemaligen Herren angenommen, deren Knechte oder Leibeigene sie waren. Das Phänomen des Namenswechsels bei Migranten ist heute natürlich aus evidenten Gründen der technologisch perfektionierten bürokratischen Kontrolle nicht mehr so relevant, obwohl die aktuelle Einwanderungswelle aus den nordafrikanischen Ländern nicht wenige Fälle zeigt, wo die anagrafische Identität (vor allem Name und Alter, aber oft auch die Nationalität) nicht eindeutig dokumentiert ist.<sup>21</sup> Warum hat Karl Postl sich für den Namen Charles Sealsfield entschieden? Warum ist er nicht bei dem anfänglich gebrauchten Sidons geblieben, einem in den USA verbreiteten und also unauffälligen Namen, oder bei Carl Moritz Zeifels? Man hat die Vermutung aufgestellt, er habe sich mit dem Namen Sealsfield die Dokumente einer tatsächlich existierenden Person angeeignet. Eine andere, dokumentarisch nicht belegte Hypothese besagt, „Sealsfield“ sei die wörtliche Übersetzung von „Siegelfeld“, ein topologischer Name, der sich auf eine Weingartenparzelle im Besitz oder zur Nutzung der Familie Postl in der Nähe von Poppitz beziehe.<sup>22</sup> Eine derartige Motivierung würde darauf hindeuten, dass der Einwanderer Karl Postl aus den uns bekannten, evidenten Gründen seine Identität verbergen will, dass er aber einen Namen wählt, der seine Herkunft – die des Namens und damit die des Namensträgers – aber doch verrät. Eine ungenügende Spurenverwischung<sup>23</sup>, die durch die Beibehaltung des Vornamens unterstrichen wird. Selbst wenn man beide Hypothesen (die existierende Person und die des existierenden Weinguts) vereint, so bleibt doch die Tatsache, dass Postl sich in diesem Fall für einen sehr verräterischen und seinen Intentionen widersprechenden Namen entschieden hätte.<sup>24</sup> Andererseits musste er kaum befürchten, im fernen Amerika aufgespürt zu werden<sup>25</sup>, aber es bleibt der Eindruck, dass Karl Postl seinen Namen nicht ganz verbergen wollte, weil er seine Identität nicht ganz aufgeben wollte. Zwischen „Karl Postl“, „Karl Siegelfeld“ und „Charles Sealsfield“ gibt es eine klare Identität.

---

<sup>21</sup> Der aktuelle Fall der Karim el-Marough vulgo Ruby Rubacuore, demzufolge nicht näher identifizierte Italiener versucht hätten, durch Bestechung eine Vorverlegung der Geburtsdaten von Karim zu erreichen, ist wohl nur die Spitze des Eisbergs.

<sup>22</sup> Vgl. Walter Zettl: (1995): *Pater Postl und Doktor Sealsfield oder die Suche nach dem Land der Freiheit*. In: *Jahrbuch des Wiener Goethevereins* 97/98 (1993/94); S. 47-56. (erschieden auch als *Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*, Band VIII [1994], hier: S. 51. Zettl übernimmt beide Hypothesen aus Castles Biografie von 1952.

<sup>23</sup> *Austria as it is* (Anm. 14), S. 357.

<sup>24</sup> Man könnte hier von einem „gebrochenen Namen“ sprechen, im Sinne von Presch, der die Ansätze von Searle und Kripke weiterführt: Gunter Presch: *Namen in Konfliktfeldern. Wie Widersprüche in Eigennamen einwandern*. Tübingen 2002.

<sup>25</sup> Vgl. Depkat: *Der Ort der USA in vormärzlichen Wissenshorizonten* (Anm. 6) zum schlecht funktionierenden transatlantischen Nachrichtenaustausch 1800-1830.

Hier können wir noch eine dritte Hypothese aufstellen, die an das eben Gesagte anknüpft: Gibt es einen signifikanten Zusammenhang zwischen den Namen Carl Moritz Zeifels und Charles Sealsfield, der über die Annahme, dass es sich dabei um dieselbe Person, nämlich um Karl Postl handelt, hinaus geht? Ich würde sagen, auch dieser Zusammenhang ist ein spezifisch sprachlicher, der nicht nur die reine Zuordnungsidentität – Zeifels ist Sealsfield, Sealsfield ist Postl, also ist auch Zeifels Postl – betrifft. Nicht nur heißt auch Zeifels Carl – und dass er auch Moritz heißt, erinnert uns an einen gewissen Carl Philipp Moritz, dessen Roman *Anton Reiser*, erschienen 1795, wie auch die Abhandlungen über das Freimaurertum (*Beiträge zur Philosophie des Lebens aus dem Tagebuch eines Freimäurers*, 1780 und *Die große Loge oder der Freimaurer mit Waage und Senkblei*, 1793) dem Karl Postl kaum unbekannt gewesen sein dürften; doch setzt diese Konjektur voraus, dass der Name erfunden und nicht übernommen ist! – nicht nur Carl also: man kann den Namen Sealsfield als halb phonetische, halb semantische oder auch als vollständig phonetische Transkription ins Amerikanische (mit minimalen Abweichungen) von Zeifels lesen, möglicherweise durch defekte Aussprache des deutschen Namens und/oder durch Hörfehler und also nicht intendierte Fehltranskription entstanden.<sup>26</sup> In jedem Fall aber – sei es ein erfundener oder ein realer, jedenfalls unikaler Name<sup>27</sup> – auch seine phonetische Übersetzung d.h. Transkription konserviert so gesehen die wahre Identität des Namensträgers. Namen sind eben doch nicht nur Schall und Rauch, wie der Dichter (und mit ihm der Volksmund) sagt.

## 2. Vom Namenswechsel zum literarischen Sprachwechsel.

Wenn Sprache überhaupt identitätsstiftend ist – und bis zu einem gewissen Grade ist sie das, wenn auch weit weniger, als allgemein angenommen wird und schon gar nicht ausschließlich – dann ist nicht nur die sprachliche Ebene des Namenswechsels eine Dimension der deklarierten Löschung und versteckten Bewahrung von Erst-Identität, sondern ebenso und in einem vielleicht noch entscheidenderen Sinn trägt der Wechsel der literarischen Sprache zur Schaffung einer neuen Identität bei. Wie aber sieht eine solche Zweit-Identität aus, die nicht anagrafisch durch einen Pass, durch bürgerliche Rechte und Verpflichtungen u. ä. bürokratisch sanktioniert ist? Wie manifestiert sie sich und wodurch ist sie motiviert? Denn im Unterschied zum anagrafischen Identitätswechsel, der letztlich rein praktischer Natur ist, ist der Wechsel der literarischen Sprache nicht nur bzw. nur am Rande eine praktische Frage.

---

<sup>26</sup> Vgl. dazu ebenfalls die akribisch rekonstruierten Aspekte bei Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning* (Anm.2), S. 225-228 und 230.

<sup>27</sup> Ebd., S. 226.

Ich habe die Frage der literarischen Zweisprachigkeit bei Sealsfield schon einmal unter dem Gesichtspunkt der Selbst-Übersetzung behandelt<sup>28</sup>. Tatsächlich hat ja jeder Sprachwechsel, nicht nur der literarische, direkt und indirekt mit Übersetzung zu tun. Der Joyce- und Shakespeare-Übersetzer Klaus Reichert fragt: „Warum wechselte Beckett die Sprache? Warum wechselt überhaupt jemand die Sprache? Adaption an die neue Kultur, in der einer lebte oder zu leben gezwungen war?“<sup>29</sup> Das liegt auf der Hand, aber er nennt eine weitere Möglichkeit, die freilich die eben genannte nicht ausschließt: „Vermutlich liegen bei allen, die ihre Sprache wechseln, Reiz und Irritation darin, dass eine andere Stimme hörbar bleibt.“<sup>30</sup> Er bringt dann drei Beispiele, eins davon ein sehr bekanntes: Joseph Conrad, der polnische Seemann, der erst mit 21 Englisch lernte, zu Hause hatte er Französisch und Latein studiert, aber nicht Englisch. Die zwei anderen dürften weniger bekannt sein: der Lyriker Gennadij Aigi aus Tuschuwassien, der in den 60er Jahren nach Moskau zog und bald auf Anraten Boris Pasternaks begann, experimentelle Lyrik auf Russisch zu schreiben, um so die sprachliche Ausgrenzung zu überwinden, der er in Moskau ausgesetzt war. Dass dann der sprachlichen Ausgrenzung die ideologisch-ästhetische folgte, gehört zwar zum selben Kapitel, wir können es hier aber nicht behandeln. Der dritte schließlich ist nicht nur geografisch sondern auch historisch weit entfernt: der jüdische Arzt und Philosoph Maimonides – das ist sein latinisierter Name – aus Cordoba, der 1204 in Kairo starb und, so Reichert, „eine Sprache der Philosophie im Hebräischen begründete, indem er zunächst Arabisch schreibt“.<sup>31</sup>

Diese drei Autoren waren zwar durch äußere Umstände dazu angeregt, ihre literarische oder philosophische Sprache zu wechseln, aber, so kann man sagen, sie waren nicht dazu gezwungen. Der 2001 bei einem Autounfall ums Leben gekommene deutsche Schriftsteller W(infrid) G(eorg) Sebald, der seit vielen Jahren in England lebte, hat im täglichen Leben die öffentliche Sprache der alltäglichen und beruflichen Kommunikation – er lehrte deutsche Literatur an der Universität – gewechselt, ist aber bei seiner literarischen Ursprungssprache geblieben.

Warum also hat Sealsfield die Sprache gewechselt und vor allem: wie wirkte sich das auf sein Schreiben aus?

---

<sup>28</sup> Gustav-Adolf Pogatschnigg: „*Transatlantisches Kauderwelsch*“? *Mehrsprachigkeit als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung bei Karl Postl alias Charles Sealsfield*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. Hg. v. Alexander Ritter. (=SealsfieldBibliothek 1). Wien: Edition Praesens 2004, S. 181-200. Ich hatte damals allerdings zu wenig berücksichtigt, dass es vor dem „Amerikaner Sealsfield“ noch keinen „Österreicher Postl“ als Schriftsteller gab, dass sich demnach der Sprachwechsel vom Englischen „zurück“ in die Muttersprache vollzieht, wie das ja z.B. schon Schüppen richtig angemerkt hatte.

<sup>29</sup> Klaus Reichert: *Die unendliche Aufgabe. Zum Übersetzen*. München: Hanser 2003, S. 237.

<sup>30</sup> Ebd., S. 241.

<sup>31</sup> Ebd.



Ich halte mich hier an das, was ich bei Alexander Ritter in den biografischen Angaben in der Reclam-Ausgabe des *Kajütenbuchs* finde: 1827, ein Jahr nach der Rückkehr von dem dreijährigen, ersten Amerikaaufenthalt hält sich Sealsfield im Juni in London auf. Er entscheidet sich zur „Übersetzung des Amerika-Berichtes – im selben Jahr bei Cotta auf Deutsch erschienen –, um über eine Londoner Ausgabe auf dem amerikanischen Literaturmarkt bekannt zu werden. Schwierige finanzielle Verhältnisse.“ Und: „Sealsfield folgt der Anregung, ein Buch über das politisch abgeschirmte Österreich zu schreiben.“<sup>32</sup>

Dem folgen dann noch im selben Jahr die zwei Bände der Tokeah-Geschichte, deren 3-bändige Überarbeitung unter etwas geändertem Titel 1829 und im selben Jahr schließlich die umgearbeitete und erweiterte 3-bändige deutsche Version mit einem neuen Titel. Alle drei Versionen – die zwei englischen und die deutsche – erscheinen anonym.

Was die Motivation betrifft, so ist wohl klar, dass es sich um eine praktische, letztlich ökonomische Frage handelt. Sealsfield braucht Geld.<sup>33</sup> Tatsächlich schreibt er dann ab 1830 auch für englischsprachige Zeitungen und Zeitschriften. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich an die in Paris und London situierte Novelle, in der es um die Geschichte eines jungen, mittellosen Dichters geht, der demütigende Erfahrungen mit Verlegern durchmachen muss, bis zu dem Punkt, an dem er sich als Soldat verkauft. In dem von Kriegleder und mir herausgegebenen Band dieser und anderer Erzählungen habe ich meine, durch die Übereinstimmung von chronologischen Angaben naheliegende Vermutung formuliert, dass Sealsfield hier autobiografisch spricht<sup>34</sup>. Und ich sehe diese Vermutung jetzt neuerlich aus einer anderen Perspektive bestätigt, denn ich hatte mir damals die Frage der finanziellen Verhältnisse Sealsfields in London im einzelnen gar nicht gestellt. Die Verbesserung seiner „wirtschaftlichen Lage“ ab 1828<sup>35</sup> durch einen mit einer nicht dokumentierten Mexikoreise verbundenen ebenfalls nicht nachweisbaren Plantagenbesitz liegt jedenfalls nach wie vor im Dunkeln.

Doch zurück zum Schreiben von Literatur in der Zweitsprache. Von den drei in englischer Sprache erschienenen Büchern gibt es eine schreibstrategische Linie vom insgesamt sachlich gehaltenen Handbuch für Amerika-Auswanderer über den polemisch-politischen Reisebericht zum Roman. In anderen Worten: es gibt textsortenspezifische Übergänge vom praktisch-journalistischen Genre über eine Mischform im Stile der kritischen Reiseberichte der Jungdeutschen zum literarischen Text im engeren Sinn. Dann bricht dieses Experiment des Schreibens in der Zweitsprache ab. Sealsfield kehrt definitiv zum Deutschen zurück. Auch diese Entscheidung erfolgt sicherlich aus praktischen Gründen, den schon 1832 zeichnet sich die Mög-

<sup>32</sup> Charles Sealsfield: *Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. Hg. v. Alexander Ritter. (=Universalbibliothek 3401). Stuttgart: Reclam 1982, S. 437.

<sup>33</sup> Vgl. dazu auch Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung* (Anm. 11), hier bes. S. 22.

<sup>34</sup> Siehe *Die Geschichten des Charles Sealsfield* (Anm. 17).

<sup>35</sup> Ritter: *Statt einer Vorbemerkung* (Anm. 11), S. 22.

lichkeit einer Rückkehr in den deutschen Sprachraum ab. Der kometenhafte Aufstieg des amerikanischen Schriftstellers Charles Sealsfield endet wie alle Kometen: er verglüht. Allerdings entsteht aus der Asche des Englisch schreibenden Amerikaners der etwas blässere Stern des deutsch schreibenden Amerikaners am europäischen Literatenhimmel. Und auch der wird bald durch die Ereignisse von 1848 und die nachfolgende Änderung des literarischen Realismus-Kanons aus seiner Laufbahn geworfen und vom Schwarzen Loch des Vergessens absorbiert.

Was aber bleibt von diesem Experiment? Franz Schüppen hat darauf hingewiesen, dass die Erfahrungen mit der Fremdsprache dem deutsch schreibenden Sealsfield ein stärkeres Bewusstsein der eigenen Sprache ermöglicht hätten, was sich zum Beispiel am reicheren Wortschatz zeige.<sup>36</sup> Fragen wir noch einmal bei Klaus Reichert nach, was er zum Experimentieren mit der Fremdsprache meint: Mit Bezug auf Samuel Beckett, der sich im Alter von 31 Jahren endgültig in Paris niederließ, und dort auf Französisch, das er allerdings schon vorher als Romanistik- und dann als Austauschstudent erlernt hatte, Gedichte und Prosa schrieb, stellt Reichert fest, dass die gelehrte Intertextualität Becketts, zu der ja auch das Fremdsprachliche gehört, eine Art „Verschanzung [ist], damit die Figuren nicht von sich sprechen“.<sup>37</sup> Und weiter: „So vertraut ihm auch französische Sprache und Literatur waren, die Wörter hatten nicht [...] den unauslöschlichen Assoziationsreichtum der englischen, sie konnten gewissermaßen rein, als Material benutzt werden.“<sup>38</sup> Anders gesagt, es geht mit den Worten Becketts darum, „to cut away the excess, to strip away the colour“, also um die Distanzierung von der vertrauten Sprache, mit der er aufgewachsen ist. Die Erkenntnis, dass Wörter immer nur ein Surrogat sind für etwas, das sich in Sprache nicht ausdrücken lässt, dass die Wörter also, so würden wir heute mit den Dekonstruktionisten und mit Lacan sagen, eine unabschließbare Signifikantenkette bilden – diese Erkenntnis führt zu dem Versuch, das Ausdrückbare in einem kontrollierten Prozess von Wort zu Wort sich entfalten zu lassen. Das Resultat ist eine Kunstsprache, eine artifizielle Sprache der Kunst. Nicht der Schriftsteller spricht, die Sprache spricht.

Diese Beobachtungen treffen offenbar nur teilweise auf Sealsfield zu, und das aus mehreren Gründen. Vor allem ist der literarhistorische Kontext ein ganz anderer, wenn auch schon durch die Romantik vorbereitet. Es herrscht noch nicht das explizite Bewusstsein von der Sprache als Material, wie es dann im 20. Jh. gleichzeitig mit der Kunst und der Musik auch in der Literatur virulent wird. Linguistisch gesprochen, könnte man sagen, der Schriftsteller hat zu Sealsfields Zeiten ei-

---

<sup>36</sup> Franz B. Schüppen: *Charles Sealsfield Karl Postl. Ein österreichischer Erzähler der Biedermeierzeit im Spannungsfeld von Alter und Neuer Welt.* (=Europäische Hochschulschriften, Reihe I Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 428). Frankfurt/M.: Peter Lang 1981, S. 106ff.

<sup>37</sup> Klaus Reichert: *Die unendliche Aufgabe* (Anm. 29), S. 236.

<sup>38</sup> Ebd., S. 238.

ne „prä-Saussuresche“ Vorstellung von der Sprache: ihre Wörter, Sätze und Texte beziehen sich direkt auf die Wirklichkeit. Saussures Analyse hingegen macht deutlich, dass die Referenzfunktion nicht direkt über eine Nomenklatur mit 1:1-Entsprechung zwischen Wort und Gegenstand, sondern über den inneren Zusammenhang des jeweiligen Sprachsystems vermittelt abläuft.

Allerdings: Zu dieser Erkenntnis zu gelangen, die wissenschaftsgeschichtlich gesehen erst Anfang des 20. Jahrhunderts ausgesprochen, wenn auch philosophisch von Wilhelm von Humboldt und literarisch von den Frühromantikern antizipiert wird, ist kein Privileg der Linguisten, Philosophen und Schriftsteller, auch wenn die letzteren sozusagen mit der Nase darauf gestoßen werden, in der Art, wie es Kleist in seiner Darstellung der *Allmähliche[n] Entstehung der Gedanken beim Sprechen* scharfsinnig bemerkt hat. Diese durch Erfahrung begründete Erkenntnis von der nur indirekten Verbindung zwischen Sprache und Wirklichkeit hat jedes zwei- oder mehrsprachig aufwachsende Kind und natürlich jeder Immigrant.

Schlussfolgern wir also, dass Sealsfield eher aus praktischen Gründen seine literarische Laufbahn in der englischen Sprache begonnen und eher nicht durch experimentelle Ambitionen motiviert war. Er hatte in seinen Anfängen, so wie Joseph Conrad, noch gar keine literarische Sprache, jedenfalls soweit wir wissen. Allerdings könnte man sich, Primus-Heinz Kuchers Überlegungen folgend, den jungen Priester Carl Postl zumindest als „interessierten Leser“ von dem Neuen nicht abgeneigten literarischen Zeitschriften vorstellen, also einen noch nicht schreibenden aber doch aktiv aufnehmenden und durch das Gelesene für die spätere Laufbahn geprägten Literaten.<sup>39</sup> Wenn hingegen – wovon auszugehen ist – seine literarische Erstsprache das Englische war und er – was nicht auszuschließen ist – diese englischen Texte nur zum Teil allein geschrieben hat, weil sie dann lektoriert wurden oder weil er sie aus anderen Texten zielgerichtet montiert hat – selbst wenn das so war, so hat er sich durch die damit verbundenen Problemstellungen, die ja denen eines Übersetzers gleichen, doch ein reflexives Sprachbewusstsein geschaffen, das sich dann in seinen deutschsprachigen Schriften niederschlägt, nicht zuletzt in der Dimension der Sprachmischung als ein durchaus experimentelles Instrument zur Darstellung der „nazionalen Charakteristiken“. Die endgültige Entscheidung für die deutschsprachige Schweiz ist ja auch eine Entscheidung für die Muttersprache als Literatursprache seiner Romane, auch wenn diese dann nicht von der mährischen Heimat sondern von seiner schweizerischen Exilheimat<sup>40</sup> und vom Land der (fast) unbegrenzten Möglichkeiten berichten.

---

<sup>39</sup> Vgl. Primus-Heinz Kucher: *Prag-Leipzig-Wien. Aspekte des literarischen Feldes um 1820. Zeitenössisches Textangebot und dessen mögliche Rezeption durch Carl A. Post/Charles Sealsfield*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers* (Anm. 2), S. 37-53.

<sup>40</sup> Vgl. Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung* (Anm. 11), S. 12ff.



# Die neue Sealsfield-Briefedition

## Ein Zwischenbericht

### 1.

Das von Wynfrid Kriegleder geleitete Projekt „Charles Sealsfield – Kommentierte Briefausgabe“<sup>1</sup> wird am Institut für Germanistik an der Universität Wien durchgeführt, finanziert vom österreichischen *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung*. Die dreijährige Laufzeit des im Oktober 2009 begonnenen Projekts erscheint ausreichend angesichts der verwertbaren Beiträge der Sealsfield-Forschung sowie der projekteigenen Fortschritte. Überschaubar ist zudem die Menge des vorliegenden und noch erwartbaren Materials von schätzungsweise 370-400 Briefen bzw. briefähnlichen Dokumenten.

Von Sealsfield gibt es keinen gesammelten Nachlass, doch sind die meisten institutionellen Standorte mit größeren Briefbeständen bekannt. Die (gelegentlich nur partielle) Vernichtung von Korrespondenz durch Sealsfield und andere wurde oft beklagt und gab Anlass zu Spekulationen wie die von Eduard Castle vermuteten Freimaurerbeziehungen Sealsfields.<sup>2</sup> Daneben kam es zu Verlusten in Archiven sowie kriegsbedingten oder internen Vernichtungen, etwa der Geschäftsunterlagen von Verlagen (z.B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart, Verlag Friedrich Schultheß in Zürich). Anstelle von zusammengehöriger Korrespondenz mittels Brief und Gegenbrief werden nun meist Einzelbriefe aufzustöbern sein.

Das zentrale Projektziel ist eine neu erarbeitete, kritische und kommentierte Briefausgabe, wobei es nicht bloß um Briefe im engeren Sinn geht. Schon Castles Briefedition von 1955 inkludierte mehr oder weniger briefähnliche Dokumente, die handschriftlich oder auch nur gedruckt vorliegen, z.B. Einladungsbillets, Aktenstücke, Verlagsverträge, Quittungen, Inventare, Notizen oder die vom Pfarrer Friedrich

---

<sup>1</sup> Webseite des Projekts „Charles Sealsfield – Kommentierte Briefausgabe“: <<http://germanistik.univie.ac.at/institut/projekte/charles-sealsfield-kommentierte-briefausgabe/>> (Stand: 1. Aug. 2011).

<sup>2</sup> Siehe dazu Dieter A. Binder: *Charles Sealsfield und die Freimaurerei: Von der Verschwörungstheorie zur virtuellen Realität*. In: *Charles Sealsfield: Lehrjahre eines Romanciers 1808-1929. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hg. v. Alexander Ritter (=SealsfieldBibliothek 5). Wien: Praesens 2007, S. 125-133.

Hemann erstellte Todesanzeige von Sealsfield. Darüber hinaus geht es nicht nur um Dokumente *von* und *an* Sealsfield, sondern auch um Drittbriefe (Dritttexte) im Sinne von Briefen (Texten) *über* Sealsfield, z.B. Tagebucheintragungen, in denen Sealsfield erwähnt oder gemeint ist.

Diese breitere Textbasis verdankt sich der ohnehin spärlichen Materiallage und hat den Vorteil, dass manche Dokumente nicht im Textteil der Briefedition aufgenommen werden müssen, aber zumindest im Kommentarteil im Apparat abgedruckt und somit leicht zugänglich sein können, etwa die 1823 auf einem Amtsformular ausgefüllte und als Beilage an Behörden verschickte „Persons=Beschreibung des flüchtig gewordenen Kreuzherrn Ordens Priesters Carl Postl“.<sup>3</sup> Die Letztentscheidung über die Aufnahme und Darstellungsform von Dokumenten erfolgt in der Projekt-Schlussphase und soll die systematische Materialsuche auch nach weniger abdruckwürdigen Texten nicht von vornherein behindern. Ob etwa der in der *Wienbibliothek im Wiener Rathaus* befindliche Rezensionentwurf von Sealsfields *Gesammelten Werken* (1843-1846) aus der Hand des Kunst- und Musikalienhändlers Joseph Bermann (1810-1886) in der neuen Ausgabe abgedruckt oder nur vermerkt wird, ist derzeit ebenso offen wie die Frage, wann der Zeitraum der Drittbriefe abzuschließen sei: nimmt man Sealsfields Todestag, den 26. Mai 1864, bleiben etliche aufschlussreiche Briefe wie die von Elisabeth Meyer unberücksichtigt. Der 1905 an Prof. Heinrich Gysi gerichtete Brief von Wilhelm Rust – dem Sohn des Solothurner Photographen Christoph Ludwig Rust, der das einzige Photoportrait von Sealsfield anfertigte – kann als chronologisch jüngstes Dokument seine Aufnahme in Castles Briefsammlung damit rechtfertigen, dass der Absender darin persönliche Kindheitserinnerungen an den Schriftsteller mitteilt.<sup>4</sup> Alexander Ritters Ansicht, es sei „vermutlich lohnend, auch in die Korrespondenz derjenigen Wissenschaftler hineinzuschauen, die sich wie Faust, Heller und Arndt mit Sealsfield beschäftigt haben“,<sup>5</sup> kann durch die beiläufige Einsicht in Forschungskorrespondenz im Wiener Castle-Nachlass und in der Solothurner Kresse-Sammlung nur bekräftigt werden. Ergebnislos verliefen hingegen die Nachforschungen zum Sealsfieldianer Leo Smolle, dessen Sammlung im *Regionalmuseum Steiermark/Stajerska* in Leutschach keinen relevanten Bestand enthält. Die nach Sealsfields Tod geschriebe-

---

<sup>3</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte: Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl) – Briefe und Aktenstücke*. Wien: Karl Werner 1955, #58, S. 97. Unter demselben Titel als Reprint: Erweiterte und kommentierte Edition der Ausgabe Wien 1955. Mit einem Vorwort von Alexander Ritter (=Sämtliche Werke, Bd. 29), Hildesheim: Olms 2010. Im Folgenden werden bei Verweisen auf Castles Briefedition – abgekürzt als: Castle: *Briefe* – auch Briefnummern mit einem Doppelkreuz angegeben; z.B. bezeichnet „#58“ den bei Castle als Nummer 58 angeführten Brief.

<sup>4</sup> Chur, 5. Jan. 1905; in: Castle: *Briefe*, #297, S. 406f.

<sup>5</sup> Alexander Ritter: *Das ‚Reise Écritoire‘ oder Schreiben als Existenzform: Charles Sealsfield und seine Korrespondenz. Unveröffentlichte und verstreut publizierte Dokumente und Briefe seit Eduard Castles Briefedition (1955)“*. In: Castle: *Briefe*, Reprint, S. 7\*-105\*; hier S. 21\*.

nen Drittbrieft, die ihn stärker als Forschungsgegenstand thematisieren,<sup>6</sup> bilden zwar keinen eigenen Projekt-Schwerpunkt, ergeben aber wichtige Vorarbeiten für weiterführende Forschungen über dieses faszinierende Stück internationaler Wissenschaftsgeschichte.

### 2.

Schon kurz vor Sealsfields Ableben erschienen Abdrucke von Briefen von und zu Sealsfield in Zeitschriften und Büchern, mitgeteilt von Briefpartnern wie Ida von Düringsfeld<sup>7</sup> oder Karl Maria Kertbeny<sup>8</sup>. Während die frühen Biographien von Victor Hamburger<sup>9</sup> und Albert B. Faust<sup>10</sup> größere Briefmengen boten, wurden in zahlreichen Forschungsartikeln meist Einzelbriefe vorgestellt. Alle diese Vorarbeiten gingen in Castles Briefedition von 1955 mit ihren rund 300 Texten ein. Drei Jahre zuvor erschien schon seine Biographie *Der große Unbekannte: Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*,<sup>11</sup> und diesen Titel übernahm seine Briefedition mit dem Zusatz *Briefe und Aktenstücke*, damit anzeigend, dass es Castle in erster Linie um eine Dokumentensammlung als flankierende Absicherung seiner Biographie ging. Interessanterweise liefert seine Biographie Ausschnitte oder Verweise auf Drittbrieft über Sealsfield, die durchaus in seine spätere Briefedition hätten eingehen können; so zitiert Castle etwa einen Briefausschnitt aus dem Jahr 1827 von Therese Huber, der Schriftleiterin von Johann Friedrich Cottas Zeitschrift *Morgenblatt*, an die österreichische Schriftstellerin Caroline Pichler: „So eben erscheint ein Buch über die vereinigten Provinzen von einem Sidons, Einem deutscher Abkunft [...] ein sehr nützliches und unterrichtendes Werkchen“.<sup>12</sup>

---

<sup>6</sup> Einige davon erschienen schon in Eduard Castles Quellendokumentation von 1943: *Das Geheimnis des Großen Unbekannten: Charles Sealsfield. Die Quellenschriften* [...]. Wien: Wiener Bibliophilen=Gesellschaft 1943. Als Reprint mit einem Vorwort, Anhang und Kommentar von Wynfrid Kriegleder. Hildesheim: Olms Presse 1995.

<sup>7</sup> Ida von Düringsfeld: *Schattenrisse aus der Welt-Literatur: Charles Sealsfield*. In: *Magazin für die Literatur des Auslandes*. Jg. 31, Nr. 28 (9. Juli 1862), S. 330-330.

<sup>8</sup> Karl Maria Kertbeny: *Silhouetten und Reliquien: Erinnerungen an Albach* [...]. Bd. 2. Prag: I.L. Kober 1863; *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. Brüssel & Leipzig: Ahn's Verlagshandlung 1864.

<sup>9</sup> Victor Hamburger: *Sealsfield-Postl: Bisher unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen zu seiner Biographie*. Wien: L. Rosner 1879.

<sup>10</sup> Albert B. Faust: *Charles Sealsfield (Carl Postl), der Dichter beider Hemisphären: Sein Leben und seine Werke*. Weimar: Emil Felber 1897.

<sup>11</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte: Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien: Manutiuspresse 1952 (im Folgenden abgekürzt als: Castle: *Leben*). Reprint-Ausgabe als Nachdruck der Ausgabe Wien und München 1952. Mit einem Vorwort von Günter Schnitzler (= *Sämtliche Werke*, Bd. 25). Hildesheim: Olms 1993.

<sup>12</sup> Augsburg, 29. Jan. 1827; zit. in Castle: *Leben* (Anm. 11), S. 205. Castles Quelle war Ludwig

Castles Standard-Edition von 1955 bildet allein wegen der Materialfülle den Ausgangspunkt für die Neu-Edition und ist wieder leicht zugänglich durch die Reprint-Ausgabe von 2010, deren informatives Vorwort von Alexander Ritter mehrere unveröffentlichte oder verstreut publizierte Briefe und Dokumente abdruckt. Dennoch ist Castles Ausgabe überholt: einerseits wegen der zahlreichen, seit 1955 aufgefundenen Briefe, andererseits wegen seiner methodisch bedenklichen Editionspraxis. Castle erklärt seine Editionsrichtlinien weder im Allgemeinen noch hinsichtlich von Details bei der Textgestaltung, etwa dass, erstens, bei ihm kursiv gedruckte Texte – z.B. „*London*“ – im Original meist in modern wirkender lateinischer Schreibschrift erscheinen (v.a. zum Zweck der Hervorhebung von Namen und Orten im Umfeld eines in Kurrent-Schreibschrift verfassten Textes); dass, zweitens, Buchstaben oder Worte in eckigen Klammern – z.B. „*unterricht[en]*“ – eine Textergänzung seinerseits darstellen; oder dass, drittens, ein eckig geklammerter Text mit nachfolgendem Sternchen – z.B. „[für \*]“ – ein vom Schreiber durchgestrichenes Wort repräsentiert. Ebenso wie Castle setzt die vorläufige Arbeitsfassung der Brieftexte editorische Textergänzungen in Brieftexten in eckige Klammern, markiert jedoch die im Original durchgestrichenen Textteile (von Buchstaben bis hin zu mehreren Zeilen) mittels einfacher Durchstreichung, z.B. „~~für~~“. Solche provisorische Konventionen der Textgestaltung werden in der Projekt-Schlussphase endgültig festgelegt und natürlich in der Druckausgabe erklärt.

Bis jetzt offenbarte fast jede vergleichende Lesung zwischen Originaltext und Castles Druckfassung editorische Unzulänglichkeiten bei Letzterer, und das gilt in der Regel ebenso für die Briefabdrucke bei anderen Sealsfield-Forschern. Man findet bei Castle orthographische Eigenmächtigkeiten, inkorrekte Auflösungen von Abkürzungen, schlichtes Weglassen von Buchstaben und Wörtern oder fragwürdige Entscheidungen bei plausibleren Lesealternativen. Bei der Interpunktion macht er stillschweigende Änderungen durch eingefügte Beistriche oder weggelassene Gedankenstriche. Er berücksichtigt zwar Umschlaginformationen (z.B. Postanschrift, Stempel), welche oft genauere Orts- und Zeitangaben ermöglichen, bietet aber keine einheitliche Beschreibung der Textzeugen (z.B. Format, Besonderheiten von Papier, Tinte oder Handschrift), und manche seiner Angaben zur Überlieferungsform (z.B. abgeschickter Brief, Entwurf, Rundschreiben) sind präziser zu formulieren.

Trotz allem sind seiner Edition insgesamt nur relativ geringfügige Fehler vorzuwerfen; schwerwiegende sinnändernde Eingriffe und Unterlassungen sind selten und in einem bekannten Fall auch nicht Castle selbst anzulasten: Der von Helga Löber ersteigerte und von Kriegleder vorgestellte Original-Brief<sup>13</sup> Sealsfields an die

---

Geigers Artikel *Briefe der Therese Huber an Karoline Pichler* (in: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*, Jg. 17, 1907, S. 190-291, hier S. 258), worin Geiger den in Hubers Brief erwähnten Namen „Sidons“ kommentiert mit: „Sidars Buch kann ich leider nicht angeben“ (S. 289, Sperrdruck im Original). Das Sealsfield-Projekt ist in Kontakt mit der Osnabrücker Arbeitsstelle Therese Huber, die eine neunbändige Ausgabe ihrer Briefe vorbereitet.

<sup>13</sup> Schaffhausen, 21. Nov. 1849; in: Wynfrid Kriegleder: *Charles Sealsfield schreibt aus Schaffhausen*



Schriftstellerin Ida von Düringsfeld ließ schwerwiegende Mängel inklusive Kürzungen in der von Castle abgedruckten Version<sup>14</sup> erkennen – doch Castle kannte dieses Original ja nicht selbst und musste sich mit der Fassung begnügen, welche die Baronin in einem Aufsatz 1862 selbst abdrucken ließ.<sup>15</sup> Die Unterschiede zum Original verdanken sich also dem Eingriff der Baronin und wären in diesem hohen Abweichungsgrad untypisch für Castles behutsamere Editionspraxis.

Bedenkt man die schwierigen Zeitumstände vor, während und nach dem 2. Weltkrieg, bleibt Castles mühevollere Materialsuche und -zusammenstellung weiterhin rühmlich. Diesen Eindruck erhärtet die Durchsicht seines 1985 aus Familienbesitz erworbenen Nachlasses, der sich in der Handschriftensammlung der *Wienbibliothek im Wiener Rathaus* befindet. Castle selbst nennt diese Bibliothek unter ihrem damaligen Namen *Stadtbibliothek Wien* als Fundort für den dort aufbewahrten Brief Sealsfields an den deutschen Mediziner Johann Lukas Schönlein (1793-1864).<sup>16</sup> Darüber hinaus besitzt diese Handschriftensammlung drei Korrespondenzstücke, deren Wortlaut Castle unbekannt war: zuerst ein an Sealsfield gesandtes Telegramm (ohne Jahresangabe), in dem ihm sein Schweizer Freund Friedrich Peyer im Hof ankündigt, wann er in Solothurn zum Treffen mit Sealsfield ankomme. Das zweite Schreiben richtet sich 1850 an Eduard Brüstlein,<sup>17</sup> einem mit US-Bankgeschäften versierten Schweizer Kaufmann, der sich gerade in Neuenburg aufhält. Ihm empfiehlt Sealsfield einen (bislang nicht identifizierten) politischen Flüchtling aus Deutschland namens Dr. Wolf, der in die USA auswandern will und der Sealsfield seinerseits anempfohlen wird von Karl Morel(l), dem damaligen Privatsekretär des Schweizer Bundespräsidenten Jonas Furrer (Morel wurde später als Schriftsteller und Historiker bekannt). Aus demselben Jahr 1850 stammt das dritte neue Schreiben, ebenso im Kontext von Sealsfields Vermittlungstätigkeit. Dieser Brief, adressiert am „15 May 1850“ von Schaffhausen an den zuvor genannten Morel,<sup>18</sup> diente offenbar als Begleitschreiben zu Sealsfield Empfehlungsschreiben für einen ungenannten Auswanderer, dem Sealsfield ein gutes Gedeihen wünscht. Castles Behauptung, ein Mitglied von Morels Familie habe Sealsfields Briefe an Morel verbrannt,<sup>19</sup> wird nicht nur durch diesen Einzelfund in Frage gestellt: 6 unbekannte Briefe Sealsfields an Morel aus dem Zeitraum 1847-1850 wurden dank eines Hinweises von Ian Holt

---

*an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld in Konstanz oder: Warum trotz Eduard Castle eine neue Sealsfield-Briefedition notwendig ist.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864: Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.* Hg. v. Alexander Ritter (=SealsfieldBibliothek 6). Wien: Praesens 2008, S. 181-197. Wiederabdruck des Briefs in: Ritter: *Reise* (Anm. 5), S. 12f\*.

<sup>14</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #154, S. 232.

<sup>15</sup> Düringsfeld: *Schattenrisse* (Anm. 7), S. 331.

<sup>16</sup> Zürich?, 10. Juni 1839; zit. in Castle: *Briefe*, #105, S. 164f.

<sup>17</sup> Erstabdruck in Ritter: *Reise* (Anm. 5), S. 64\*.

<sup>18</sup> Erstabdruck in Ritter: *Reise* (Anm. 5), S. 63f\*.

<sup>19</sup> Castle: *Briefe*, S. 7.

(*Zentralbibliothek Solothurn*) in der St. Galler Kantonsbibliothek Vadiana lokalisiert, wohin sie als Teil der „Sammlung Robert Alther“ um die Mitte 2003 gelangten.<sup>20</sup>

### 3.

Der bisherige Stand des Editionsprojekts ergibt sich aus der Entwicklung von vier Projektschritten, die sich als zeitlich aufeinanderfolgende Phasen in kleineren Bereichen oft überschneiden.

3.1. Im 1. Schritt wird auf der Basis der jeweils verlässlichsten Textgrundlage eine Arbeitsfassung der Brieftexte erstellt. Als Textgrundlage dienen im Idealfall Originale, die vor Ort eingesehen (Autopsie), kopiert, in ihrer materiellen Beschaffenheit (z.B. Format, Papier, eventuelle Wasserzeichen oder Stempel) kurz beschrieben und sorgfältig transkribiert werden. Sind Originale unzugänglich, ist auf Photographien der Originale zurückzugreifen. Im ungünstigeren Fall muss man sich mit handschriftlichen Abschriften oder Druckfassungen begnügen, ohne diese mit dem Original vergleichen zu können. Letzteres gilt für die von Kertbeny im Druck veröffentlichten Briefauszüge oder für die drei von Castle als „Konfidentenberichte“ (sprich: Spitzelberichte) klassifizierten Briefe im Zusammenhang mit den behördlichen Nachforschungen nach Postls Flucht im Mai 1823,<sup>21</sup> wobei der erste dieser Berichte vom „k. k. Postmeister“ und amtlichen Brieföffner zu Karlsbad, Johann Dewez, aus Karlsbad nach Prag gesandt wurde. Die Prager Stadthauptmannschaft sandte dann diese Briefe mit einem Begleitschreiben an Josef von Sedlnitzkys Polizei- und Zensur-Hofstelle in Wien, wo sie nach Auflösung dieser Hofstelle 1848 im Justizpalast lagerten, zugeteilt dem Innenministerium. Dort wurden sie vom Universitätsbibliothekar August Weiß eingesehen und 1897 in einer Zeitschrift leider nur auszugsweise abgedruckt.<sup>22</sup> Beim Wiener Justizpalastbrand am 15. Juli 1927, der rund die Hälfte der Akten der Polizei-Hofstelle vernichtete, verbrannten auch diese Konfidentenberichte – zumindest laut Castle,<sup>23</sup> dessen Behauptung nicht so einfach hingenommen zu werden braucht. Eine erste Suche im *Österreichischen Staatsarchiv*

---

<sup>20</sup> Rudolf Gamper: *Die Sammlung Robert Alther*. St. Gallen: Kantonsbibliothek St. Gallen, Vadianische Sammlung 2003, S. 1.

<sup>21</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #38, #42, #44; S. 68, 71, 73.

<sup>22</sup> August Weiß: *Zur Biographie von Charles Sealsfield-Postl*. In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien*. Bd. XLVIII (1897), S. 865-887. Eine Kurzbeschreibung dieses Bestands bietet auch Albert B. Faust in seinem *Guide to the Materials for American History in Swiss and Austrian Archives*. Washington, DC: Carnegie Institution of Washington 1916, S. 249.

<sup>23</sup> Castle: *Briefe*, S. 414.

nach diesen Berichten blieb zwar ergebnislos, doch fanden sich gleichartige, am Rand verkohlte aber lesbare Spitzelberichte und Interzepte (Amtsabschriften von abgefangenen Briefen) aus demselben Jahr 1823 und von denselben Absendern, d.h. der Prager Stadthauptmannschaft und der Karlsbader Postloge unter Dewez.

Aus der Arbeitsfassung schält sich sukzessive die druckfertige Endfassung heraus, mit dem eigentlichen Textteil, gefolgt vom textkritischen Apparat, Kommentar, sonstigen Anhängen, Index und dergleichen. Die Arbeitsfassung ist daher provisorisch und enthält neben Fußnoten auch im Textteil noch editionskritische Sonderzeichen, welche z.B. mehr oder weniger unsichere Lesarten eines Originaltextes anzeigen. Zudem kommen solche Zeichen im Brieftext vor, die für die laufende Projektarbeit hilfreich sind, z.B. Markierungen für Kommentarinformationen oder mögliche Materialhinweise. Durch die einheitliche Verwendung solcher editorischer Zeichen soll jeder Eingriff bzw. jedes editorische Problem dokumentiert sein, sodass sich auf dem Weg zur Endfassung alle diese Zeichen mühelos bearbeiten bzw. auflösen lassen.

Gemäß den Editionsrichtlinien werden in der Arbeitsfassung die Transkriptionen so sorgfältig und behutsam als möglich durchgeführt. Dies beinhaltet eine diplomatische Textwiedergabe hinsichtlich der räumlichen Wortverteilung, etwa durch Beibehaltung von Paragraphen, des Zeilen- und Seitenumbruchs oder der Zweispaltigkeit von Amtsbriefkonzepten. Da Originale so unverändert als möglich wiederzugeben sind, ist jeder editorische Eingriff zu dokumentieren. Offensichtliche Schreibfehler, das Auslassen erwartbarer Umlaut-Punkte oder irrtümliche Wortwiederholungen werden getreu wiedergegeben und zwecks späterer Bearbeitung bzw. Auflösung markiert. Damals übliche Schreibkonventionen – etwa ein waagrechter Strich über einem *n* oder *m* zur Angabe der Konsonantenverdopplung – werden zwar aufgelöst, aber stets unter Angabe dieser Auflösung, sodass diese Auflösungen gegebenenfalls für die Endfassung jederzeit rückgängig gemacht werden können. Damit gelegentliche Schreibfehler im Original nicht als Transkriptionsfehler des Editors erscheinen, werden solche Stellen derzeit mit einem nachfolgenden „<sic>“ in spitzen Klammern (Winkelklammern) gekennzeichnet. Solche Winkelklammern verwendet die Arbeitsfassung in Brieftext ausschließlich für Texte des Editors, wohingegen eckige Klammern – „[...]“ – nur Texte auf der Brieftext-Ebene beinhalten (z.B. Interpunktionszeichen, Buchstaben, Worte), also grundsätzlich vom Schreiber niedergeschrieben hätten werden können. Gemäß dieser Unterscheidung von editorischem Metatext vs. ediertem Objekttext signalisiert etwa ein nachstehendes Fragezeichen in Winkelklammern – „<?>“ – eine leicht unsichere (d.h. stark wahrscheinliche) Lesart des Editors, während zwei solcher Fragezeichen – „<??>“ – eine schwer unsichere (d.h. schwach wahrscheinliche) Lesart kennzeichnen. Manche Anwendungen von „<?>“ und „<??>“ wirken auf den ersten Blick unnötig, doch gilt als Faustregel schon für die Arbeitsfassung: besser zuviel als zuwenig Skrupel.

Es gibt in der Arbeitsfassung keine stillschweigenden Eingriffe, da nichts am Text unmarkiert verändert wird, was sich im späteren Projektverlauf als fragwürdig

für die Endfassung herausstellen könnte, dann aber aufgrund fehlender Markierung nur schwer und zeitintensiv auffindbar ist; dagegen sind alle Markierungen, die zuletzt für die Endfassung als überflüssig gelten, leicht eliminierbar. Die provisorische Arbeitsfassung ermöglicht es, die Details der endgültigen Textgestaltung nicht schon gleich am Projektbeginn festlegen zu müssen.

Die Transkription der Originale berücksichtigt zu Vergleichszwecken alle anderen Abdrucke. Aufgrund der Zielsetzung der kritischen Neuedition werden die unzähligen geringfügigen und sinnneutralen Abweichungen der Briefftext-Fassung von Castle und Anderen nicht angezeigt. Größere, sinnverändernde Lesevarianten dokumentiert die Arbeitsfassung durch Lemmata im Fußnotenbereich. Dafür zwei Beispiele aus dem von Karl J.R. Arndt in Solothurn aufgefundenen Entwurf einer Schadensersatzklage Sealsfields; es geht darin um die Verschmutzung seines Solothurner Hauses „Unter den Tannen“ durch den Taubenkot und Hühnerdreck seines Hausnachbarn Georg Drechsler:

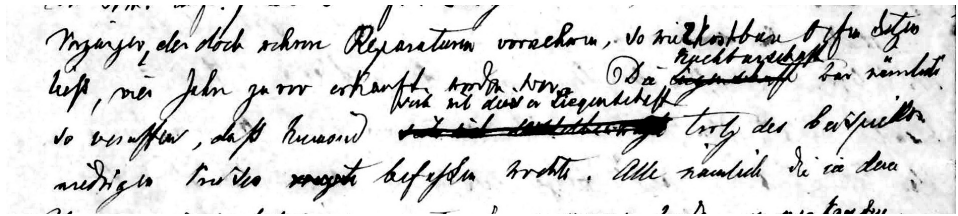


Abb. 1: Ausschnitt aus Sealsfields Entwurf einer Schadensersatzklage (Solothurn, zw. 1860-1864; Zentralbibliothek Solothurn, S I 343/7, #8)

Gleich am Anfang der abgebildeten Stelle<sup>24</sup> liest man vom früheren Besitzer von Sealsfields Haus als dem

Vorgänger, der doch mehrere Reparaturen vornehmen, so wie 2 kostbare Oefen setzen liess, [...]

Das von Arndt fälschlich mit „versehen“ transkribierte Wort<sup>25</sup> ist eine geringfügige Abweichung, denn „versehen [lassen]“ ist hier so gut als gleichbedeutend mit „vornehmen [lassen]“. Die 2. Passage beginnt in obiger Abbildung in der 2. Zeile nach der Mitte und lautet nach Arndt:<sup>26</sup>

[...] Die Nachbarschaft war nämlich so versoffen, dass Niemand sich mit dieser Liegenschaft trotz des beispiellos niedrigen Preises befassen mochte. [...]

<sup>24</sup> In den folgenden zwei Stellenzitate stammen die Unterstreichungen vom Verfasser und bleiben die Streichungen und Korrekturen Sealsfields unberücksichtigt.

<sup>25</sup> Karl J.R. Arndt: *The Litigious Mr. Sealsfield*. In: *Modern Language Notes* 78, 5 (1963), S. 527-532; hier S. 530.

<sup>26</sup> Ebd.

Tatsächlich war die Nachbarschaft laut Sealsfield nicht „versoffen“, sondern (nur?) „ver[r]uffen“. Um Arndts sinnverändernde Lesevariante anzugeben, lautet der Eintrag im Lemmabereich der Arbeitsfassung daher:

veruffen] versoffen <Arndt 1963: 530>

Da sich die provisorische Arbeitsfassung schrittweise zur druckfertigen Endfassung entwickelt, wurde gleich zu Beginn ein Index von Personen, Orten und Sachen (Werke, Zeitungen, Institutionen etc.) aufgebaut. Zum einen steigert dieser in der Endfassung eventuell geteilte Index die Benutzerfreundlichkeit, zum anderen erleichtert er schon jetzt die laufende Arbeit als Hilfsmittel der Materialsuche.

3.2. Seit der Veröffentlichung von Castles Briefedition tauchten schon über 50 neue Briefe auf, von denen einige 2010 in Ritters Vorwort zur Reprint-Ausgabe von Castles Briefedition abgedruckt sind. Nachdem Arndt 1963 den gerade erwähnten Entwurf einer Schadensersatzklage vorgelegt hatte, präsentierte er 1972 fünf unbekannte Schreiben aus Sealsfields Hand.<sup>27</sup> Ritter fand im Rahmen einer Suchaktion zwei Briefe Sealsfields und einen Drittbrief, in dem er vom Absender Ferdinand Freiligrath erwähnt wird.<sup>28</sup> Claudia Schweizer entdeckte bei Recherchen in einem Prager Archiv einen Brief Sealsfields von 1822,<sup>29</sup> also noch in seiner Identität als Karl Postl; dieses an den Prager Universitätsprofessor Ladislaus Joseph Jandera adressierte Schreiben ist das chronologisch erste Korrespondenzstück. Jeffrey Sammons erwarb bei einer Auktion einen Brief Sealsfields an Kertbeny,<sup>30</sup> während Walter Grünzweig in Kertbenys Nachlass in der ungarischen Nationalbibliothek der Abschrift eines Briefs von Sealsfield an den Verleger Julius Baedeker begegnete.<sup>31</sup> Diese und andere Funde, wie der zuvor erwähnte Brief Sealsfields an Ida von Düringsfeld, lassen Castles Ansicht bezweifeln, „[e]ine mehr oder minder reichliche Nachlese wäre bei einigem Finderglück vielleicht noch in Amerika zu halten“.<sup>32</sup>

---

<sup>27</sup> Karl J.R. Arndt: *Newly Discovered Sealsfield Relationships Documented*. In: *Modern Language Notes* 87, 3 (1972), S. 450-464. Wiederabdruck der Briefe in: Ritter: *Reise* (Anm. 5), 54\*-58\*, 66\*-68\*.

<sup>28</sup> Alexander Ritter: *Bemerkungen zur Exilsituation Charles Sealsfields anlässlich wiedergefundener Brieftexte*. In: *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch*, N.F. 14 (1973), S. 395-420.

<sup>29</sup> Claudia Schweizer: *Zur Korrespondenz von Charles Sealsfield: Ein Brieffund aus dem Jahr 1822*. In: *Charles Sealsfield: Perspektiven neuerer Forschung* Hg. v. Alexander Ritter. (=SealsfieldBibliothek, Bd. 1). Wien: Edition Praesens 2004, S. 221-224.

<sup>30</sup> Jeffrey L. Sammons: *Ein bislang unbekannter Brief Charles Sealsfields vom 26. September 1860 (Solothurn/Schweiz) an Karl Maria Kertbeny*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil* (Anm. 13), S. 199-204).

<sup>31</sup> Walter Grünzweig: *Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil* (Anm. 13), S. 145-161.

<sup>32</sup> Castle: *Briefe*, S. 7.

Die systematische Materialsuche als 2. Projektschritt ist nach Ländern angelegt, um Korrespondenzpartner, Fundorte und Kommentarinformationen gezielt zu bündeln. Diese Suche ist in erster Linie eine Handschriftensuche und erstreckt sich auch auf Einsichtnahme in Verlagsbücher und Bankarchive. Neben Anfragen an Bibliotheken und Archive erscheint zu einem späteren Zeitpunkt die Veröffentlichung von Suchanzeigen auf Webseiten nationaler Germanistik-Verbände, in Zeitungen, Fachzeitschriften und Auktionskatalogen sinnvoll.

Für die Suche nach Material in Privatbesitz ist der Autographenhandel mit samt Antiquariats- und Auktionskatalogen zu berücksichtigen. So präsentiert der zweite Band der für eine Berliner Auktion 1906 erstellte *Autographen-Sammlung Alexander Meyer Cohn's* einen Brief Sealsfields aus Schaffhausen von 1840;<sup>33</sup> in diesem hoffentlich noch auffindbaren einseitigen Schreiben geht es laut Katalogbeschreibung um die Rezeption seiner *Lebensbilder* sowie *Sturm-, Land- und Seebilder*. Mit systematisch vorbereiteten Anfragen an den Autographenhandel wurde noch zugewartet, um eventuell weitere konkrete Hinweise abzuwarten; wie im gleich zu erwähnenden Fall eines Herrn Bachmann stößt man auf unentdeckte Bekanntschaften und Korrespondenzpartner Sealsfields, die man, ebenso wie im Falle von angesprochenen Archiven, gleich in solche Anfragen miteinbeziehen möchte.

Anfang 2010 führte eine Google-Suche zum Wiener *Antiquariat Inlibris*, das einen aus Deutschland erworbenen Sealsfield-Autographen zum Kauf anbot. Dem Geschäftsführer Hugo Wetscherek ist für die Erlaubnis zur digitalen Photokopie dieses einseitigen Briefs zu danken, dessen Verkaufswert nach seiner Veröffentlichung erwartungsgemäß sinken wird. Castle, der den Wortlaut des Briefs nicht kannte, listete ihn mit einer eigenen Nummer<sup>34</sup> und entnahm seiner Quelle, dem Katalog einer Autographenversteigerung von 1930,<sup>35</sup> die grundlegenden Informationen über Adressaten, Ort und Zeit. Sealsfield datiert mit „Feuerthalen bei Schaffhausen den 19<sup>ten</sup> Sept. 1846“ und schreibt dem Schweizer Politiker, Richter und Schriftsteller Eduard Dorer-Egloff,<sup>36</sup> um ihn nochmals zu einem Besuch in der Schaffhausener Gegend einzuladen. Daneben tritt Sealsfield als Vermittler auf: er empfiehlt seinem Adressaten den „Alt-Oberrichter Bachmann“, welcher die Bekanntschaft von Dorer-Egloff machen will und von Sealsfield als „eine der weitaus angenehmeren Notabilitäten des lauten Thurgau“ gelobt wird. Dieser Brief bringt mit Bachmann eine Schweizer Persönlichkeit ins Spiel, die der Forschung unbekannt war. Johann Jakob Bachmann (1802-1890) entstammte einer alteingesessenen Thurgauer Familie und betätigte sich in Baden im Aargau als Gutsherr, Kantonsrat

---

<sup>33</sup> Alexander Meyer Cohn: *Die Autographen-Sammlung Alexander Meyer Cohn's*. Bd. 2, Berlin: J.A. Stargardt 1906, S. 192.

<sup>34</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #136, S. 213.

<sup>35</sup> Liepmannsohn (Antiquariat): *Autographen von Musikern, Schriftstellern [...]: Versteigerung am 21. und 22. November 1930*. Berlin.

<sup>36</sup> Er ist namentlich auch als „Edward Dorer-Egloff“ und „Ignaz Eduard Dorer“ bekannt.

und Oberrichter. Sein Nachlass liegt im *Staatsarchiv des Kantons Thurgau* in Frauenfeld, welches auf Anfrage mitteilte, dass dessen Bachmann-Fonds keinen Hinweis auf Sealsfield enthalte und schon 1998 eine diesbezügliche Recherche ergebnislos verlief; doch sollte diese Auskunft nicht von einer eigenen Durchsicht vor Ort und in anderen Schweizer Archiven abhalten.

Von Sealsfields Korrespondenz mit Dorer-Egloff bringt Castle nur einen anderen Brief,<sup>37</sup> 10 Tage später datiert als der gerade erwähnte vom 19. Sept. 1846. Darin schlägt Sealsfield Dorer-Egloff vor, einem geplanten Treffen zwischen ihm und Leonhard Ziegler zum Egli – dem Schwiegervater von Sealsfields Bekannten und Korrespondenzpartner Stephan Gutzwiller – in einem Badener Gasthof beizuwohnen. Dies sei auch angeführt als Beispiel für die methodische Problematik von Castles Verwendung von Briefen in seiner Biographie von 1952: Castle macht nämlich aus Sealsfields Vorschlag zu einem Treffen schlichtweg eine vollendete Tatsache. Der Brief war für Castle die einzige Informationsquelle für das geplante Treffen, aber ohne ihn an der passenden Stelle seiner Biographie zitierend oder paraphrasierend anzuführen, behauptet Castle schlichtweg, Sealsfield und Ziegler *trafen* in Baden „mit dem früheren Landammann Edward Dorer-Egloff [...] zusammen“.<sup>38</sup> Castle lokalisierte diesen Brief an Dorer-Egloff in der *Preußischen Staatsbibliothek Berlin*, wohl in Unkenntnis, dass der Brief schon um 1947 als Teil der „Sammlung Varnhagen“<sup>39</sup> in die Krakauer *Jagiellonen-Bibliothek* gelangte. Diese seit 1987 wieder zugängliche Sammlung enthält einen weiteren aus der Berliner Staatsbibliothek stammenden Brief, nämlich ein auch Castle im Wortlaut bekanntes Begleitschreiben Sealsfields zu einer Manuskript-Sendung, die er 1842 aus Baden im Aargau an seinen Stuttgarter Verleger Heinrich Erhard (1796-1873) schickte.<sup>40</sup> Erhalten blieb in der *Jagiellonen-Bibliothek* zudem Varnhagens eigenhändige Notizkarte zu Sealsfield:<sup>41</sup>

### Sealsfield.

Dieser deutschschreibende Ausländer ist eine Zeitlang weit über Verdienst gerühmt worden. Man sprach von einem neuen Stern, der aufgegangen sei; Werder, Steffens, Laube waren ganz trunken, man setzte sein Talent neben das

---

<sup>37</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #137, S. 213.

<sup>38</sup> Castle: *Leben* (Anm. 11), S. 500.

<sup>39</sup> Es handelt sich um die berühmte Autographen-Sammlung von Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858); die 2 Sealsfield-relevanten Einträge finden sich schon in der Bestandsbeschreibung von Ludwik Stern: *Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königl. Bibliothek zu Berlin*. Berlin: Behrend 1911, S. 603.

<sup>40</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #114, S. 175.

<sup>41</sup> Im Originaltext des folgenden Zitats unterstrich Varnhagen den Titel und verfasste die hier kursiv wiedergegebenen Passagen in Latein-Schreibschrift.

Walter Scott's, man wollte sogar noch höher hinaus!  
Ich fand ihn von Anfang nur mittelmäßig und mitunter  
in seiner peinlichen Ausführlichkeit gradezu langweilig. Er  
ist nicht einmal so gut wie Vitet, dessen *Barricades* und  
*États de Blois* auch weit überschätzt worden.

Der dritte und letzte Brief, für den Castle die *Preußische Staatsbibliothek Berlin* angab, war an den Züricher Seidenhändler Heinrich Fäsi adressiert und ist laut Auskunft nicht nachweisbar.<sup>42</sup> Dafür fand sich dort noch ein neues Billet in der 1980 erworbenen Autographensammlung des Berliner Kaufmanns Herbert Adam (1903-1979), worin Sealsfield auf einem undatierten Zettel einen unbekanntem Adressaten, wohl einen Buchhändler, um die Zusendung „von den neuesten besten Romanen“ bittet.<sup>43</sup>

Die Brieforiginale oder -abschriften sind verstreut auf etwa 20 institutionelle Fundorte, verteilt auf rund 10 Länder. Aus arbeitspraktischen Gründen begann die Materialsuche mit Tschechien, weil sich hier (neben dem Standort Wien) die chronologisch ersten, rund 60 Briefe befinden; sie dokumentieren Postls Prager Zeit als Ordenssekretär der Kreuzherren, seine Beaufsichtigung der Verlassenschaft des 1822 verstorbenen Propstes von Pölnenberg bei Znaim (Anton Gräbner) sowie die in Amtsbriefen angeordneten Verfolgungsmaßnahmen nach seiner Flucht Mitte Mai 1823. Zudem muss man trotz der vorteilhaft veränderten Archivsituation in Tschechien<sup>44</sup> mit Bestandswanderungen, fehlenden Online-Katalogen oder sprachlichen Barrieren im Umgang mit Findbüchern rechnen.

Die tschechische Materialsuche begann auf mährischem Gebiet. Am ergiebigsten war hier Znaim, weil im dortigen *Südmährischen Museum* der zuständige Archivar Jiří Kacetyl schon eine Bestandsaufnahme und Digitalisierung des umfangreichen Sealsfield-Bestands erstellt hatte. Schwieriger gestaltete sich der erste Besuch im *Staatlichen Bezirksarchiv*, welcher zumindest schon verwertbare Kommentarinformation erbrachte: das dort vorhandene alte Stadtbuch ermöglichte etwa die namentlich vollständige Identifizierung von Znaimer Hausbesitzern bzw. Schuldnern, mit denen sich der Ordenssekretär Postl während seiner Aufarbeitung der Verlassenschaft des Pölnenberger Propstes beschäftigen musste.

Brünn kommt in den *von* Postl geschriebenen Briefen öfter vor, etwa wegen des Brünnener Bischofs Wenzel Urban von Stuffer oder als von Postl selbst angekündigter Durchfahrtsort auf seiner Reise nach Wien. Als ein solcher vermuteter Aufenthaltsort während der Flucht erscheint Brünn zudem in den *über* Postl ge-

---

<sup>42</sup> Baden, vor 15. Nov. 1843; zit. in Castle: *Briefe*, #121, S. 182f. Castle verzeichnet diesen Brief auch im Besitz von Arndt sowie dem Hamburger *Archiv der Hansestadt* (S. 416).

<sup>43</sup> Erstabdruck bei Ritter: *Reise* (Anm. 5), S. 49\*.

<sup>44</sup> Siehe dazu *Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven der Tschechischen Republik*. Hg. v. Volker Rödel. Stuttgart: W. Kohlhammer 1995.



schriebenen Briefen, besonders wegen zweier ansässiger Personen: dem Appellationsrat Joseph Ritter von Jordan zu Alpatschtaue sowie einer angeblichen Nichte namens Poiger, von Beruf Wirtshausbesitzerin in Brünn. Die Identität von Frau Poiger ist bis dato ebenso ungewiss wie die ihres Vaters, eines angeblichen Onkels von Postl namens Hauswirth. Im *Mährischen Landesarchiv in Brünn* fand sich zwar kein direkt relevanter Briefbestand, dafür aber Pöltenberger Akten mit Zusatzinformationen zu Postls Kreuzherrnbrüdern. Zusätzlich wurde – leider erfolglos – der dortige Bestand des Brünner „Deutschen Journalisten- und Schriftstellervereins für Mähren und Schlesien“ geprüft, und zwar wegen des sog. *Brooklyner Stammbuchblattes*, eines reimenden Vierzeilers Sealsfields vom 11. Juni 1856 („Den rauhen deutschen Himmel hast Du verloren [...]“),<sup>45</sup> wobei Castle diesen Verlust nebst so vielen anderen mit Argwohn vermerkte.<sup>46</sup> Eventuell lohnt sich eine Durchsicht der an Pöltenberg angrenzenden Herrschaften, mit denen Postl als Ordenssekretär in Verbindung stand. Noch zu prüfen im *Stadtarchiv Brünn* sind angebliche Briefbestände des Pädagogen und Freimaurers Christian Karl André sowie erwartbares Material zum Brünner Bischof Wenzel Urban von Stuffer, zu Joseph Ritter von Jordan zu Alpatschtaue und zum Sealsfield-Forscher Josef Haier.

Olmütz kommt zwar nicht vor in Sealsfield Briefen, ist weder belegt noch vermutet als Aufenthaltsort, war aber der damalige Fundort für das von Castle teilabgedruckte *Nachlassinventar*<sup>47</sup> und steht im Zusammenhang mit den Sealsfield-Forschern Victor Hamburger und Oskar Meister. Letzterer übergab einen Teil seiner Sealsfieldiana an das damalige *Olmützer Stadt-Museum*, das im jetzigen *Staatlichen Bezirksarchiv Olmütz* aufging. Zu überprüfen sind weiters die *Zweigstelle Olmütz des Regionalarchivs in Troppau* sowie die (*Staatliche*) *Wissenschaftliche Bibliothek*.

In Prag wird man neben amtlichen Schreiben einen Zuwachs an Privatkorrespondenz erhoffen dürfen, z.B. aus Beständen der Familien Clam-Gallas oder Böhm. Auch der Professor für Medizin Julius Vincenz von Krombholz (1782-1843) ist verfolgenswert: in seiner Anzeige von Postls Verschwinden an das fürsterzbischöfliche Konsistorium in Prag nannte der Ordensgeneral Josef Anton Köhler diesen Arzt als Postls Freund, auf dessen Anraten er seine Wasserkuren in Karlsbad machte.<sup>48</sup> Die aufzusuchenden Institutionen in Prag reichen vom *Prager Kreuzherrenarchiv* (dieses verweigerte bis jetzt Auskunft und Zutritt), *Staatlichen Zentralarchiv*, *Nationalarchiv*, *Stadtarchiv Prag* bis hin zum *Archiv der Karlsuniversität* und zum *Staatlichen Gebietsarchiv in Prag*. Das westlich von Prag gelegene Karlsbad ist ein weiterer potentieller Fundort, wo Postl auf Kur war und in seiner Funktion als Ordenssekretär

---

<sup>45</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #212, S. 302.

<sup>46</sup> „Muß da nicht der Verdacht aufsteigen, daß hier nicht bloß Autographenkleptomanie waltet, sondern eine geheimnisvolle Hand planmäßig eingreift?“, Castle: *Leben* (Anm. 11), S. 631.

<sup>47</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #291, S. 360-396.

<sup>48</sup> Prag, 9. Juni 1823; zit. in Castle: *Briefe*, #46, S. 76.

mit dem Karlsbader Magistrat verhandelte. Nachzugehen ist hier noch der Familie Becher: einer der Brüder Becher, Franz Xaver (1796-1884), wurde amtlicherseits als Quartiergeber des flüchtigen Postl vermutet; mit einem Nachfahren aus dieser Becher-Familie korrespondierte schon Castle.

Für Ungarn als Aufenthaltsort Postls gibt es keinen Hinweis, und unbelegt ist die in einem Amtsschreiben von der Prager Stadthauptmannschaft 1823 angeführte Vermutung, Postl habe Verwandte in Ungarn, bei denen er sich nach seiner Flucht verstecken könnte.<sup>49</sup> Wichtiger für mögliches Brief- und Kommentarmaterial sind zwei andere Ungarn-Verbindungen, deren erste zu Kertbeny führt, dessen Nachlass in der Budapester *Széchenyi-Nationalbibliothek* Claudia Schweizer prüft. Die zweite Verbindung bezieht sich auf die Familie Esterházy. In einem Brief von 1827 offeriert Sealsfield seinem Londoner Verleger John Murray II. ein geplantes Buch über Ungarn mit der Bemerkung, er habe dafür in Paris mehrere Gespräche mit dem diplomatisch versierten „Prince Esterhazy“ geführt.<sup>50</sup> Castle vermutete dahinter den Grafen Michael (Mihály) Esterházy,<sup>51</sup> dieser aber stammt aus einer ärmeren Seitenlinie und ist nicht in Paris nachweisbar. Plausibler ist Fürst Nikolaus II. Esterházy (1765-1833): er machte damals mit großzügigen Förderungen und Förderzusagen zu ungarisch-nationalen Buchprojekten von sich reden und befand sich im besagten Zeitraum (Jänner 1827) auf der Rückreise von London nach Wien, auf der er wohl eine Zwischenstation in Paris machte, wo er früher ein Haus besessen hatte. Anfragen an die Familie Esterházy blieben ergebnislos, doch der stellvertretende Direktor der *Esterházy Privatstiftung* in Eisenstadt, Stefan Körner, verwies auf die Korrespondenz von Fürst Nikolaus an seinen Sohn Paul sowie an die Akten des Sekretärs Karner; diese Bestände liegen im *Ungarischen Nationalarchiv*.

Von den bekannten Beständen in institutionellen Standorten in Deutschland (z.B. Leipzig, Berlin, Marbach, Weimar)<sup>52</sup> sind als Neuheit die im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrten Briefe Kertbenys aus dem Zeitraum 1861-1863 an den französischen Literaturkritiker, Historiker und Politiker Saint-René Taillandier hervorzuheben. Dieser Briefwechsel belegt Kertbenys strategisches Briefschreiben zur publizistischen Bekanntheitspflege und liefert Einsichten in seine laufenden Arbeiten inklusive seiner Sealsfield-Beiträge. In einem dieser Briefe an Taillandier vom 30. Okt. 1861 übermittelte Kertbeny als Beilage einen an ihn gerichteten, kurz zuvor erhaltenen Brief Sealsfields vom 26. Okt. 1861; der Brief verblieb im Teil-

<sup>49</sup> Prag, 17. Juli 1823; zit. in Castle: *Briefe*, #58, S. 103.

<sup>50</sup> London, Feb. 1827; zit. in Castle: *Briefe*, #78, S. 125. Zu Sealsfields Verhältnis zu seinen Verlegern Murray und Cotta angesichts der überlieferten Briefe, siehe Alexander Ritter: *Charles Sealsfields frühe Publizitätssuche bei den Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London)*. In: *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hg. v. Klaus Amann, Hubert Lengauer und Karl Wagner. Wien: Böhlau 2000, S. 561-600.

<sup>51</sup> Castle: *Leben* (Anm. 11), S. 214.

<sup>52</sup> Von den im *Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig* vorhandenen sieben Drittbriefen über Sealsfield druckt Ritter drei Briefe als Erstveröffentlichung; *Reise* (Anm. 5), S. 22\*-24\*.

nachlass Taillandiers und wurde zuerst von Ritter abgedruckt.<sup>53</sup> Mit etwas Glück lassen sich vielleicht weitere relevante Briefe von oder an Taillandier in dessen französischen Wohnorten Straßburg, Montpellier, oder Paris aufspüren.

In der Schweiz bietet die *Zentralbibliothek Solothurn* den größten Bestand an Briefen und briefähnlichen Zeugnissen von, an und über Sealsfield.<sup>54</sup> Dort befinden sich sein Briefwechsel mit Cotta, Briefe aus der Sammlung von Albert Kresse sowie weitere Zeugnisse von anderen aus seinem letzten Lebensabschnitt, dem Solothurner Aufenthalt von 1858-1864. Castle unbekannt, weil später erworben, sind zwölf Briefe des Schweizer Politikers Stephan Gutzwiller, für dessen Kommentierung auf die Hilfe von Kaspar Birkhäuser gezählt werden kann, der 1983 seine Dissertation zu Gutzwillers politischer Tätigkeit im Kanton Basel-Land veröffentlichte. Darin erwähnte Birkhäuser Sealsfield zwar nur einmal und nebenbei,<sup>55</sup> gibt aber dabei einen Drittbrief von 1852 an, in dem Gutzwiller seinem Adressaten Johann Jakob Speiser (1813-1856) gegenüber Sealsfield erwähnt. Diesen Basler Bankier und Wirtschaftspolitiker nennt Sealsfield selbst mehrfach brieflich, und Speisers Nachlass im *Staatsarchiv Basel-Stadt* wird daraufhin zu durchforsten sein. Ob übrigens, wie Birkhäuser vermutet, Sealsfield um diese Zeit, also 1852, für Gutzwiller „als Privatsekretär“ arbeitete, ist wenig wahrscheinlich. Gutzwillers Briefe liefern zusammen mit anderen Schweiz-bezogenen Dokumenten neben neuen biographischen Details auch Hinweise auf weitere Schweizer Bekannte und mögliche Korrespondenzpartner, die mehrere Archivbesuche in der Schweiz erfordern, u.a. in Basel (*Staatsarchiv*), Baden (im Kanton Aargau; *Stadtarchiv*), Schaffhausen (*Stadtarchiv*), Frauenfeld (*Staatsarchiv des Kantons Thurgau*), Zürich (*Zentralbibliothek*), und Genf (*Musée Ariana*).

3.3. Der 3. Projektschritt ist die Kommentierung, deren Anfänge schon rudimentär gemacht wurden aufgrund der Hinweise auf potentielle Korrespondenzpartner und Fundorte. Diese Arbeitsstufe integriert besonders jüngere Forschungsarbeiten und bietet ausgehend von den Briefformen und ihren Kontexten eine Zusammenstellung von Informationen, die ansonsten eher mühsam aus vereinzeltten Forschungsbeiträgen zusammengesucht werden müssten. Der Kommentar bietet knappe Erklärungen und Erläuterungen, ohne in bindende, einengende Interpretation zu münden. Nach übergreifenden Kommentaren, etwa zur Übersicht eines längeren

---

<sup>53</sup> Ritter: *Reise* (Anm. 5), S. 68\*.

<sup>54</sup> Siehe Denise Steinmann: *Katalog der Sealsfieldiana in der Zentralbibliothek Solothurn* (=Sämtliche Werke, Bd. 27). Hildesheim: Olms Presse 1990. Die jüngst in Solothurn erstellte Ausgabe des Tagebuchs des Schweizer Schriftstellers Alfred Hartmann vergrößerte den bislang bekannten Umfang von Hartmanns Erwähnungen von Sealsfield; siehe Alfred Hartmann: *Rückblicke: „Ich war und blieb ein Heide“*. Hg. v. Monika Hartmann und Verena Bider, bearb. v. Patrick Borer u. Hans-Rudolf Binz (=Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn, Bd. 32), Solothurn: Zentralbibliothek Solothurn 2011.

<sup>55</sup> Kaspar Birkhäuser: *Der Baselbieter Politiker Stephan Gutzwiller (1802-1875)*. Liestal: Staatsverlag des Kantons Baselland 1983, S. 1.

Briefwechsels, folgen Stellenkommentare, etwa mit Grunddaten zu erwähnten Personen (voller Name, Lebensdaten, Beruf etc.). Neben Verweisen auf andere Briefe oder Texte Sealsfields werden Bezugnahmen der Forschungsliteratur zu jeweiligen Briefen verzeichnet oder gegebenenfalls referiert.

3.4. Der vierte und letzte Projektschritt ist die Vollendung der Druckfassung als Endresultat der Arbeitsfassung. In dieser Schlussphase erfolgt die Klärung aller noch ausstehender editorischer Fragen bezüglich Textgestaltung und Einrichtung des textkritischen Apparats. Der voraussichtliche Umfang der Druckfassung legt eine zweibändige Ausgabe nahe: in diesem Fall enthält der 1. Band die Briefftexte mit dem textkritischen Apparat (z.B. Entzifferungsprobleme, signifikant abweichende Lesevarianten, Beschreibung der Textträger) und der 2. Band den Apparat mit Kommentar, Literaturverzeichnis, Register und dergleichen.

Unausweichlich ist eine neue Brief-Nummerierung. Derzeit übernimmt die Arbeitsfassung noch Castles Nummerierung; kommt ein neuer, bei ihm nicht enthaltener Brief hinzu, der sich etwa zeitlich zwischen den Briefen #3 und #4 einordnet, dann wird er mit #3a beziffert, was weitere Unterteilungen in #3b (und gegebenenfalls dazwischen weiter in #3aa etc.) zulässt. Allerdings ist die Briefabfolge bei Castle nicht streng chronologisch; einige seiner Datierungen sind fragwürdig, und sogar eine fehlerhafte Doppelzählung liegt vor: ein und derselbe Brief, nämlich ein Schreiben Sealsfields an Gutzwiller vom 25. Okt. 1846 aus Feuerthalen, taucht sowohl im Inhaltsverzeichnis als auch im Briefftextteil unter den Nummern 133 und 138 auf. Während Castle den vollen Briefftext unter #133 wiedergibt,<sup>56</sup> lautet sein Eintrag für #138: „[Verschollen]“.<sup>57</sup> Die Doppelzählung erfolgte wohl durch eine Datierungskonfusion: #133 ist inkorrekt datiert mit „1845“, #138 korrekt mit „1846“. Dies erklärt zugleich die in Castles Quellenanhang gänzlich unkommentierte Gleichung „133=138“ (das  $\approx$  besagt nur, dass das Original von #138 in der *Zentralbibliothek Solothurn* liegt). Also erkannte er bereits die Identität der zwei Briefe, ohne seinen Fehler der Doppelzählung im Quellenanhang explizit zu erklären (anstatt ihn so formal-zaghaft anzuzeigen) und ohne ihn im Inhaltsverzeichnis und Briefftextteil noch korrigieren zu wollen oder zu können. Auf jeden Fall bietet die neue Druckfassung neben der unumgänglichen Neu-Nummerierung im Apparat auch eine Konkordanz zwischen der neuen und Castles Briefordnung.

Die im Apparat erläuterten Editionsrichtlinien hinsichtlich der Textpräsentation bewegen sich im Spannungsfeld zwischen zwei Prinzipien, nämlich zwischen der methodisch begründeten Forderung nach diplomatischer Textwiedergabe und der praktisch begründeten Forderung nach Lesefreundlichkeit. Zum einen ist der Dokument-Charakter der Briefe so weit als möglich zu würdigen, zum anderen soll ein Fließtext zur Verfügung stehen, der ohne lästige editorische Zusatzzeichen oder

---

<sup>56</sup> Zit. in Castle: *Briefe*, #133, S. 209-211.

<sup>57</sup> Castle: *Briefe*, S. 214.

häufigen Schrifttyp-Wechsel zitierbar ist. Beim Briefabdruck in der Endfassung wird die für die Arbeitsfassung geltende diplomatische Wiedergabe vermutlich nicht mehr so streng durchzuführen sein; vertretbar ist z.B. eine typographische Vereinfachung durch Blocksatz mit standardisierten Einzügen und Abständen. Wäre eine streng diplomatische Wiedergabe das primäre Ziel, könnte man eine aufwendigere Faksimile-Ausgabe veranstalten, wo ein Faksimile-Bild auf der einen Seite seiner diplomatischen Transkription auf der anderen Seite gegenübersteht, wobei man dann noch anschließend einen zitierfähigen Fließtext bieten möchte. Während ein solcher Ausgabotyp bei handschriftlich überlieferter Literatur *im engeren Sinn* vorteilhaft sein kann<sup>58</sup>, handelt es sich beim Textkorpus der neuen Sealsfield-Briefedition fast nur um Literatur *im weiteren Sinn*, also um Texte mit geringerer Literarizität, wo viele potentiell signifikante Text- und Layout-Merkmale (z.B. Zeilen- und Seitenumbruch, Worttrennung, Spatium, räumliche Zeichenverteilung) nichts zur Sinnkonstitution beitragen und daher nicht im transkribierten Drucktext erscheinen, sondern im Kommentar beschrieben sind.

Solche und andere Detailfragen werden sich zudem in Auseinandersetzung mit jüngeren Editionsüberlegungen<sup>59</sup> und Briefausgaben sowie deren Rezensionen entscheiden, etwa im Vergleich der Briefausgaben von Georg Christoph Lichtenberg, von den Brüdern Grimm, von Johann Heinrich Zschokke oder von Therese Huber. Geplant ist die Veröffentlichung der Briefedition im Olms Verlag, in der „Supplement-Reihe“ von Sealsfields *Sämtlichen Werken*. Für die Zukunft wünschenswert ist eine online-Version, die eine Volltextsuche ermöglicht und laufend mit neuen Briefkunden und Kommentarinformationen aktualisiert werden kann.

#### 4.

Die publizierte Briefedition sowie die während der Projektarbeit angelegte Sammlung von Erkenntnissen und publizierten Forschungsbeiträgen<sup>60</sup> werden der Sealsfield-Forschung neue Impulse verleihen, ist doch bei diesem Schriftsteller die Korrespondenz als biographische Quelle besonders aufschlussreich. Neben der Verbesserung der Quellenlage sowie Anstößen zu neuen Fragestellungen, Materialsuchen und Korrekturen (z.B. von fragwürdigen Datierungen bis hin zu inkorrekten Anga-

---

<sup>58</sup> Siehe etwa Arthur Schnitzler: *Lieutenant Gustl*. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Konstanze Fliedl. Berlin: Walter de Gruyter 2011.

<sup>59</sup> Z.B. Winfried Woesler: *Vorschläge für eine Normierung von Briefeditionen*. In: *editio*, Bd. 2 (1988), S. 8-18; Jürgen Gregolin: *Briefe als Texte: Die Briefedition*. In: *DVjs*, Bd. LXIV (1990), S. 756-771.

<sup>60</sup> Dazu zählen auch die von Bibliotheken und Archiven freundlicherweise mitgeteilten oder zugesandten Sealsfield-relevanten Arbeiten, z.B. Martina Lustigová: *Názory Charlese Sealsfielda na Metternicha a jeho dobu*. In: *Ročenka* (Znojmo: Státního okresního archivu ve Znojmě) 2004, S. 29-35.

ben in Katalogen) verstärkt das Projekt die Kommunikation innerhalb der Sealsfield-Forschung ebenso wie zu angrenzenden Interessensfeldern. So ist eine systematische Aufarbeitung von Kertbenys oder Andrés Korrespondenz im Rahmen einer breiteren Untersuchung von Werk und Leben nur eine Frage der Zeit, und dafür leistet das Sealsfield-Projekt mit den bisher untersuchten Briefen wertvolle Vorarbeiten. Intensiver hingegen ist schon jetzt, nicht zuletzt aufgrund der verbesserten Archivsituation, das Forschungsinteresse am Prager Kulturleben zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wovon der noch ausbaufähige Wissensstand zu Postls Prager Jahren (1808-1822) sicherlich profitieren wird. Zuletzt sei ein aktuelles Beispiel einer solchen produktiven Zusammenarbeit angeführt.

Dem Eduard-Hanslick-Experten Christoph Landerer verdankt sich der Hinweis auf einen 2010 publizierten Artikel von Hubert Reitterer zu Josef Adolf Hanslik (1785-1859),<sup>61</sup> dem Vater des Musikkritikers und -ästhetikers. Reitterer berichtet von einem von ihm in Prag aufgefundenen, bislang unveröffentlichten Manuskript einer von Hanslik auf 1830 datierten Satire mit dem Titel *Trompeten und Pauken*. Darin widmet sich ein umfangreiches Kapitel „den gelehrten, aber auch amourösen Aktivitäten eines aus seinem Kloster ausgetretenen „*Abbé Postel*“ [...], bei dem der ‚Held‘ und Verfasser u. a. als Bibliothekar(!) diente“;<sup>62</sup> dieser „Held“ ist zeitweise der „Adlatus seines allzugalanten Onkels, des Abbé Postel“.<sup>63</sup> Dass es sich bei diesem Abbé in Hansliks satirischem Rundumschlag auf Prager Verhältnisse um Karl Postl handelt, liegt aufgrund seiner damals aufsehenerregenden Klosterflucht nahe, obwohl eine persönliche Bekanntschaft zwischen Postl und Hanslik nicht belegt ist. Nach dem Besuch des akademischen Gymnasiums in Prag absolvierte Hanslik von 1801 bis 1804 „die damals obligaten drei philosophischen Jahrgänge“;<sup>64</sup> wie Postl seinerseits in den Jahren 1808-1811.<sup>65</sup> Zudem war Hanslik ein „Alumne“ im selben Prager Kreuzherrenkloster, ohne aber diese Beziehung weiter zu pflegen. Jedoch ist ein intensiverer Verkehr Postls mit Hanslik und dessen intellektuell-musikalisch interessierten Bekannten- und Diskussionskreis schwer vorstellbar. Sehr fraglich ist auch, ob es sich bei dem in einem Brief Sealsfields an Cotta erwähnten Prager Adressaten – „Ihren hochverehrten Befehl in betreff Subskribenten zu er-

---

<sup>61</sup> Hubert Reitterer: *Josef Adolf Hanslik als Bibliotheksbeamter und Satiriker*. In: *Eduard Hanslick zum Gedenken*. Bericht des Symposiums zum Anlass seines 100. Todestages. Hg. v. Theophil Antonicek, Gernot Gruber und Christoph Landerer. Tutzing: Hans Schneider 2010, S. 139-162.

<sup>62</sup> Ebd., S. 149, Anm. 39.

<sup>63</sup> Ebd., S. 159.

<sup>64</sup> Ebd., S. 160.

<sup>65</sup> Siehe dazu genauer Kurt F. Strasser: *Carl Postl, ein Schüler Bernard Bolzanos: Eine Klarstellung*. In: Ritter, *Lehrjahre*, S. 81-103; hier S. 83 (siehe Fn. 2).

füllen geht ein Brief nach Frankfurt & Prag<sup>66</sup> – um Hanslik handelt, der seit 1822 als 3. Skriptor an der Prager Universitätsbibliothek tätig war; für einen solchen Adressatenkreis sind neben Buchhändlern frühere Bekanntschaften Postls aus seiner Prager Zeit viel wahrscheinlicher.

Dafür gab es einmal einen an Hanslik abgegangenen Brief mit einer Erwähnung Postls: Hansliks Arbeitskollege an der Prager Universitätsbibliothek Johann Zimmermann (1788-1836) schrieb ihm am 29. Mai 1823 von Prag nach Karlsbad (wo sich Hanslik vorübergehend aufhielt) und teilte ihm u.a. mit, dass Postl bei der Prager Polizeidirektion „vom General als Flüchtling angezeigt“ sei.<sup>67</sup> Der Briefschreiber Zimmermann kannte Postl nur zu gut, war er doch selbst beim Prager Kreuzherren-Orden und trat sogar in einem drei Tage zuvor geschriebenen Drittbrief über Postl auf: darin rechtfertigt sich der Absender Josef Kirschbaum, ebenfalls Kreuzherr, gegenüber seinem Adressaten, seinem vorgesetzten Klostergeneral Josef Anton Köhler, was er denn gegenüber seinem Gesprächspartner Zimmermann einige Tage nach Postls Flucht mit der Andeutung meinte, es „würden sich in Bezug auf den Orden Begebenheiten ereignen und Veränderungen ergeben, über die alle staunen würden, die aber damahl zu entdecken meine Zunge gebunden gewesen seyn soll“.<sup>68</sup> Was immer Kirschbaum an Staunenswertem gewusst haben mag: Zimmermann, der Zuträger Köhlers, erscheint als Petzer. Übrigens arbeitete der Kreuzherrenordenspriester Zimmermann neben seiner Skriptoren-Tätigkeit in der Prager Universitätsbibliothek als berücktigter Zensor literarischer Werke. Aus den „über sein Leben und Wirken vorhandenen Nachrichten“ erfahre man, so der ansonsten prinzipiell mild urteilende Lexikograph Constant(in) von Wurzbach, „daß er als Priester ein Zelot, als Censor ein Idiot, als Geschichtsschreiber ein Fälscher und Verstümmler von Handschriften war“.<sup>69</sup>

Den späteren Brief Zimmermanns an Hanslik kannte Reitterer offenbar nicht, zumal der sonst so sorgfältig dokumentierende Castle weder diesen Brief noch Hanslik überhaupt erwähnte, obwohl er doch alle anderen von Weiß zitierten Briefe aus dem ehemaligen Archiv der Wiener Polizei-Hofstelle mitteilte. Vielleicht war Castle der aus Weiß's Aufsatz zu erschließende Brief Zimmermanns im Ausmaß

---

<sup>66</sup> London, 22. Feb. 1827; zit. in Castle: *Briefe*, #79: 125. Castle erhebt den ungenannten Adressaten bedeutungsvoll zu einem „Freund“ Sealsfields: „wir wüßten gern den Namen des Prager Freundes“ (Castle: *Leben* [Anm. 11], S. 207).

<sup>67</sup> Zit. in Weiß: *Zur Biographie* (Anm. 22), S. 873; der Brief ist auch verzeichnet bei Faust: *Guide* (Anm. 22), S. 249. Die Kenntnis der fünf Worte aus dem verschollenen Brief verdankt sich dem Brieföffner Dewez in der Karlbader Postloge, von wo man die davon angefertigte Kopie nach Prag und von dort zur Wiener Polizei-Hofstelle schickte.

<sup>68</sup> Kaiser Franzensbad, 26. Mai 1823; zit. in Castle: *Briefe*, #30, 56f.

<sup>69</sup> Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich* [...] Sechzigster Theil (Zichy-Žyka). Wien: k.k. Hof- und Staatsdruckerei 1891, S. 124. Einige der dort von Wurzbach angeführten Beispiele der Zensur-Eingriffe Zimmermanns grenzen ans Lächerliche (S. 125).

von nur fünf, von Weiß als Zitat markierten, Worten – „vom General als Flüchtling angezeigt“ – zu gering oder banal, um als eigenständiger Brief erwähnt, wenn schon nicht eigens nummeriert zu werden; andererseits führte Castle mit eigener Nummer auch verschollene Briefe an, von denen überhaupt kein Wortlaut bekannt ist.<sup>70</sup> Da Castle in seiner Biographie noch dazu auf Spekulationen angewiesen war und sich einen Hanslik-Bezug zu Sealsfield als denkbare Möglichkeit kaum hätte entgehen lassen, ist anzunehmen, dass er Zimmermanns Brief mitsamt dem Adressaten Hanslik schlichtweg vergaß. Wie im Falle von Auktionskatalogen ist also auch bei völliger oder partieller Unkenntnis eines Brieftextes allein die Kenntnis seines früheren Vorhandenseins mitteilenswert, und eine diesbezügliche Angabe in der Neu-edition führt im Idealfall zum Fund eines bislang verschollenen Briefs oder verwandter Materialien.

---

<sup>70</sup> Z.B. der weiterhin verschollene Brief Sealsfields an Friedrich Schulthess vom 29. April 1857; angegeben in Castle: *Briefe*, #215, S. 304.



## Zur Beleuchtung der Person ‚Charles Sealsfield‘ aus dem Nachlass von Karl Maria Kertbeny

Um die Bestände im Kertbeny-Nachlass an der Széchényi-Bibliothek in Budapest, die auf Charles Sealsfield Bezug nehmen, richtig interpretieren zu können, ist es zunächst unabdingbar, zu berücksichtigen, in welcher Beziehung Karl Maria Kertbeny zu Charles Sealsfield stand, in welcher Lebensphase sich die beiden kennengelernt haben und welche näheren Interessen sie verbanden. Ebenso unerlässlich ist der nähere Einblick in Kertbenys Biographie.

Karl Maria Kertbeny wurde am 28. Februar 1824 als Karl Maria Benkert<sup>1</sup> in Wien geboren. Er entstammte einer künstlerischen Familie. Vater, Mutter und der jüngere Bruder Emrich waren Maler, der Vater auch Schriftsteller. Kertbenys Großvater väterlicherseits hatte sich 1770 in Pest niedergelassen, was den Bezug der Familie zu Ungarn erklärt. Kertbenys Leben kennzeichnet ein unruhiger Wandel. Trotz bürgerlicher Ausbildung als Buchhändler begann er das Leben eines Reisenden. Mit seinem Vater überworfen und mittellos reiste er zunächst über Wien und Prag nach Dresden und wurde vorübergehend auf Anraten des Fürsten Pückler-Muskau Kadett im 5. Ungarischen Artillerieregiment, das er jedoch schon 1843 wieder verließ, worauf er sich für ein Leben als Schriftsteller entschied. Dieses neue Leben war bestimmt von einer akribischen Suche nach einflussreichen Kontakten zu prominenten Zeitgenossen. Kertbeny suchte zunächst in Pest ungarische Schriftsteller und Dichter auf, übersetzte deren Werke aus dem Ungarischen ins Deutsche und verhalf so der ungarischen Literatur zum Durchbruch in den deutschen Sprachraum.<sup>2</sup> Die transnationale Literaturvermittlung Kertbenys setzte sich in der Herausgabe eines *Jahrbuchs des deutschen Elementes in Ungarn* fort, die er 1846 begann. Außer diesem ungarisch-deutschen Kulturtransfer veröffentlichte Kertbeny zahlreiche Werke über verschiedenste Themen. Am Herzen lag ihm vor allem die rechtliche Integration Homosexueller in die bürgerliche Gesellschaft, und so verfasste er Flugblätter gegen die preußische Gesetzgebung, die Homosexualität bestrafte. Nach dem Tod seines Vaters, 1846, verließ Kertbeny erneut Pest, um sich wiederum mittellos auf Reisen zu begeben. Sie führten ihn 1847 nach Aarau in die Schweiz, nach

---

<sup>1</sup> Vgl. Constantin von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, Band 1, Wien 1856.

<sup>2</sup> Vgl. Wynfrid Kriegleder: *Karl Maria Kertbeny als Kulturvermittler*. In: *Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pest, Ofen und Budapest*. Hg. v. Wynfrid Kriegleder, Andrea Seidler und Jozef Tancer. Bremen: edition lumière 2011, 101-108.

Paris, nach Hamburg und London und schließlich nach Berlin. An all diesen Stationen suchte er jene auf, die in der Literatur Rang und Namen hatten: Heinrich Zschokke, Heinrich Heine, George Sand, Alfred de Musset, Jean-Pierre de Béranger, Ferdinand Freiligrath und Thomas Carlyle; letzterer empfahl ihn Karl August Varnhagen von Ense in Berlin, auf dessen Rat er den Namen Benkert in das Anagramm Kertbeny umänderte, angeblich um sich dadurch auf dem ungarischen Literatenparkett mehr Achtung zu verschaffen. Mit dem Ausbruch der Märzrevolution 1848 zog Kertbeny aus Berlin weiter nach Weimar und Halle. Im gleichen Jahr erschienen seine lyrischen Übersetzungen in dem Band *Gedichte aus fremden Sprachen* sowie die Gedichte des ungarischen Lyrikers Alexander Petöfi. Mit diesen ungarisch-deutschen Übertragungen, die als Zentrum seines literarischen Schaffens angesehen werden können, verschaffte sich der damals noch junge Kertbeny hohe Anerkennung. Seine Übersetzungen erschienen zum günstigsten Zeitpunkt. Es war die Zeit des ungarischen Freiheitskampfes, der das Interesse an der ungarischen Literatur und Kultur im europäischen Ausland weckte. Damit war auch der Boden für die Veröffentlichung historischer, politischer und literaturhistorischer Aufsätze geebnet. Im Sommer 1851 bearbeitete er in Leipzig eine Sammlung ungarischer Volkslieder, ehe er 1852 wieder nach Pest zurückkehrte. Gegen Ende der 1850er Jahre trieb es den Ruhelosen wieder nach Wien und München. Noch nicht 40-jährig, arbeitete er hier an seinen Memoiren, die 1861 und 1863 in zwei Bänden mit zahlreichen Briefen unter dem Titel *Silhouetten und Reliquien* in Prag erschienen. Es folgten weitere Memoiren prominenter Persönlichkeiten, so auch seine *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. Nach weiteren Reisen nach Genf, Paris, Brüssel, Berlin kehrte Kertbeny – bereits erkrankt – 1875 nach Pest zurück, wo er 1882 starb.

Welche Beziehungen verbanden Kertbeny mit Charles Sealsfield? Nach Eduard Castle, der Kertbeny und dessen Leben in wenigen Zeilen mit eindeutig negativer Konnotation darstellt, wurde Kertbeny anlässlich seines Besuchs bei Sealsfield in Solothurn im Juni 1860 von diesem als äußerst ambivalent geschildert: *Ein merkwürdiger Kamerad in der Tat! Fein und rob, demütig und arrogant, wahr und falsch, kurz, eine Musterkarte von Inkongruitäten, wie sie nur in einem Lande sich vorfinden können, das Anomalie ist wie Ungarn.*<sup>3</sup> Der *merkwürdige Kamerad* war in Gesellschaft zweier anderer Herren aus Genf gekommen, die Sealsfield wohl einen tieferen Eindruck hinterlassen hatten. Jedenfalls bedankte sich letzterer bei Kertbeny für die Vermittlung des sehr angenehmen Besuchs, womit er auf den einen Besucher, den in Genf hochangesehenen Schriftsteller, Verleger und Archäologen Gustave Revilliod, besonders hinwies und somit zu verstehen gab, dass nicht etwa Kertbeny sein Interesse gewonnen hatte.<sup>4</sup> Dennoch blieb dieser in hartnäckigem schriftlichem Kontakt zu Sealsfield, wofür Castle folgende Erklärung findet: *Dadurch hielt er sich den Zugang zu dem sonst*

<sup>3</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien, München: Mauritiuspresse 1952, 590 f.

<sup>4</sup> Vgl. ebd., S. 591.

*für Leute seines Schlages so schwer zugänglichen Postl offen.*<sup>5</sup> Obwohl Castles Sealsfield-Biographie 88 Jahre nach jener Kertbenys erschienen ist, drängt sich im Hinblick auf das abschätzig formulierte Bild, das er hier und auch andernorts seinen Lesern von Kertbeny vorstellt, der Eindruck auf, er betrachte ihn in seiner Funktion als Sealsfield-Biographen sozusagen als verblichene Vorschusskonkurrenten. Die *Silhouetten und Reliquien* nennt er *selbstgefällig und geschwätzig*,<sup>6</sup> obschon sie Postls Gefallen fanden, wie dieser Kertbeny in einem von Castle zitierten Brief zum Ausdruck brachte. Kertbenys Vorschlag an Sealsfield, selbst seine Memoiren zu schreiben, hatte dieser bekanntlich abgelehnt. Dennoch hatte er Kertbeny als seinen Privatsekretär erwogen, jedoch diese Anstellung nie vollzogen. Eine Anfrage Kertbenys im November 1862, ihn in Solothurn zu besuchen, lehnte er ab.<sup>7</sup>

Die Bestände im Kertbeny-Nachlass des Budapester Széchényi-Archiv, die auf Charles Sealsfield Bezug nehmen, sind zahlreich, wenn auch nicht immer aufschlussreich. Zu nennen wäre zunächst eine von Kertbenys Hand verfasste *Chronologie Sealsfields: Jahre 1793–1832*.<sup>8</sup> Es handelt sich um eine Liste von Lebensdaten der Postl-Familie sowie von Louis Bonaparte und Hortense de Beauharnais. Darunter ein Absatz mit dem Titel *Karl Postl und die Weltgeschichte: Lebensjahre von Postl von 1793–1807*. Darin werden die bedeutungsvollen Daten der Weltgeschichte zu jedem Jahr der Jugend Postls tabellarisch angegeben. Blatt 2.: *Chronologie Sealsfields: Jahre 1793–1823*.<sup>9</sup> Dazu liegen unklare Daten mit Angaben bekannter Namen wie Cotta, Metternich, Scott vor, jedoch ohne unmittelbar hervorgehobenen Zusammenhang mit Postl. Blatt 3: *Chronologie Sealsfield der Jahre 1823–1833*.<sup>10</sup> Darin wird zu jedem Jahr der Aufenthaltsort Sealsfields sowie seine Bekanntschaften angegeben. Rückseitig findet sich folgender Text: *Brouillon Blatt 1–3 zur Chronologie Sealsfields, und der Weltgeschichte während der 71 Jahre seines Lebens*. (letzteres als ‚Titel unterstrichen); dann: *3. März 1793 bis 26. Mai 1864. Bestimmt als Schlussartikel und Register (Ganz neue und interessante Idee) Noch druckfähig zu redigiren, aber im Stoffe, in Einzelzetteln, völlig vorliegend*. Zu diesem 3. Blatt der *Chronologie* passt eine andere Quelle mit dem Titel: *Sealsfield in Deutschland und England. Aug 1826 bis Mitte Juni 1827*.<sup>11</sup> Sie stellt eine nach Jahren geordnete Chronologie von Sealsfields Lebensdetails in dem angegebenen Zeitabschnitt dar. Daran schließt sich chronologisch eine weitere Quelle an, die nur einen Titel trägt: *Sealsfield zum zweiten Mal in Amerika 15. Juni 1827–Januar 1831*.<sup>12</sup> Blatt 4:

---

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd., 597.

<sup>7</sup> Ebd., 608.

<sup>8</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 186.

<sup>9</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 187.

<sup>10</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 188.

<sup>11</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 587.

<sup>12</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 588.

Die weiteren Artikel sollen sein (und liegt der Stoff schon vor): Artikel XVII–XXXVI, dann umseitig und unterstrichen: Artikel XVII–XXXV. In Klammern: (noch zu schreiben, doch im Stoff fast völlig vorliegend)<sup>13</sup> Blatt 5 ist überschrieben mit: *Inhalt*.<sup>14</sup> Es werden hier die Artikel I–XXI angeführt mit Angabe von Sealsfields Leben und Werken. Umseitig findet sich die Titelseite: *Charles Sealsfield Der Dichter zweier Welten 1793–1864. Nach Erinnerungen und Dokumenten von Kertbeny, Alfred Meißner, Dr. Smolle, Victor Hamburger, Pastor Hemmann und Anderen, sowie nach eigener Privatkorrespondenz zusammengestellt von K.M. Kertbeny*. Das Blatt liegt auch noch in Kopie vor, allerdings steht anstelle von *Inhalt* auf der Kopie *I Quellen*. Diese fünf Blätter lassen folgende Schlüsse zu: 1. Die Texte der *Chronologie* wurden nach 1864 geschrieben. 2. Kertbeny hat sich zum Zeitpunkt der Niederschrift wohl nicht zur Identität von Karl Postl mit Charles Sealsfield bekannt, sondern versuchte, anhand der Gegenüberstellung der Daten über Postl und Sealsfield deren Identität zu widerlegen. 3. Es muss noch eine Privatkorrespondenz von Sealsfield an Kertbeny vorliegen. 4. Die hier vorgestellten schriftlichen Zeugnisse weisen auf die Entstehungsgeschichte der *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. Diese Erinnerungen setzen sich zusammen aus verschiedenen Quellen (Kertbeny nennt einige mit Namen), also nicht nur aus den Erinnerungen Kertbenys. 5. Kertbeny versuchte, in den *Erinnerungen* die Lebensdaten Sealsfields mit jenen der zeitgenössischen Weltpolitik in einen Zusammenhang zu setzen. Die auf Blatt 3 in Klammern gesetzte Bemerkung *Ganz neue und interessante Idee* ist kryptisch. Sie könnte im Zusammenhang mit der später von Castle erörterten Freimaurerzugehörigkeit Sealsfields<sup>15</sup> stehen.

Noch eine weitere Quellensammlung nimmt Bezug auf das Leben Sealsfields und dessen Werk. 1. ein Blatt, das die Überschrift trägt: *IV. Die Plantage in Louisiana 1823–1826?*<sup>16</sup> Dazu in der Zeitschrift *Nord und Süd* erschienene Erörterungen von dem Solothurner Pastor Friedrich Hemmann und Victor Hamburger ohne nähere bibliographische Angaben. 2. Der Text zu einem Kapitel betitelt mit: *Ein Deutscher in Amerika August 1823–August 1826* mit eingeklebten Zeitungsausschnitten zu Sealsfields Reiseroute.<sup>17</sup> 3. Mehrere Blätter zusammengefasst unter dem Titel: *Der Dichter zweier Welten. Uebersicht der, über Charles Sealsfield bis jetzt zu Tage geförderten Daten, von K. M. Kertbeny*. Das Schriftstück gliedert sich in die Unterkapitel: *Das Thema*,<sup>18</sup> *Das Räthsel*<sup>19</sup> und *Dokumente über Charles Sealsfield*.<sup>20</sup> 4. Ein Exposé zu *Karl Postl*

<sup>13</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 189.

<sup>14</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 190.

<sup>15</sup> Castle (Anm. 3), S. 147.

<sup>16</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 593–596.

<sup>17</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 606–608.

<sup>18</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 616.

<sup>19</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 617–618.

<sup>20</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 619–621.

und ein weiteres zu *Charles Sealsfield*.<sup>21</sup> Die Exposés sind undatiert. Die getrennte Behandlung von Karl Postl und Charles Sealsfield lässt wiederum vermuten, dass die Exposés in der Absicht einer Gegenüberstellung der beiden Personen verfasst wurden, da Kertbeny noch immer nicht an die Identität Postl-Sealsfield glaubte. 5. Ein unsigniertes, undatiertes Textfragment über Sealsfield.<sup>22</sup> Die systematische Sammlung von Informationen über den großen Unbekannten aus verschiedensten Quellen weist doch auf ein grundsätzlich wissenschaftlich-biographisches Vorgehen Kertbenys im Bemühen um ein zusammenhängendes Bild Sealsfields. Castle bezeichnet Kertbeny polemisch als *Fabelhans*.<sup>23</sup> Der Ausdruck scheint aufgrund der Nachlassquellen Kertbenys ungerechtfertigt, wenn auch die Informationslücken, die auch für Kertbeny da und dort klafften, möglicherweise mit mehr oder weniger fiktiven Inhalten geschlossen wurden. 6. Es fand sich auch ein ungarisches Schriftstück von Kertbenys Hand, das auf eine Publikationsliste von 1864–1866 hindeutet.<sup>24</sup> Unter den Auflistungen steht an einer Stelle *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. Ein weiteres ungarisches Schriftstück mit kurzem Text nennt Sealsfield namentlich.<sup>25</sup> 7. Ein Text von Alfred Hartmann in der Zeitschrift *Gartenlaube* des Jahres 1864, S. 53–55, der keinen Titel trägt, ist ein Nachruf auf Sealsfield.<sup>26</sup>

Eine weitere Sammlung von Autographen nimmt Bezug auf die *Räthsel* hinter Charles Sealsfield. Es handelt sich allerdings zum Teil um Kopien von Titelblättern bzw. um Kopien mit Zusätzen. Zu nennen wäre 1. Kertbenys Text zum Aufsatz *Die Räthsel in Charles Sealsfields Leben und Werken 1793–1864. Versuch einer Lösung von K. M. Kertbeny*.<sup>27</sup> Darauf folgt ein Exposé von Kertbeny über die nachfolgenden Kapitel samt kurzer Inhaltsangabe.<sup>28</sup> 2. *Charles Sealsfield, der Dichter zweier Welten 1793–1864. Nach den Erinnerungen und bisherigen Enthüllungen, Dokumenten, Forschungen kronologisch dargestellt von K. M. Kertbeny Vorbemerkung der Redaktion*.<sup>29</sup> Diese Vorbemerkung der Redaktion fehlt. Von diesem Blatt fand sich eine Kopie ohne den Zusatz *Vorbemerkung der Redaktion*, dafür mit der Überschrift von fremder Hand: *Deutschland und der Anstand*.<sup>30</sup> Dieser *deutsche Anstand* lässt sich mit der von Castle zitierten Bemerkung Sealsfields auf Kertbenys Frage, ob er nicht seine Memoiren schreiben wolle, assoziieren. Sealsfields Antwort lautete: *Was für einen Deutschen*

---

<sup>21</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 622.

<sup>22</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 623–624.

<sup>23</sup> Castle (Anm. 3), S. 630.

<sup>24</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 235.

<sup>25</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 295.

<sup>26</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 342–346.

<sup>27</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 575–583. Der Aufsatz erschien in der *Deutschen Zeitung*, Oktober 1864.

<sup>28</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 584–586.

<sup>29</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 627–628.

<sup>30</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 631.

*Pflicht der Dankbarkeit wäre [...] dürfte bei einem Bürger Amerikas leicht als überschwenglich und taktlos angesehen werden.*<sup>31</sup> Des Weiteren fand sich ein Titelblatt: *Die Räthsel in Charles Sealsfields Leben und Werken. 1793–1864. Versuch ihrer Lösung. Von K. M. Kertbeny.*<sup>32</sup> Es folgt ein Fragment eines Textes über Sealsfield, das nicht die Handschrift Kertbenys trägt.<sup>33</sup> 4. Noch einmal *Die Räthsel in Charles Sealsfields Leben 1793–1864* mit einem kurzen Text.<sup>34</sup> 5. Ein Blatt, überschrieben mit *Die Quellen; Karl Postl und Familie.*<sup>35</sup> Das Blatt trägt aufgeklebte Zeitungsausschnitte. Und schließlich 6. ein 15-seitiges Manuskript, überschrieben mit *Die Räthsel in Charles Sealsfields Leben 1793–1864,*<sup>36</sup> wovon die letzte Seite wiederum mit aufgeklebten Zeitungsausschnitten bestückt ist. Was bedeuten diese verschiedenen Variationen zum gleichen Thema? Sie lassen sich interpretieren als verschiedene Ansätze und Überarbeitungen zu dem in Vorbereitung begriffenen Aufsatz *Die Räthsel in Sealsfields Leben.*

Einen weiteren Quellenkomplex bilden jene Handschriften, die sich um Sealsfields Testament, seine letzten Tage, um seinen Tod und sein Begräbnis ranken. Dazu gehören die Folgenden. 1. Unter der Überschrift *Krankheit* folgt ein entsprechender Text, allerdings ohne Verfasserangabe.<sup>37</sup> 2. *Die Kommunion Solothurn, 25 Dezember 1863.* mit Friedrich Hemmanns in *Nord und Süd* veröffentlichten Erinnerungen an Sealsfields Erörterung der Abendmahlfrage.<sup>38</sup> 3. *Das eigenhändige Testament Solothurn 7. März 1864,*<sup>39</sup> ebenfalls von Hemmann in *Nord und Süd* veröffentlicht. 4. *Todeskampf, Tod, und die Sterbezeugen 24–26 Mai 1864. Solothurn,*<sup>40</sup> ebenfalls nach Hemmann. 5. *Begräbnis, Grabstein und Inschriften derselben 29 Mai 1864. 2 Uhr Nachtische Sonntags.*<sup>41</sup> Zum Teil enthält das Schriftstück wörtliche Zitate von Hemmann aus *Nord und Süd*, ferner von Alfred Meißner, Leo Smolle und Victor Hamburger anlässlich von Sealsfields Begräbnis und zu dessen Grabsteininschrift. Diese Quellen weisen hinreichend darauf hin, dass Kertbeny weder unmittelbar vor Sealsfields Tod noch bei dessen Begräbnis in Solothurn anwesend war. Zu Sealsfields Tod gibt es noch einzelne Vermerke, so etwa unter einer Überschrift *Rokokogärten*<sup>42</sup> den Vermerk *Sealsfield, gest. 25. Mai [sic!] 1864*, und unter *Nekrologisches* den Vermerk *Charles Sealsfield gest. 26. Mai 1864.*

<sup>31</sup> Castle (Anm. 3), S. 603 f.

<sup>32</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 629.

<sup>33</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 630.

<sup>34</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 634.

<sup>35</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 875.

<sup>36</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 873.

<sup>37</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 625.

<sup>38</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 601–602.

<sup>39</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 634.

<sup>40</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 603–605.

<sup>41</sup> Sig. Oct. Germ. 296, S. 589–592.

<sup>42</sup> Sig. Oct. Germ. 303, S. 4.

In Kertbenys Nachlass fanden sich zum Todesjahr Sealsfields z.T. recht aufschlussreiche datierte Tagebucheintragungen, die Kertbenys intensive Bemühungen um die Veröffentlichung des Manuskripts zur Biographie des Verstorbenen dokumentieren. So liest man etwa zum 5. Juni 1864 aus Brüssel: *Sealsfield beendet. Ganzes M[anu]s[kri]pt neuerdings für Rudolf Böltzche an Riegner.*<sup>43</sup> Es sind des Weiteren über das ganze Jahr alle Zeitschriften und Verleger, denen das Manuskript geschickt wurde, namentlich angeführt. Es würde zu weit führen, sie alle hier vorzustellen, doch finden sich in den Agenden Bemerkungen wie:

*An Kurfürst Artikel Sealsfield.*<sup>44</sup>

*Dann endlich Brief von Kurfürst nebst M[anu]s[kri]pt zurück – kann auf die Vorschläge nicht eingehen!*<sup>45</sup>

*Zweiter Brief von Kurfürst. Entscheidend an Kurfürst.*<sup>46</sup>

*An Lehmann, Sealsfield-Artikel.*<sup>47</sup>

*Sealsfield-Artikel auch von Lehmann zurück! An Kurfürst, mit Briefen an Dr. Petermann, G. Hofmann, Dümmeler, Mittler. An Kurfürst.*<sup>48</sup>

*Sealsfield an Kosika, Mutter, Scharffenstein, Ulrichs, Schröder Kögl.*<sup>49</sup>

Die wenigen Zitate lassen den Schluss zu, dass Kertbeny das noch unveröffentlichte Manuskript an etliche Freunde, Verleger, selbst seiner Mutter geschickt haben muss, ein riskantes Unterfangen, da dessen Erscheinen im Druck noch nicht gewährleistet war.

Verschiedene Konvolute beinhalten erläuternde Notizen zu Sealsfields Werken, so z.B. fünf Seiten, überschrieben mit dem vollständigen Literaturzitat *Der Viray und die Aristokraten oder Mexiko i. J. 1812 Von Charles Sealsfield. In 3 Thle. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart. 1845. Metzler 12<sup>e</sup> 328 S. Das Vorwort des Herausgebers gezeichnet 6 Aug. 1834 Einleitung aus des Verfassers mexikanischem Tagebuche beim Besuche 1828.*<sup>50</sup> Auf dieses Zitat folgen Erläuterungen zu einzelnen Begriffen aus dem Mexikanischen, wie *Bism-Allah = Im Namen des Herrn* oder *Y basta! Und das ist genug!*, manchmal auch Hinweise auf ethnische Sitten und Gebräuche in Mexiko. Die nächste Seite ist unterzeichnet mit Charles Sealsfield.<sup>51</sup> Die Seiten 23–25 setzen Erläuterungen dieser Art fort. Sie nehmen Bezug auf die Geschichte Mexikos. All diese

---

<sup>43</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1.

<sup>44</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 18.6.1864.

<sup>45</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 22.7.1864.

<sup>46</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 23.7.1864.

<sup>47</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 24.7.1864.

<sup>48</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 30.7.1864.

<sup>49</sup> Sig. Duod. Hung. 55/1, Eintrag vom 5.12.1864.

<sup>50</sup> Sig. Oct. Germ. 303, S. 21–25.

<sup>51</sup> Unterstreichung im Original.

Erläuterungen scheinen Abschriften von Sealsfields Texten zu sein. Ähnlich verhält es sich mit dem Dokument: *Aus Sealsfields Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. Dritter Theil. Pflanzlerleben. I. Dritte Auflage. Stuttgart 1846. Metzler. 3520.*<sup>52</sup> Wieder folgen disparate Bemerkungen, teils Begriffserklärungen und -übersetzungen, teils aphoristische Kurztexte, wie:

Neger, sie mögen noch so milde behandelt werden, sind, wie alle Unterdrückten, die sich vom Genusse ihrer, wenn auch noch so dunkel erkannten, Rechte ausgeschlossen sehen, von Natur tükisch [sic!], und je dunkler das Bewußtsein, desto größer die Bereitwilligkeit, sich an denjenigen, die sie ihre Unterdrücker wännen, zu rächen.

Diese listenartig aufeinanderfolgenden Bemerkungen sind thematisch schwer unter einen Hut zu bringen. Sie haben das Eine gemeinsam, dass sie sich auf den Romaninhalt beziehen; unklar bleibt jedoch, aufgrund welcher Kriterien sie in den vorliegenden Blättern zusammengestellt wurden.

Ein anderes Faszikel enthält ein Blatt mit der Überschrift: *Persönliche Erinnerungen an tausend berühmte Leute. 1824–1877. Begegnisse in Ungarn, Oestreich, Italien, Schweiz, Frankreich, Belgien, England u[nd] Deutschland.*<sup>53</sup> Die berühmten Leute sind alphabetisch gereiht. Unter Sealsfield findet sich die Bemerkung: *Sealsfield, Charles (Karl Postl) der geniale Romanschriftsteller. Solothurn 1861–62. Ueber ihn Erinnerungen an Ch.[arles] Sealsfield Köln 1865. Silb[o]u[etten und] Rel.[iquien]?*<sup>54</sup> Was das Fragezeichen nach *Rel.* zum Ausdruck bringen soll, ist unklar. Die *Silhouetten und Reliquien* waren bereits 1863 erschienen; demnach kann die Frage nicht auf eine mögliche Absicht hinweisen, Sealsfield in dieses Werk aufzunehmen. Am Rande steht der Vermerk *Korrespondirt*. Die Liste endet mit dem Buchstaben S.

Kertbeny beabsichtigte in den 1870er Jahren offensichtlich, Sealsfields Lebensgeschichte entweder in Fortsetzungen in einem Journal oder in Buchform zu veröffentlichen. Waren es vielleicht die *Räthsel in Charles Sealsfields Leben*, die Kertbeny im Auge hatte? Zu dieser Zeit musste er sich mit der möglichen Identität Karl Postls und Sealsfields auseinandergesetzt haben. Dafür spricht auch Kertbenys gegenüber Leo Smolle bekundete Interesse an dessen soeben erschienenen 37-seitigen Monographie mit dem Titel *Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild.*<sup>55</sup> Smolle bedauert am 11. Juni 1875 aus Znaim, ihm kein vorrätiges Exemplar zuschicken zu können:

Sehr geehrter Herr,

Herr Alfred Notar (?) übermittelte mir Ihren Brief dt<sup>o</sup> 4/6, der mich gewiß sehr erfreuen muß, da er bekundet, daß Sie an dem kleinen Schriftchen von mir Antheil nehmen. – Leider bin ich nicht mehr im Besitze auch nur eines

<sup>52</sup> Sig. Oct. Germ. 303, S. 29–31.

<sup>53</sup> Sig. Quart. Germ. 1404, S. 1–20.

<sup>54</sup> Ebd., S. 20.

<sup>55</sup> Leo Smolle: *Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild.* Wien: Hölder, 1875.



## Zur Beleuchtung der Person ‚Charles Sealsfield‘

einzigem verfügbaren Exemplar [sic!] (ich habe nur mehr dieses, das ich mir doch behalten will) es hätte mir sonst zu besonderem Vergnügen gereicht, Ihnen, geehrtester Herr eines übersenden zu dürfen.

Niemand wird weniger als ich die wesentlichen Verdienste, die Sie sich, geehrtester Herr um den hochberühmten österreichischen Dichter der solange „der große Unbekannte“<sup>56</sup> gewesen, durch Ihre bedeutsame literarische Anregung erworben haben, verkennen.

Ich bin mir wol bewußt, daß mein Schriftchen viele Mängel aufweist, doch habe ich die Absicht, dasselbe, falls eine 2<sup>te</sup> Auflage nöthig sein sollte zu erweitern & mehrere Daten in dieselben aufzunehmen. Mir kam es eben nicht so sehr darauf an all das über Sealsfield Bekanntgewordene Geschriebene zu einem möglichst ausführlichen Lebensbilde unterschiedslos zu benutzen, als vielmehr durch eine so warm als möglich geschriebene Weise die Erinnerung an den großen Dichter wieder aufleben zu lassen & und vor allem vielleicht der Strömung förderlich entgegenzukommen, welche gegenwärtig in Österreich herrscht & die das Ahndenken durch ein würdiges Denkmal zu ehren.

Indem ich nachmals höchlichst bedauere, sehr geehrter Herr wirklich nicht im Stande zu sein, mit der kleinen Gefälligkeit der Übersendung der Broschüre dienen zu können ergreife ich mit großer Freude die Gelegenheit, mich & meine kleine liter.[arische] Publication bei diesem Anlasse Ihrer freundlichen Geneigtheit bestens zu empfehlen & zeichne mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster Smolle<sup>57</sup>

Es geht aus dem Wortlaut des Briefes klar hervor, dass Smolle nicht mit Kertbenys skeptischer Haltung hinsichtlich der Identität Postl-Sealsfield rechnete. Auch zeugt Smolles Absicht *durch eine so warm als möglich geschriebene Weise die Erinnerung an den großen Dichter wieder aufleben zu lassen* nicht eben von einer kritischen Hinterfragung dieser Identität von der Seite des Verfassers – trotz dessen Bewusstseins, dass sein *Schriftchen viele Mängel aufweist*. Sie konnte in dieser Hinsicht daher wohl kaum eine überzeugend-bekehrnde Wirkung auf Kertbeny ausgeübt haben. Kertbeny hat nach diesem Schreiben den Kontakt Smolle weitergeführt, was die ungarische Tagebucheintragung vom 24. September 1875 bestätigt: *Dr. Smolle Sealsfieldot*,<sup>58</sup> ein Hinweis darauf, dass er ihm – wie übrigens auch zahlreichen anderen – sein jüngstes Sealsfield-Manuskript geschickt hatte. Mit seinem Vorhaben, eine neue Sealsfield-Biographie zu publizieren, hatte Kertbeny aber offensichtlich wenig Glück. Ein *Büro zur Vermittlung literarischer Geschäfte*, nämlich die Verlagsbuchhandlung Otto Loewenstein in Berlin, bemerkte in ihrem Schreiben vom 12. Juni 1872 an Kertbeny: *Hinsichtlich Sealsfield glaube ich kaum, daß vorderhand etwas zu machen sein wird, lassen wir das auf später*.<sup>59</sup> Das Pester Journal antwortete auf Kertbenys Ansuchen am 28. September 1875: *Verehrter Herr! Das Skeasfield-Feuilleton [sic!] können wir in der That*

---

<sup>56</sup> Unterstreichung im Original.

<sup>57</sup> Sig. Fond 22/2, S. 146.

<sup>58</sup> Sig. Duod. Hung. 55/11.

<sup>59</sup> Sig. Fond 22/2, S. 19 f.

*wir in der That nicht verwenden, u.[nd] beeilen uns daher in folge Ihres diesbezüglich ausgesprochenen besonderen Wunsches, Ihnen dasselbe im Anschlusse dankend zurückzusenden.*<sup>60</sup> Und schließlich schrieb ihm die Metzlersche Verlagsbuchhandlung aus Stuttgart am 12. November 1879:

Sehr verehrter Herr! Wir schätzen uns Ihren Vorschlag, das Ihnen unter der Feder entstandene Buch über Sealsfield unserer firma in Verlag zu geben, zur Ehre und danken Ihnen verbindlichst für das damit bewiesene Vertrauen. Zu unserem aufrichtigen Bedauern können wir uns aber aus geschäftlichen Gründen, und diese müssen doch für den Buchhändler immerhin schwerwiegend sein, zur Annahme Ihres Antrags nicht entschliessen. Der Grund ist derselbe, aus dem wir schon Herrn Hamburgers freundliches Anerbieten dankend ablehnen mussten: unsere Ueberzeugung, dass ein solches Essay über Sealsfield, trotz eines unbestreitbar litterarhistorischen Werthes auch dann nicht das Interesse eines genügend großen Publicums zu fesseln im Stande sein werde, um auf die Deckung der Herstellungskosten durch den Absatz rechnen zu können, wenn eine so gewandte und berufene Feder, wie die Ihrige, Kleid und Schild dafür hergiebt.<sup>61</sup>

Victor Hamburgers *freundliches Anerbieten* erschien übrigens trotz der Ablehnung des Metzler-Verlags noch im selben Jahr in Wien.<sup>62</sup>

Dass der Metzler-Verlag auch Kertbenys Manuskript ablehnt, erstaunt, denn einen Monat zuvor, am 8.10.1879, hatte Kertbeny noch von Werlitz, Besitzer des Metzlerschen Verlags, ein Schreiben aus Halle erhalten, das auf Fragen Kertbenys bezüglich Sealsfields Geschäfte mit Metzler Bezug nimmt:

Hochgeehrter Herr!

Zur Zeit als Sealsfields Schriften im Verlage der Metzler'schen Buchhandlung erschienen, wurde das Verlagsgeschäft allein von meinem im März 1873 verstorbenen Schwiegervater Heinrich Erhard geleitet, während mir ausschließlich die Führung des Sortimentgeschäfts oblag und ich nur im Allgemeinen von den Verlagsunternehmungen unterrichtet war. Ich bedaure daher Ihnen keine genauen Notizen über die damaligen Verhältnisse geben zu können, bin aber gerne bereit die mir von Ihnen vorgelegten Fragen soweit ich es vermag zu beantworten. Sie finden dies der Reihe Ihrer Fragen nach in der Beilage ausgeführt.

Hochachtungsvoll

Werlitz

in Firma

I.(?) A. Metzlersche B.[uchhandlung]

Halle, 8. Oct.[ober] 879<sup>63</sup>

---

<sup>60</sup> Sig. Fond 22/2, S. 11.

<sup>61</sup> Sig. Fond 22/2, S. 1.

<sup>62</sup> Victor Hamburger: *Sealsfield-Postl. Bisber unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie*. Wien: Rosner 1879.

## Zur Beleuchtung der Person ‚Charles Sealsfield‘

Die Fragen selbst sind nicht überliefert, ebenso wenig die von Werlitz erwähnte Beilage mit den zugehörigen Antworten. Sie gehen jedoch aus einer separaten, undatierten Bleistift-Abschrift<sup>64</sup> des Briefes eines Unbekannten an Kertbeny hervor. Die Abschrift stammt nicht von der Hand Kertbenys. Der in der Abschrift nicht genannte Verfasser erklärt in seinem Schreiben, er habe seine Informationen über Sealsfield von seinem Schwiegervater Heinrich Erhard, der Sealsfield persönlich kannte. Es ließ sich aufgrund dieser Angabe jedoch eruieren, dass auch dieser Brief von Erhards Geschäftsnachfolger und Schwiegersohn Leopold Werlitz stammen musste. Der Brief gelangte am 12.10.1879 in Kertbenys Hände und wurde noch am gleichen Tag beantwortet. Ebenso nahm Kertbeny an diesem Tag Kontakt mit dem Verlag Orell Füssli auf. Dies geht aus einer entsprechenden Tagebucheintragung hervor: *Lettre interessante de Werlitz<sup>65</sup> à Stuttgart. | Lettre remerçant a Werlitz. | à Orell, Füssli & Comp.*<sup>66</sup> In dem Brief an Werlitz hatte sich Kertbeny für dessen reichliche Informationen über die Lebensdetails und Werke Sealsfields bedankt.

In seinem Brief vom 16.10.1879 aus Stuttgart antwortet Werlitz offenkundig auf Kertbenys Dankbrief:

Hochgeehrter Herr! durch den mir in Ihrem Geehrten vom 12. d.[es] M.[onats] ausgesprochenen Dank haben Sie mich eigentlich beschämt, denn die Ihnen mitgetheilten Daten repräsentieren doch nur einen sehr bescheidenen Beitrag zu Ihrer mühsamen Literarischen [sic!] Arbeit.

Ihrem Wunsche entsprechend, habe ich nun die nachträglich an mich gerichteten Fragen so genau wie mir möglich beantwortet. Wenn ich die Notizen der betreffenden Stellen beisetzte, so geschah dies zur leichteren Übersichtlichkeit für Sie, da ich annehme, daß Sie keine Abschrift derselben zurückbehielten.

Vielleicht interessirt es Sie zu erfahren, daß sich uns jetzt in dem Geschäft [sic!] der Herren *Orell, Füssli & Comp* in Zürich Jemand befindet, welcher schon beim Erscheinen der ersten Sealsfieldschen Schriften im Verlage dieser Firma daselbst angestellt war und der Ihnen daher vielleicht die eine oder andere Auskunft über *Sealsfield* geben könnte. Der alte Herr heißt *Kempin*. Es wäre möglich, daß dieser über die erste Auflage von Morton etwas weiß. Seine Adresse ist: Herr *Kempin* pr[a]ct[ikant] d Dr. Herren *Orell, Füssli & Comp.* in Zürich.

Hochachtungsvollst

*Werlitz*<sup>67</sup>

Werlitz wusste also, dass Kertbeny mit Sealsfield weitergehende literarische Absichten hatte, versuchte ihn gar, darin zu unterstützen, und doch lehnte der Ver-

---

<sup>63</sup> Sig. Fond 22/2, S. 2.

<sup>64</sup> Sig. Fond 22/2, S. 2a.

<sup>65</sup> Unterstreichung im Original.

<sup>66</sup> Sig. Duod. Hung. 55/15.

<sup>67</sup> Sig. Fond 22/2, S. 3.

lag schließlich das Manuskript ab. Der ablehnende Brief vom 12. November d. J. war allerdings nicht von Werlitz unterzeichnet.

Als ein letztes Schriftstück bleibt eine undatierte, handgeschriebene Seite aus Kertbenys eigener Feder zu zitieren:

Also der, 1823, dreißigjährig, für immer – und juridisch auch heute noch – verschollene Prager Kreuzherr Karl Postl<sup>68</sup> (und nicht „Postel“ wie Sealsfield selber diesen Namen in seinem Testamente schrieb, und zwar eigenhändig) war – nach dem „*liber calculorum*“ als Knabe mittelmäßig begabt, u[nd] im Verkehr mit seinen Mitschülern eigensinnig, rechthaberisch und unverträglich.

Dem geistlichen Stande widmete er sich nur, um seine geliebte Mutter nicht unglücklich zu machen, die nur diesen Herzenswunsch hegte. Aber trotz des behaglichen Lebens im prächtigen Ordenshause in der Prager Altstadt, trotz seiner gleich vorweg bevorzugten Stellung als Ordenssekretär, trotz evidenter Milde und Nachsicht von Seite des Großmeisters, fühlte er sich doch bald geistig u[nd] religiös, wie sozial höchst unzufrieden mit seiner Stellung, besorgte die Ordensgeschäfte träge, die geistlichen Funktionen lau und kalt, war stolz gegen die Brüder, wurde von zehrenden [sic!] Bildungstrieb gespornt, u[nd] suchte, wo nur möglich, außerhalb des Klosters Umgang mit Weltlichen, u[nd] studierte geheim moderne Sprachen, die für die Priesterlaufbahn nicht besonderen Werth haben konnten.

Aber so antipathisch er auf seine Ordensbrüder u[nd] Vorgesetzte [sic!] wirkte, um so größeren persönlichen Zauber scheint er im Weltleben schon damals ausgeübt zu haben. Er gewann sich geheim mächtige Freunde, sowohl in Beamtenkreisen, wie bei Bankiers u wohl auch Frauen. Diese empfahlen ihm [sic!] dem Minister in Wien, u[nd] als er bei jenem Fiasko machte, verhalfen ihm diese seine geheimen Freunde zur sichern Flucht, versahen ihn mit Papieren und Geld, und setzten es sogar bei der Wiener obersten Polizeibehörde durch, daß der Vorfall rasch vertuscht, die Akten darüber verschwinden gemacht wurden.

Wer sollte da nicht an Freimauerei denken, die in Böhmen und Oestreich stets geheim u[nd] bis in die höchsten Kreise fortgehegt wurde?

Noch überraschender aber gewann sich dann Charles Sealsfield<sup>69</sup> im Auslande zahlreich Freunde; in all den Ländern, wo die Mauerei offiziell besteht, u[nd] sich nicht zu verbergen braucht.

Es scheint mir –, der ich kein Maurer bin, noch sein möchte, weil mir alles Geheime zuwider ist – wohl der beachtung werth, dieses Apercu im Auge zu behalten.<sup>70</sup>

Woraus diese Seite stammt, ist dem Schriftstück nicht zu entnehmen. Das eingehende Adverb *also* weist auf einen vorangegangenen Text, aus dem gefolgert wird, vielleicht auf den Text eines anderen Autors, vielleicht auf einen Text des

---

<sup>68</sup> Unterstreichung im Original.

<sup>69</sup> Ebenso.

<sup>70</sup> Sig. Oct. Germ. 300, S. 91.

Schreibers, wir wissen es nicht. Thematisch würde das *im Auge zu behaltende Aperçu* zu den *Räthseln in Charles Sealsfields Leben und Werken* passen. Auch die Datierung des Textes ist nicht überliefert. Sie dürfte aber aufgrund der Bezugnahme auf den sich vermeintlich hinter Charles Sealsfield verbergenden Karl Postl in den späten 1870er Jahren anzusiedeln sein, da bereits Smolles und vielleicht auch schon Hamburgers Veröffentlichung erschienen war. Kertbenys anhaltende Skepsis in der Identitätsfrage *Sealsfield/Postls* klingt auch in diesem Text deutlich an. Der zur Debatte stehende Karl Postl schreibt sich ohne *e*, jene in Sealsfields eigenhändig geschriebenen Testament genannte Familie jedoch mit *e*. Außerdem verleiht Kertbeny mit der in Gedankenstriche gesetzten Periphrase – *und juridisch auch heute noch verschollene* – [Postl] zusätzlichen Nachdruck. Die Ergründung der in Frage stehenden Logenzugehörigkeit Postls bzw. Sealsfields strebte Kertbeny möglicherweise nur an, um sie in ersterem Falle zu beweisen und im letzteren zu widerlegen. Damit würde die Identität Postls mit Sealsfield eindeutig entkräftet – eine Sicht, die Castle in seiner Sealsfield-Biographie nicht in Erwägung zieht.

Kertbenys in fehlerhaftem Französisch vorgenommenen Tagebucheintragungen vom 21. September 1879<sup>71</sup> bis zum 2. November 1881<sup>72</sup> weisen nach, dass Kertbeny beinahe täglich damit beschäftigt war, eine neuerliche Arbeit über Sealsfield zu schreiben – er erwähnt Kapitel von 1 bis 10 – und für sie Abnehmer zu finden. Danach sind gar keine Tagebucheintragungen mehr verzeichnet. Kertbeny dürfte sich bereits in solch fortgeschrittenem Krankheitsstadium befunden haben, dass ihm eine weitere Arbeit nicht mehr möglich war. Er starb am 23. Januar 1882. Diese Tagebuchaufzeichnungen der letzten zwei Lebensjahre lassen keine eindeutigen Schlüsse hinsichtlich der Akzeptanz bzw. der Ablehnung der Arbeit von Seiten der Verleger zu. Sicher ist, dass Kertbeny sich bis wenige Monate vor seinem Tode mit einer neuen Arbeit über Sealsfield befasst und einzelne Kapitel davon auch an andere verschickt hat. Ob die Adressaten aber Verleger oder Freunde waren, die er über seine Arbeit auf dem Laufenden hielt, geht aus den Aufzeichnungen nicht klar hervor. Ein Manuskript dieser letzten Sealsfield-Arbeit wurde in Kertbenys Nachlass nicht gefunden. Die Annahme liegt jedoch nahe, es möchte sich in seinem Vorhaben um eine Gegendarstellung gegen Smolles und Hamburgers Beiträge zu Sealsfield gehandelt haben.

Aus dem hier Vorgestellten sind abschließend folgende, für die weitere Sealsfield-Forschung relevante Schlüsse hervorzuheben: a) Es muss noch eine Privatkorrespondenz von Sealsfield an Kertbeny vorliegen, die in den Beständen des Széchényi-Archivs nicht aufscheint. b) Kertbeny versuchte in den 1870er Jahren ein neuerliches Manuskript zur Sealsfield-Biographie zu veröffentlichen, was ihm aber nicht gelang. Möglicherweise machten in den Augen der Verleger die 1875 und 1879

---

<sup>71</sup> Sig. Duod. Hung. 55/15: Eintrag 21.9.1879: Commence [sic!] l'article de Sealsfield

<sup>72</sup> Sig. Duod. Hung. 55/17: Eintrag 2.11.1881: Lettre de Hemsen, rek.[ommandé] Très aimable, et retour mon Sealsfield.

erschienenen Schriften von Smolle und Hamburger eine weitere Publikation zum Thema obsolet. Ein letztes Mal noch unternahm Kertbeny von 1879 bis 1881 den Versuch, eine Arbeit über den „großen Unbekannten“ erscheinen zu lassen, was jedoch offensichtlich ebenso im Sande verlief. So war es Kertbeny, der danach nur noch wenige Monate zu leben hatte, auch nicht mehr vergönnt, seine Position in der Identitätsfrage Postl-Sealsfield öffentlich darzulegen.

# Charles Sealsfields doppelter Ambivalenzkonflikt und seine amerikanische Identität als unvollständige Lösung

Zur Auswirkung autobiographischer Dispositionen  
bis zu den Nachrufen

„Charles Sealsfield, geb. 1797, Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika,  
einer andern Religion (als der kathol. und protest.) angehörend.“

Schweizer Zensus 1860 (*Solothurner Zeitung* vom 28. Mai 1864)

## I.

Der Lebensgang des katholischen Theologen, Ordenspriesters und Schriftstellers Carolus Magnus Postl alias Charles Sidons, Karl Moritz Zeifels, Charles Sealsfield ist – wie schon die Namenvarianten erkennen lassen – von außergewöhnlichen Umständen geprägt.<sup>1</sup> Der dafür als Ursache anzunehmende doppelte Ambivalenzkonflikt (Aufsuchen [Appetenz]/Meiden [Aversion])-Konflikt ist in seinem ersten Teil während der Prager Jahre 1808 bis 1823 entstanden. Er entwickelt sich aus der für Postl irritierenden Diskrepanz von eingeforderter Loyalität gegenüber der katholischen Kirche, dem Orden der *Kreuzherren mit dem roten Sterne* und Priesteramt sowie einer spätaufklärerisch, geistig emanzipatorisch bestimmten Geisteshaltung, Gesellschaftserfahrung und Weltsicht. Die so individuell von ihm erlebte komplexe Situation ist Teil jener zeitgeschichtlichen, in sich dynamischen Gemengelage, deren Be-

---

<sup>1</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Charles Sealsfield: *Supplementreihe der Sämtlichen Werke*. Bd. 1/SW Bd. 25. Hildesheim: Olms 1993. (Reprint: Wien/München 1952); Ernst Grabovszki: *Zwischen Kutte und Maske. Das geheimnisvolle Leben des Charles Sealsfield*. Wien: Styria 2005; Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Mit einem Vorwort „Das Reise *Écritoire* oder Schreiben als Existenzform. Charles Sealsfield und seine Korrespondenz“ von Alexander Ritter. Charles Sealsfield: *Supplementreihe der Sämtlichen Werke*. Bd. 5/SW Bd. 29. Hildesheim: Olms 2010. (Reprint: Wien 1955).

dingungsfeld sich aus der latenten Krisensituation von österreichischem Staat sowie katholischer Kirche und deren Verhältnis zueinander zusammensetzt.<sup>2</sup>

Der zweite Teil des Ambivalenzkonfliktes ergibt sich aus jener ihm noch unklaren Überlebensstrategie während des ersten Amerikaaufenthaltes 1823 bis 1826, wie denn sein weiteres Leben unter einer ihn zuverlässig schützenden neuen Identität zu verlaufen habe. Postl beginnt seine Metamorphose mit dem Versuch, von seinem Wohnort Kittanning aus die Herkunftsidentität auszulöschen. Dazu organisiert er zwei neue Identitäten in zwei voneinander getrennten Lebensbereichen. Unter dem Namen *Charles Sidons* agiert er in der Rolle des Intellektuellen in gehobenen bürgerlichen Kreisen der Städte Pittsburgh und Philadelphia, unter dem zweiten Namen *Karl Moritz Zeifels* in der seinen Lebensunterhalt sichernden Rolle des protestantischen Geistlichen der Ohio-Synode im Hinterland von Pennsylvania, in den Provinzsiedlungen Kittanning, Butler und Celienople.<sup>3</sup>

In Wiederholung jener Umstände seines unangekündigten Aufbruchs aus Prag 1823 – Aufgabe des Priesteramtes, Trennung von Kloster, Kirche und Staat, Unterschlagung von Ordensgeldern – vollzieht Postl 1826 einen zweiten unangekündigten Aufbruch aus Kittanning – Aufgabe des Predigeramtes, Trennung von der Kirche, Unterschlagung von Kirchengeldern – und kehrt nach Europa zurück. Dieser cisatlantische Auftritt markiert, nach anfänglichen Unsicherheiten, den Beginn seiner stereotypisierten Rollenexistenz als Amerikaner, als der er sich in den ihm hilfreichen Reisetourismus von Intellektuellen aus der Neuen Welt einfügt und seine von ihm vorgeprägten biographische Fakten in die Öffentlichkeit lanciert.

Es gibt für die spektakulären Aktionen eine Reihe von Symptomen, die sowohl seinen intrapsychisch verborgenen Krisenzustand, den dafür verantwortlichen Ambivalenzkonflikt und – in Kompensation des zugrunde liegenden Traumas – dessen aktive Auflösung in Appetenz (Aufsuchen) und Aversion (Meiden) nachvollziehen lassen. Den Versuch dieser Auflösung betreibt er in Verbindung von Identitätswechsel und Selbstinszenierung, ausgerichtet auf die adaptierte Rolle des intellektuellen Amerikaners in Europa, organisiert in einem darauf abgestimmten hermetisch organisierten *curriculum vitae*. Um die von ihm negativ bewerteten Biographieteile öffentlich zu vermeiden und stattdessen die positiv verstandene Rolle des Amerikaners zu etablieren, nutzt Postl diverse Mittel einer weithin zu verbreitenden Selbstdarstellung und Dokumentation. Ziel ist es, sich glaubwürdig in den gesell-

---

<sup>2</sup> Thomas Bremer, Jochen-Christoph Kaiser, Kurt Nowak, Josef Pilvousek und Hubert Wolf: *Ökumenische Kirchengeschichte*. Bd. 3: *Von der Französischen Revolution bis 1989*. Hg. von Hubert Wolf. Darmstadt: WBG, 2007; *Josephinismus als aufgeklärter Absolutismus*. Hg. von Helmut Reinalter. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2008. Darin: Rudolf Pranzel: „Das Verhältnis von Staat und Kirche/Religion im theresianisch-josephinischen Zeitalter.“ S. 17-52; Matthias Rettenwander: „Nachwirkungen des Josephinismus.“ S. 317-425.

<sup>3</sup> Alexander Ritter: „Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt‘ des Amerikaners *Carl Moritz Zeifels* alias *Charles Sealsfield*. Eine Dokumentation.“ In: *Charles Sealsfield. Lebrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Hg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens 2007. (*Sealsfield Bibliothek*; 5) S. 207-285.



schaftlichen Kommunikationsprozess beiderseits des Atlantiks ausschließlich als derjenige zu integrieren, dessen Rolle er für sich konzipiert hat. Wie erfolgreich diese Vorgehensweise ist, zeigen sein Lebensweg nach 1826 und die Nachrufe, deren Verfasser sich seinen Vorgaben bedingt anschließen und die gewünschte Überlieferung einer in Teilen manipulierten Biographie über den Tod hinaus fortsetzen.

Es ist in der Forschung auf die mit Postl/Sealsfield verbundenen sozialpsychologischen Probleme hingewiesen worden. Die Mitteilungen dazu sind jedoch über durchaus zutreffende Feststellungen kaum hinausgelangt.<sup>4</sup> Ursache dafür ist die in der Forschung verbreitete hermeneutische Setzung, das autonome Kunstwerk sei unabhängig von der Biographie seines Urhebers zu betrachten, um eine biographistische Verfälschung des Werkverständnisses zu vermeiden. Unabhängig vom unbestrittenen Einfluss der zeit- wie literargeschichtlichen Umstände auf sein Kunstverständnis, Werkkonzept und Schreibverfahren gilt ein enger Zusammenhang von Autorbiographie und Werk. Die Ursachen dafür sind in den tiefenpsychologischen Irritationen zu sehen (betrügerische, illegale Handlungen 1823/1826),<sup>5</sup> die die radikale Veränderung der äußeren Identität (Pseudonymität/Rollenadaptation/Wechsel der Staatsbürgerschaft) und der inneren Identität (Rollenverhalten) auslösen, für deren öffentliche Dokumentation Postl seine Publikationen und die durch diese transportierte politische Botschaft nachweislich funktionalisiert.

Orientiert an den Kommunikationstheorien von Erving Goffman/Niklas Luhmann sowie an Überlegungen der psychologischen Forschung zum Ambivalenzkonflikt,<sup>6</sup> gehen die folgenden Ausführungen der Frage nach, inwieweit Postls Konstruktion seiner Rolle als Amerikaner Sealsfield darauf beruht, was zwischen 1808 und 1826, in Prag und Kittanning, als zweifacher Ambivalenzkonflikt angelegt ist, in den Folgejahren zu einem begrenzten Auflösungsprozess dieses Konfliktes führt und als maßgebliche Ursache für die Selbstinszenierung und die Steuerung seiner öffentlichen Biographie und Rezeptionsgeschichte einzuschätzen ist: die Rollenadaptation als Mittel des Identitätswechsels in der Funktion, den Ambivalenzkonflikt nicht zu einer Persönlichkeitskrise eskalieren zu lassen, sondern weitgehend zu lösen.

---

<sup>4</sup> Vgl. u.a. die Ausführungen bei Günter Schnitzler zur Korrespondenz des Ambivalenzkonfliktes epischer Figuren wie beispielsweise in dem Roman *Der Legitime und die Republikaner* (1833) mit entsprechenden Auffälligkeiten im Leben des Verfassers Postl/Sealsfield: Günter Schnitzler: *Erfahrung und Bild. Die dichterische Wirklichkeit des Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Freiburg im Breisgau: Rombach 1988. (*Rombach Wissenschaft. Reihe Litterae*)

<sup>5</sup> Siegfried Elhardt: *Tiefenpsychologie*. 17. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer 2011. (*Kohlhammer-Urban-Tb.*; 136)

<sup>6</sup> Da grundsätzliche Informationen zum Phänomen des Ambivalenzkonfliktes und der soziologischen Implikationen von Rollenfunktion und Kommunikation über einschlägige Literatur leicht zugänglich sind, erübrigen sich gesonderte Literaturangaben. Hingewiesen sei aber auf die hilfreiche Darstellung von Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 9. Aufl. München: Piper 2011. (*The Presentation of Self in Everyday Life* 1959)

Weil es sich zum einen bei Postl um eine historische, d. h. nicht befragbare und lediglich durch schriftliche Überlieferung bekannte Persönlichkeit handelt, sind individualpsychologische Konditionen nur angenähert zu benennen und einzuschätzen. Zum anderen wird deren Verifizierung samt ihren komplexen Ursachen dadurch begrenzt, da er aus nahe liegenden Gründen seinen Ambivalenzkonflikt vor der inner- wie außerklösterlichen Öffentlichkeit geheim hält, dieses Verhalten im Zusammenhang mit seiner neuen Identität als Sealsfield perpetuiert und nur wenige Personen ins Vertrauen zieht, vor allem jene, die ihm – wie Christian Karl André – die erforderlich logistische Unterstützung bei seiner Flucht in die USA gewähren und sich zum konspirativen Schweigen verpflichtet sehen.<sup>7</sup>

## II.

Nach den Grundüberlegungen der Soziologie, beschrieben von Goffman und Luhmann, werden Sozialisation, Verhalten und das Begreifen der eigenen Wirklichkeit von den Kommunikationserfahrungen innerhalb der gesellschaftlichen Realität gesteuert. Das davon bestimmte Rollenverständnis ist mit der Kontrollabsicht verbunden, negativ empfundene soziale Bedingungen zu meiden, positive zu suchen und die davon geleitete Selbstinszenierung mit einer festgelegten 'Fassade' in der Öffentlichkeit glaubwürdig zu etablieren.

Im Zusammenhang mit diesen modellhaften Feststellungen kann man von der These ausgehen, dass Postls *volgo* Sealsfields bemerkenswerter Lebensgang im Sinne der soziologischen Theorie von bestimmten sozialpsychologischen Ursachen bestimmt ist, die sich aus der widerstrebend durchlebten Sozialisation in seinen Prager Jahren ergeben haben. Diese Ursachen führen zu einer Konfliktsituation, dem angesprochenen Ambivalenzkonflikt, der ihn in eine intellektuelle und psychische Krise bringt.

Der junge Mann, mit kleinbürgerlicher Herkunft aus der böhmischen Provinz, erlebt in Prag aufregende Jahre und macht irritierende Erfahrungen. Durch

---

<sup>7</sup> Ritter: „Fluchtpunkt“ (Anm. 3). Darin: „Exkurs: Aufbruch, Abreise und Flucht. Von Prag nach Kittanning (Pennsylvania, USA)“. S. 216-224. – Primus-Heinz Kucher: „Legitimität und ‚tostlose Realität der Gegenwart ...‘. Österreich um 1840 aus dem Blick von Anastasius Grün und Viktor von Andrian-Werburg.“ In: *Oxford German Studies* 40 (2011). Nr. 1. S. 253-269. Kucher weist darauf hin, dass „Autoren und Intellektuelle aus dem habsburgischen Österreich unter Metternich“ in einer Ambivalenzsituation leben, „die zu merkwürdigen, nahezu unverständlichen Verhaltensmustern, Reflexions- und Verdrängungsanstrengungen führen [...]“ und im Extremfall zu „eher seltene[m] Bruch mit der staatlichen Obrigkeit einschließlich nachfolgender Emigration“ führen. „Dies betraf Joseph von Hormayr, Charles Sealsfield (Carolus Magnus Postl), Carl G. Herloßsohn in den 1820er, Karl Beck, Eduard Duller (Herausgeber des *Phoenix*, an dem u.a. Gutzkow 1835 mitwirkte) oder Franz E. Pipitz in den 1830er, die Gruppe der deutsch-böhmischen Oppositionellen rund um Alfred Meißner und Moritz Hartmann in den 1840er Jahren sowie Sigmund Engländer und Ferdinand Kürnberger im Zuge der 1848er Revolution.“ (S. 254f.) Auf die vergleichsweise Radikalität, mit der Postl/Sealsfield im Unterschied zu den Anderen seinen Ambivalenzkonflikt zu lösen versucht, geht der Verfasser nicht ein.

seine Teilhabe am öffentlichen wie innerkirchlichen Diskurs in der Großstadt gewinnt der intelligente Theologiestudent, Priester und Mönch Einblick in das innen- wie außenpolitisch komplexe Spannungsfeld von divergenten Nachrichten und Entwicklungen. Diese machen ihm begreiflich, dass er an einer Periode des geschichtlichen Übergangs und der Stagnation teilhat. Der dieser Periode implizite Appell, in einer für ihn unübersichtlichen und bedrängenden Situation persönlich Stellung nehmen und Konsequenzen für sein weiteres Leben ziehen zu müssen, resultiert in dem angenommenen einen Ambivalenzkonflikt. Postl hat wie viele seiner kirchlich gebundenen Altersgenossen, das lässt sich aus der Flucht anderer sowie der eigenen 1823 und seinen späteren, wenn auch spärlichen Kommentaren rückschließen, ein gravierendes Orientierungsproblem.

Die Konstituenten von Postls Ambivalenzkonflikt und der daraus folgenden Krise ergeben sich aus den zeitgeschichtlichen Tendenzen liberaler Aufbruchstimmung, restaurativer Gesellschaftspolitik und einer verbreitet unsicheren Orientierungssuche in der Wirklichkeit. Die restringierenden Maßnahmen in der Folge des Wiener Kongresses 1815, der aufgeklärte Absolutismus des Spätjosephinismus (1790-1820),<sup>8</sup> die Karlsbader Beschlüsse 1819, das polizeistaatliche Metternich-Regime, die konkordanten Vereinbarungen von orthodoxer katholischer Kirche mit dem österreichischen Staat (Religionspolitik als Staatspolitik) und der Postl unmittelbar tangierende Bolzano-Prozess<sup>9</sup> kontrastieren die vor allem von Intellektuellen vertretenen nationalliberalen Forderungen nach demokratischer Gesellschaftsordnung, republikanischer Staatsverfassung und einer aus klerikalischen Einrichtungen vortragenen Reform der Kirche und ihrer Emanzipation vom transmontanen Rom. Zusätzliche Nachrichten über die politische Entwicklung in Europa und Amerika verschärfen Postls psychische Konfliktlage.<sup>10</sup> Diese wiederholt paradigmatisch die weltanschauliche und gesellschaftspolitische Konfliktlage Europas.

Postls Bewältigung seines Prager Ambivalenzkonfliktes, der nach 1823 in den USA durch einen zweiten ergänzt wird, vollzieht sich in vier Schritten der Metamorphose vom österreichischen Katholiken, Priester und Mönch zum konfessionell ungebundenen amerikanischen Schriftsteller und Staatsbürger.

Erstens: *Die Entstehung des ersten Ambivalenzkonfliktes (1808-1823)*. Als Beleg für Postls grundsätzliche Konfliktsituation kann ein Zeugniseintrag gewertet werden. Der „Katalog vom Frühjahr 1810 über die Hörer der Philosophie im I. II. und III<sup>ten</sup> Jahrgange an der k. k. prager Universität für das I. und II<sup>te</sup> Semester“ dokumentiert für den dritten Jahrgang auch die Teilnahme und Leistungen des Studenten

---

<sup>8</sup> Reinalter (Hg.): *Josephinismus* (Anm. 2).

<sup>9</sup> Gegen den spätaufklärerischen Theologen, Philosophen und Mathematiker Bernard Bolzano (1781-1848), ein Postl besonders beeindruckender akademischer Lehrer, werden zwischen 1816 und 1825 von der Wiener Zentralregierung Vorwürfe wegen staatskritischer Äußerungen erhoben, die in einen Prozess münden (Amtsenthebung 1819).

<sup>10</sup> Primus-Heinz Kucher: „Prag – Leipzig – Wien: Aspekte des literarischen Feldes um 1820. Zeitgenössisches Textangebot und dessen Rezeption durch Carl A. Postl/Charles Sealsfield.“ In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829*. (Anm. 3), S. 37-53.

Carolus Magnus Postl.<sup>11</sup> Dem 17jährigen „Postl Carl“ bescheinigt das Zeugnis für sämtliche Fächer in den Kategorien „Fleiß“ und „Fortgang“ nahezu ausschließlich die Note „E“ (Exzellent). Unter „Anmerkungen“ notiert sein Lehrer eine ihm bemerkenswerte Eigenschaft des Studenten: „Sehr evangelisch gesinnt und fleißig“.<sup>12</sup>

Die Zuerkennung einer ‚evangelischen Gesinnung‘ im ausgezeichneten Zeugnis eines katholischen Studenten und Klosterstipendiaten muss als mutiges öffentliches Urteil über eine intellektuell mutige Persönlichkeit gewertet werden, die über die reformerische öffentliche Debatte, bezogen auf Kirche und Staat, informiert ist. Mit der Attestierung stellt der Dozent heraus, dass den jungen Mann eine im emanzipatorischen Sinne eigenständige Intellektualität auszeichnet, tendenziell antiklerikal, theologiekritisch mit evangelisch-reformatorischer Neigung, geäußert in der Öffentlichkeit der Klasse und vermutlich auch geteilt von Mitstudenten.

In diesem Zusammenhang ist der kritischen Orientierung Postls durch seinen Lehrer Bernard Bolzano – Vertreter eines „rationalistisch denaturierte[n] Katholizismus[]“<sup>13</sup> – ein erheblicher Einfluss zuzusprechen, was ersterer später in seinem *Austria*-Text bestätigen wird: „Of the members of this university, the Professor of Philosophy Bolzano was universally admitted to be one of the very first. Several works which he published, showed him to be a very liberal and eminent thinker. This gentleman was suddenly arrested, his writings seized, himself placed before an ecclestial tribunal, at the head of which was the archbishop, to answer the charge of heterodoxy.“<sup>14</sup>

Die katholische Sozialisation, institutionell abgesichert und kontrolliert, dominiert zu dieser Prager Zeit noch seine ‚evangelische Gesinnung‘. Ein konservativ katholisches Elternhaus mit typisch kleinbürgerlichem Stolz auf einen studierten Theologen, Priester und Mönch, die kirchlich organisierte schulische und akademische Ausbildung des Konventstudenten im Kreuzherrenstift (1808-1815), die Verpflichtung zu Priesterberuf (Profess 1814) und Klosterangehörigkeit führen zusammen mit Postls Intelligenz und Fleiß zu einer zügigen innerklösterlichen Karriere. Im Jahre 1815 beruft der aufgeklärte General-Großmeister Joseph Anton Köhler den Priester Postl zum Sekretariatsadjunkt, um ihn kurze Zeit darauf die wichtige Funktion des Ordenssekretärs zu übertragen.

---

<sup>11</sup> Kurt F. Strasser: „Carl Postl, ein Schüler Bernard Bolzanos. Eine Klarstellung.“ In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829*. (Anm. 3), S. 81-103, hier S. 87-89.

<sup>12</sup> Das vor der Anmerkung angebrachte Kürzel „Em“ weist auf die theologische Ausbildung und Funktion des Lehrers hin (ecclesiae minister?, Prediger). – Nach Castle bestätigt Postl angeblich später diese Einschätzung in dem fiktiven österreichkritischen Reisebericht *Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents* (Übers.; Wien: Schroll 1919): „Die akademische Jugend wurde durch diese Vorlesungen protestantisch in ihrer Gesinnung, wiewohl katholisch nach ihrem Bekenntnis“. (Zitat unter der angegebenen Seitenzahl nicht nachweisbar: Castle: *Der große Unbekannte*. [Biographie] (Anm. 1), S. 36, Anm. 30)

<sup>13</sup> Ebd.: S. 40.

<sup>14</sup> [An.]: *Austria as it is: or, Sketches of Continental Courts*. By an Eye-Witness. London: Hurst, Chance, and Co., 1828. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 3. Hildesheim/New York: Olms 1972. S. 75f.

Es scheint jedoch so, dass es innerhalb von Postls irritiertem Selbstverständnis – angesiedelt zwischen katholisch-klerikaler Loyalität im Glauben wie im Amt und ‚evangelischer Gesinnung‘, konservativer Bewahrungshaltung und progressivem Fortschrittsdenken – sukzessive zu einer Schwerpunktverschiebung kommt, mitbestimmt von der Grundierung seiner geistlichen Haltung durch einen ‚rationalistisch denaturierte[n] Katholizismus[]‘<sup>15</sup> Seine Funktion als Klostersekretär und das Privileg außerklösterlicher Dienstreisen, die Personenkontakte in der säkularen ‚Außenwelt‘ mit nationalliberal denkenden Adligen und Intellektuellen, mit Gesprächen über die regional- wie weltpolitische Entwicklung, auch in den demokratischen USA,<sup>16</sup> schärfen vermutlich seine kritische Sicht auf die Monarchie, die Macht des transmontanen Rom, auf den Papst und Klerikalismus. Postl, so ist anzunehmen, leidet zunehmend unter einem gespaltenen Existenzverständnis, bestimmt von dem Widerspruch seiner eingeforderten Rolle als Ordenspriester und dem liberalen Denken des nachdenklichen Intellektuellen.

Es bildet sich bei ihm jener erste Ambivalenzkonflikt heraus, der ihn dazu zwingt, die Rolle des glaubwürdigen Priesters und Klosterfunktionärs zu spielen und dafür eine kontrollierte Umsetzungsstrategie zu entwickeln, die eine täuschende ‚Kohärenz der Fassade‘<sup>17</sup> garantiert, mit der er das für ihn kompliziert gewordene Klosterdasein meint bewältigen zu können.<sup>18</sup> Es ist die Ritualisierung des klösterlichen Lebens, die ihm als ‚standardisiertes‘ Verhalten zusammen mit der Autorität seines Amtes einen Konflikt verdecken und sein täuschendes Rollenverhalten so glaubwürdig realisieren hilft,<sup>19</sup> dass der Durchbruch seiner verborgenen Aversionshaltung bis zum Zeitpunkt der ‚spurenlos‘ bleibenden Emigration 1823 nicht vorhersehbar erscheint.

Zweitens: *Die Flucht. Erster Schritt zur Lösung des Ambivalenzkonfliktes (1823)*. Nach den Modellerläuterungen der soziologischen Forschung entwickeln sich Ambivalenzkonflikte in der Regel sukzessive auf eine Lösung zu. In Postls Fall dominiert die Appetenz seiner gesellschaftskritischen Sicht und deren ideologische Begründung zunehmend die Aversion gegenüber der täglich erfahrbaren Wirklichkeit des Ordenslebens. Seine Suche nach der anderen, als attraktiv eingeschätzten gesellschaftspolitischen Wirklichkeit erfüllt sich ihm in der einzigen Möglichkeit eines radikalen Existenzwechsels. Im Jahre 1823 realisiert der Priester Postl, unter dem Druck vermutlich erheblicher psychische Belastung, den irreparablen Bruch mit den Umständen seines gegenwärtigen Lebens, mit Familie, Orden, Priesterberuf und Konfession, mit Heimatregion, Staat und Kirche. Er flüchtet über Stuttgart, möglicherweise über den französischen Atlantikhafen Le Havre in die USA.<sup>20</sup> Den finan-

---

<sup>15</sup> Vgl. Anm. 13.

<sup>16</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>17</sup> Goffman: *Theater* (Anm. 6). S. 23, 25.

<sup>18</sup> Ebd., S. 6.

<sup>19</sup> Ebd., S. 19, 21.

<sup>20</sup> Trotz der Durchsicht sämtlicher Passagierlisten derjenigen Schiffe, die im Sommerhalbjahr 1823 Le Havre in Richtung USA verlassen haben, kann Postls Überfahrt nicht nachgewiesen werden.

ziellen Aufwand bestreitet er wahrscheinlich durch die Unterschlagung von Ordensgeldern, eingesammelt während seiner letzten Dienstreise durch die Klosterlatifundien. Über die Personen, die den organisatorischen Teil der Reiselogistik geleitet haben, herrscht weiterhin Unklarheit, wiewohl anzunehmen ist, dass sein vertrauter Bekannter aus böhmischen Tagen, Christian Karl André (jetzt Stuttgart), wahrscheinlich einer der maßgeblichen Unterstützer ist. Diese Flucht ist Postls Form des Vermeidungsverhaltens, die er mit gezielten Fehlinformationen und Täuschungen kontrolliert inszeniert und damit bereits jetzt jene typische Eigenschaft zeigt, die ihn von nun an auszeichnen wird: in sämtlichen Lebenssituationen dominant zu bleiben, die gesellschaftliche Rezeption zu seinen Gunsten zu manipulieren und so die Kommunikationsverhältnisse zu beherrschen.

Die Begründung dafür ist mit der von ihm erkannten politisch-administrativen Immobilität, wachsende Einschränkung und Kontrolle der Öffentlichkeit durch das Metternich-Regime und die katholische Kirche anzunehmen, im Kontrast zu den demokratischen Verhältnissen in der Neuen Welt, die – davon kann man ausgehen – Postl grundsätzlich bekannt sind.<sup>21</sup> Welche unmittelbar wirksamen Auslöser es für die verheimlichte Flucht gegeben hat, ist nicht überliefert. Auf die kolportierten Spekulationen wird hier nicht eingegangen. Es kann jedoch angenommen werden, dass Postl die Amtsenthebung, Verhaftung und Anklage des für seine aufklärerisch-liberale Weltsicht so einflussreichen Lehrers Bernard Bolzano als Fanal einer wachsenden Unterdrückung durch die Wiener Zentralregierung und katholische Kirche verstanden haben muss, was zu einer Zuspitzung seiner psychischen Belastung geführt haben kann.

Drittens: *Das Rollenverhalten als Karl Moritz Zeifels und Charles Sidons. Zweiter Schritt zur Lösung des Ambivalenzkonfliktes (1823-1826)*. Wie dominant seine Aversion gegenüber dem österreichischen Staat und der katholischen Kirche und sein „Glaube an die eigene Rolle“<sup>22</sup> mit der Identität eines unabhängigen Intellektuellen ist,<sup>23</sup> zeigt jene Doppelrolle unter zwei verschiedenen Namen, die er nach seiner Emigration in Pennsylvania einnimmt. Der katholische Priester Postl agiert drei Jahre lang, frappierend unbefangen, in Kittanning als evangelischer Pastor [sic!] Karl Moritz Zeifels der Ohio Synode und in Pittsburgh wie Philadelphia als Journalist und Literat Charles Sidons, sich dort unter den Intellektuellen des teilweise deutschstämmigen Großbürgertums offenbar gewandt bewegend.<sup>24</sup>

Postl realisiert demonstrativ das öffentlich, was als psychosoziale ‚Segregation‘ infolge eines Ambivalenzkonfliktes bezeichnet wird. Verborgenen vor der Öffentlichkeit, setzt er offensiv das neue „Selbst und seine Inszenierung“<sup>25</sup> durch die zwei-

---

<sup>21</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>22</sup> Goffman: *Theater* (Anm. 6). S. 19.

<sup>23</sup> In nahezu sämtlichen Werken, vor allem im *Austria*-Text, übt Postl Kritik an der katholischen Kirche, dem Klerikalismus und dem Papst sowie am österreichischen Staat.

<sup>24</sup> Ritter: „Fluchtpunkt“ (Anm. 3). S. 232ff., 246ff.

<sup>25</sup> Goffman: *Theater* (Anm. 6). S. 230.

fache Pseudonymisierung in dem von ihm dafür ausgesuchten Milieu um.<sup>26</sup> Mit beiden Rollen, die er nach Aktionsort und Personenumgang sorgfältig trennt, reüssiert er glaubwürdig. Das gelingt deswegen, weil er diese am zeittypischen Standard habituell etablierten Rollen vom ‚Pastor‘ – dem Theologen Postl geläufig – und ‚bürgerlich amerikanischen Intellektuellen‘ rasch erlernt und die neuen Identitäten überzeugend personifiziert, den Mitbürgern mit Fehlinformationen und Verschweigen seine eigentliche Biographie vorenthält, ihre Defizite an Vorinformationen und damit sein Erscheinen als Unbekannter ausnutzend.<sup>27</sup> Die vertrauensvollen Reaktionen jener von ihm ausgewählten Partner bezeugen, dass er die „Technik der Eindrucksmanipulation“<sup>28</sup> durch seine Rolleninszenierung beherrscht.

Für beide Aktionsbereiche Postls liegen überzeugende Dokumente vor. Seine erfolgreiche Pastorentätigkeit als Zeilfels ist über Predigt- und Trauungsankündigungen in der *Kittanning Gazette* (1825) und die Sitzungsberichte der Ohio-Synode (1824-1826) nachgewiesen.<sup>29</sup> Auf seine private Beziehung zur deutschen Familie Passavant im nahen Orte Celienople verweist er selbst in dem unter seinem Pseudonym Sidons 1827 bei Cotta publizierten Bericht über *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* [usw.].<sup>30</sup> Diesen Familienkontakt bestätigt ebenfalls Zelig Passavant in ihrem Briefwechsel mit der Tochter Emma aus dem Jahre 1824.<sup>31</sup>

Die engen Beziehungen zu einflussreichen Bürgern in Pittsburgh und Philadelphia benennt Postl selbst in seinem Schreiben vom 20. September 1824, das er aus Pittsburgh an den Stuttgarter Verleger Johann Friedrich Cotta sendet.<sup>32</sup> Diesem, durch Vermittlung seines Bekannten André auf der Durchreise in die USA kennen gelernt, teilt er mit, dass er postalisch über zwei „Freunde“ und unter deren Adressen zu erreichen sei: c/o „Mr Sidons with von Bonnhorst Esq. in Pittsburgh Pennsylvania“ oder „M. Dr. Eberle [...] Philadelphia“. Beide Persönlichkeiten gelten innerhalb der städtischen Gesellschaft und darüber hinaus als einflussreiche Mitbürger.<sup>33</sup> Karl von Bonnhorst (1774-1838), ehemals preußischer Major, Jurist und Regionalpolitiker, ist einer der maßgeblichen Angehörigen der deutschen Bevölkerungsgruppe in Pennsylvania, Dr. med. John Eberle (1788-1838), ebenfalls deut-

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 46.

<sup>27</sup> „Das Vorleben und die gegenwärtige Tätigkeit [...] enthalten im typischen Fall wenigstens ein paar Tatsachen, die, würden sie während der Vorstellung eingeführt, seine Behauptungen über sich selbst diskreditieren oder weniger glaubwürdig erscheinen lassen. Bei diesen Fakten mag es sich um wohlgehütete dunkle Geheimnisse oder um negativ bewertete Eigenschaften handeln [...].“ (Goffman: *Theater* (Anm. 6), S. 190)

<sup>28</sup> Ebd., S. 189.

<sup>29</sup> Ritter: „Fluchtpunkt“ (Anm. 3). S. 246-258.

<sup>30</sup> C. Sidons: *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihrem politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet*. [...] Band 1. Stuttgart/Tübingen: Cotta 1827. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Band 1. Hildesheim/New York: Olms 1972. S. 10.

<sup>31</sup> Ritter: „Fluchtpunkt“ (Anm. 3), S. 266-268, 269-270.

<sup>32</sup> Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 107.

<sup>33</sup> Ritter: „Fluchtpunkt“ (Anm. 3). S. 232-241.

scher Herkunft, hat den Ruf eines führenden Mediziners, Hochschullehrers und Fachpublizisten.

Viertens: *Die Entstehung des zweiten Ambivalenzkonfliktes (1823-1826)*. Der zweite Ambivalenzkonflikt hängt unmittelbar mit dem ersten zusammen, bezieht sich aber lediglich auf den theologischen Teil seiner Rolle als Prediger Karl Moritz Zeilfels. Die erneut sich einstellende Aversion gegenüber jeglicher theologisch bestimmter Tätigkeit bezieht sich auf seine Funktion als protestantischer Prediger und auf das Risiko, seine gewonnene Unabhängigkeit durch das bevorstehende Ordinationsexamen vor den Synodalen zu verlieren, indem er – nach zweifellos erfolgreichem Bestehen – erneut in eine kirchliche Organisation eingebunden werden würde. Seine darauf bezogene Ablehnung führt – wie in Prag gegenüber Orden und Kirche – zu identischer Reaktion. Postl bricht 1826 mit sämtlichen Verbindlichkeiten als Kandidat Zeilfels und Gemeindeprediger, setzt sich unter Mitnahme eingeworbener Spendengelder für einen Kirchenbau in den Süden der USA ab, um von New Orleans aus nach Europa zurückzukehren.

Erst durch diese zweite Fluchtaktion findet Postl jene Existenzform als Intellektueller, die er bereits in der Zeit seines Amerikaufenthaltes eingeübt und gesellschaftlich mit dem namentlichen Identitätswechsel zu Charles Sidons vorbereitet hat. In New Orleans, vor dem Besteigen des Segler *American* nach Europa, vollzieht er diesen endgültig. Von der Administration des Staates Louisiana erhält er am 8. Juni 1826 einen provisorischen *safe conduct pass*, der seinen neuen Namen Charles Sealsfield und eine Qualifizierung ‚als Einwohner der USA‘ enthält,<sup>34</sup> die in Europa als US-staatsbürgerschaftliche Zugehörigkeit missverstanden wird, was Postl überaus sympathisch ist.

Fünftens: *Das Rollenverhalten als Charles Sealsfield. Dritter und letzter Schritt zur Lösung des Ambivalenzkonfliktes (1826-1864)*. Geht man weiterhin von der Prämisse eines Ambivalenzkonfliktes aus, dann tritt Postl im Jahr 1826 in mit seiner äußeren als ein Anderer auf und sorgt für jene Zäsur, die die für *ihn* gültige Konfliktauflösung bedeutet. Wohlgermerkt, für *ihn*, wobei er übersieht, dass das Konzept seiner neuen Identität eine Konstruktion der unvollständigen Aversionsstrategie ist.

Wie gründlich die Auseinandersetzung mit sich selbst in den Jahren 1823 bis 1826 erfolgt, wie wohl überlegt seine Entscheidung für eine neue Identität ausgefallen ist, dokumentieren jene zwei Manuskripte, der er auf der Atlantiküberquerung mit sich führt. Mit den beiden Sachtexen über die USA und Österreich bilanziert

---

<sup>34</sup> Alexander Ritter: „Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.“ In: *Freiburger Universitätsblätter* 38 (1999). H. 143, S. 39-71. Wieder in: *Sealsfield-Studien* 2. Hg. v. Alexander Ritter. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft 2000. S. 81-122. (*Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft*; 12) – Postl erhält erst 1858 als Charles Sealsfield die amerikanische Staatsbürgerschaft nach einem administrativ vorgeschriebenen fünfjährigen Aufenthalt in den USA.



Postl sein bisheriges Leben.<sup>35</sup> In den dialektisch zueinander konzipierten Ausarbeitungen wiederholt sich sein Ambivalenzkonflikt, der in dieser literarisierten Form sein gesamtes Werk mehr oder minder deutlich prägt.

Um sein Lebenskonzept der endgültigen Identitätsänderung zum Amerikaner für sich zu dokumentieren und es gleichzeitig der Öffentlichkeit zu verdeutlichen, verbindet er auf dem Titelblatt des Amerikatextes von 1827 *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* [usw.] seine pseudonymisierte Autorangabe „C. Sidons“ mit dem publizistisch ungewöhnlichen, für ihn aber wichtigen Hinweis „Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika“, den er aus Absicherungs- und Glaubwürdigkeitsgründen innerhalb der „Vorrede“ noch einmal wiederholt. Es gehe dem „Verfasser“, heißt es dort, mit seinen „Aeußerungen eines Bürgers der Vereinigten Staaten“ darum, die „Wahrheit seiner Ansichten ins Licht zu setzen“. <sup>36</sup>

Wie ist dieses Konzept angelegt? Postl vermeidet sämtliche biographischen Umstände, die seine Prager Erfahrungen und diejenigen der Predigertätigkeit in Pennsylvania betreffen: 1. die Prager Vergangenheit der Identitätsunterdrückung, illegalen Flucht samt Geldaneignung und Kriminalisierung durch die österreichischen Behörden; 2. die zweite Kirchentätigkeit, Flucht und illegale Geldaneignung; 3. die Aufkündigung wesentlicher Biographiebereiche wie Familie, Beruf, Konfession und Heimat.<sup>37</sup> Sein Verschweigen als Form des Verdrängens ist Teil der zielstrebig verfolgten Selbstsozialisierung als intellektueller Amerikaner, gewandter Weltreisender und engagierter Demokrat. Diese vollzieht er mit eindrucksvoller ‚dramaturgischer Disziplin‘<sup>38</sup>, um sich die „Kohärenz der Fassade“<sup>39</sup> glaubwürdig zu erhalten, hinter der er seine seelische Belastung verbirgt.

Seine Inkonsequenz jedoch besteht darin, dass er die verborgenen Biographieteile auf diese Weise lediglich verdrängt, aber eben nicht durch erfundene autobiographische Fakten ersetzt, die er der Öffentlichkeit plausibel vermitteln kann, um auf diese Weise die erfundene Biographie um ihre Frühphase zu komplettieren. Warum er so verfährt, seine öffentlich vorgeführte Biographie als Charles Sealsfield bereits zu Lebzeiten, aber auch *post mortem* dem Risiko auszusetzen, durch Nachfragen als Konstrukt entlarvt und dadurch eventuell sogar in Verruf gebracht zu werden, lässt sich nicht erklären. Trotz dieser Unzulänglichkeit muss konzediert werden, dass es ihm gelingt, seinen somit teilweise gelösten Konflikt nicht in eine öffentlich erkennbare Persönlichkeitskrise münden zu lassen.

---

<sup>35</sup> Sidons: *Die Vereinigten Staaten* (Anm. 30); [An.]: *Austria as it is: or, Sketches of Continental Courts*. By an Eye-Witness. London: Hurst, Chance, and Co. 1828. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Band 3. Hildesheim/New York: Olms 1972.

<sup>36</sup> Sidons: *Die Vereinigten Staaten* (Anm. 30). S. VII.

<sup>37</sup> Goffman: *Theater* (Anm. 6). S. 190: „Das Vorleben und die gegenwärtige Tätigkeit [...] enthalten im typischen Fall wenigstens ein paar Tatsachen, die, würden sie während der Vorstellung eingeführt, seine Behauptungen über sich selbst diskreditieren oder weniger glaubwürdig erscheinen lassen. Bei diesen Fakten mag es sich um wohlgehütete dunkle Geheimnisse oder um negativ bewertete Eigenschaften handeln [...]“

<sup>38</sup> Ebd.: S. 196.

<sup>39</sup> Ebd.: S. 25.

Von 1826 an agiert Postl in der Rolle des öffentlich noch unbekanntem Amerikaners Charles Sealsfield, Intellektuellen und kritischen Publizisten. Als letzterer versteht er sich in der Rolle des politischen Aufklärers, der einen südstaatlich orientierten, konservativ-demokratischen Liberalismus vertritt. Von dieser Position aus verfolgt er seine politische Mission, im Norden der USA vor einer Gefährdung der Gesellschaft durch rücksichtslose Industrialisierung und rüden Kapitalismus zu warnen, im monarchistischen Europa vor allem das gebildete, nationalliberale Großbürgertum bei ihrem Bemühen um eine Demokratisierung zu unterstützen.

Auf diese Rolle hin moderiert er seine Verhaltensweise nach der noch klassengesellschaftlich organisierten Öffentlichkeit, die er sich im Hinblick auf seinen Rollenerhalt und den Referenzpunkt ‚Identität‘ selbst schafft, denn – so Goffman – „die Rolle, die ein Einzelner spielt, ist auf die Rollen abgestimmt, die andere spielen“.<sup>40</sup> So sucht Postl als Sealsfield ausschließlich diejenigen Personen und Kommunikationssituationen auf, in denen er wiederum lediglich das an Informationen über sich öffentlich macht, was ins geplante Verhaltensschema seiner Rolle passt und sein Verhältnis zur Wirklichkeit stabilisiert. In diesen Kontext gehören seine Ruhelosigkeit und die beständigen Reisen wie Ortswechsel zwischen 1823 und 1858, die als Symptome von Nervosität und Fluchtinstinkt bewertet werden können.

Postl vulgo Sealsfield beherrscht die Selbstinszenierung mit Hilfe einer ausgefeilten „Technik der Eindrucksmanipulation“.<sup>41</sup> Dazu setzt er das Repertoire derjenigen Möglichkeiten virtuos ein, die seine Begabungen und charakterliche Umstände, geweckt und gefördert während der Priesterausbildung und klösterlichen Amtsausübung, umschließen: flexible Intellektualität, politisch-literarisches Interesse, geschulte Rhetorik und routiniertes Schreibtalent, latente Egozentrik und ein Mangel an Sentimentalität, beides gebunden an Willensstärke, nachdrückliche Beharrlichkeit und Durchsetzungsvermögen im Interesse eigener Vorteile. Dazu kommen ein pragmatischer Opportunismus, aber auch Selbstüberschätzung, Imponiergehabe als Geste eigener Wichtigkeit im Verfolgen seiner Ziele, taktisches Geschick in der Wahl von politischer Botschaft, thematischer Einbettung und Genre, die Vermarktung seiner Schriften, finanzwirtschaftliches Talent und das Flair des genuinen Amerikaners.

Eine systematisierte Zusammenfassung zu den Umständen, die dem Einrichten und Durchsetzen seiner neuen Identität dienen, führt zu folgenden Konstituenten:

- der *endgültige Identitätswechsel (Pseudonymisierung)* durch den nach Schreibweise und Semantik angloamerikanisch entworfenen Namen Charles Sealsfield,<sup>42</sup> d. h. die Neuerfindung seiner selbst auch im Namen, authen-

---

<sup>40</sup> Goffman: *Theater* (Anm. 6). S. 3.

<sup>41</sup> Ebd.: S. 189.

<sup>42</sup> Da eine namengeschichtliche Überlieferung im anglo-amerikanischen Raum nicht nachweisbar ist, handelt es sich um eine Konstruktion, die als Unikat durch den Vornamen *Charles* ergänzt wird, mit dem Postl seinen Taufnamen in englischer Übersetzung wieder-

tifiziert mittels eines provisorischen *safe conduct pass* (New Orleans 1826), der ihn als Bürger, wohnhaft in den USA, bis 1858 unter amerikanischem Schutz ausweist.<sup>43</sup>

- die *Selbststilisierung als unabhängige Persönlichkeit*, betrieben mit Hilfe des vorgeblichen Status als Amerikaner, der internationalen Reiseaktivitäten, seiner Publizistik und Vertrautheit mit bedeutenden Persönlichkeiten.
- seine *Etablierung in der Öffentlichkeit*, indem er durch unentwegtes Schreiben und Publizieren kontinuierliche Präsenz in den literarkritischen wie politischen Debatten beiderseits des Atlantiks erreicht, mit seiner demokratischen Botschaft und der Kritik an Absolutismus wie Klerikalismus von den Liberalen respektiert wird.
- die Kooperation mit besonders *einflussreichen Verlagen* in den USA (Carey, Lea & Carey) und in Europa (Cotta'sche Buchhandlung, John Murray, Metzlersche Buchhandlung, Orell, Füssli & Co., Friedrich Schultheß),<sup>44</sup> um die publizistischen und finanziellen Erfolgsabsichten kompromisslos, auch gegen Verlagsinteressen durchzusetzen.
- in der *Wahl seiner Themen* den aktuellen politischen Debatten in den USA und Europa (Restauration/Liberalismus, 1826-1848/50) und dem Zeitgeschmack folgend (Amerika als Auswandererziel, Gesellschaftsvorbild und exotisches Land).
- sämtliche publizistischen Aktionen unter die *Maßgabe von politischer Mission und Selbstdokumentation* stellend, dazu Verlagsverträge, Autorangaben, programmatische Texttitel, Vorworte und Widmungen<sup>45</sup> nutzend.
- seine *soziale Einbindung* durch persönlichen wie brieflichen Umgang als notorischer Junggeselle an dem zweckmäßigen Ziel ausrichtend, sich in ein internationales Netzwerk intellektueller Honoratioren aus Politik,

---

holt und dadurch – für die Öffentlichkeit nicht erkennbar – seine frühere mit der aktuellen Identität verbindet.

<sup>43</sup> Ritter: „Grenzübertritt“ (Anm. 34).

<sup>44</sup> Alexander Ritter: „Charles Sealsfields frühe Publizitätssuche bei den Verlegern Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Biographische und buchgeschichtliche Umstände als Ursachen des Publizitätsverlustes nach 1848.“ In: *Literarisches Leben in Österreich 1848-1890*. Hg. v. Klaus Amann, Hubert Lengauer und Karl Wagner. Wien: Böhlau 2000, S. 561-600. (*Literaturgeschichte in Studien und Quellen*; 1); Alexander Ritter: „Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füssli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktförderung, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation.“ In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. Hg. v. Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens 2008 (*SealsfieldBibliothek*; 6), S. 81-126.

<sup>45</sup> „Hon. Joel R. Poinsett abgetretener Kriegsminister der Vereinigten Staaten von Amerika sind diese Bände achtungsvoll gewidmet von dem Verfasser.“ In: [An.]: *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken*. Zürich: Friedrich Schultheß 1841.

Wirtschaft, Hochschule, Verlagswesen und Literaturszene zu integrieren und Reputation zu gewinnen.

- in Ergänzung der Professionalität als politischer Schriftsteller seine *intellektuell und ökonomisch unabhängige Existenz* herausstellend, abgesichert durch professionelles Betreiben von Geldgeschäften als Börsenspekulant.
- *Manifestierung seiner vorgeblichen Identität* über autobiographische Äußerungen in Gesprächen und Briefen, in autobiographischer Selbstdarstellung und Steuerung lexikalischer Erfassung.

### III.

Carolus Magnus Postl steuert – wie erläutert worden ist – seine Lebensorganisation seit der Flucht 1823 durch unterschiedliche Maßnahmen zur Lösung des Ambivalenzkonfliktes. Die von ihm definierte Identität als Charles Sealsfield und Amerikaner und daran gebundene Rolleneinpassung in die gesellschaftliche Wirklichkeit sind funktionale Elemente der Versuche einer Konfliktlösung.

Dieser Prozess ändert sich in den 1840/50er Jahren, als das Schreib- wie Publikationsende infolge politischer und literargeschichtlicher Paradigmenverschiebungen den Publizitätsverlust zur Folge hat. Es entfallen eine Reihe der auf die Konfliktlösung ausgerichteten Möglichkeiten der Selbstdarstellung. Postl bleiben vor allem reaktive Gesten, die die bisher etablierten Informationen öffentlich manifestieren sollen, durch inkonsequentes Verhalten des Urhebers allerdings Irritation auslösen, zusammen jedoch die Nachrufe inhaltlich steuern.

*Aufhebung der Autorenanonymität:* Ein wichtiges Ereignis für die Bestätigung und Stabilisierung seiner Identität als amerikanischer Schriftsteller Charles Sealsfield im öffentlichen Bewusstsein ist die Aufhebung seiner Anonymität als Romancier 1845, dem Jahr der von der Metzler'schen Buchhandlung besorgten Edition der *Gesammelten Werke*. In zwei Vorworten, die dem ersten Band mit dem Roman *Der Legitime und die Republikaner* vom Verfasser vorangestellt werden, präsentiert sich ein selbstsicherer Autor.

Postl sieht sich mit seiner Identität als Sealsfield auf dem amerikanischen wie deutschen Literaturmarkt und damit in der allgemeinen Leseröffentlichkeit etabliert. Im Vorwort zur Edition der *Gesammelten Werke* unterfüttert er den Anspruch als Erfolgsschriftsteller mit mehreren Informationsfeldern, die er als Renommiergesten einrichtet: 1. Nicht er hätte die Aufhebung der Anonymität gewollt, sondern mit seinem Entschluss sei er den „dringenden Aufforderungen seiner Verleger“ gefolgt, wobei er den nachlassenden Verkaufserfolg unerwähnt lässt. 2. Als anonymen Autor habe er wie seine berühmten Literatenkollegen Walter Scott und Washington Irving agiert, womit er verdeutlichen will, dass er in den Kontext der angloamerikanischen Literaturgeschichte von „Walter Scott, Fenimore Cooper, Lytton Bulwer [...], Dickens“ einzuordnen sei. 3. Seine bedeutende Karriere verdanke er ausschließlich sich selbst, „ – fremd – von fernen Gestaden, [...] in Yankeeweise [...] einen neuen Markt für seine Produkte suchend.“ Postl – so lautet seine Botschaft – ist sich seiner Identität als Amerikaner und erfolgreicher Schriftsteller Charles Sealsfield ge-

wiss und beglaubigt dies mit der Unterschrift, „Baden, den 15. Juli 1845. / Charles Sealsfield.“<sup>46</sup>

Was er in diesen Ausführungen umgeht, nämlich weiterhin direkt für seine Identität als Amerikaner zu werben, holt er in der zweiten Vorrede nach, die dem Romanbeginn des *Legitimen und die Republikaner* vorangestellt ist. In dem fiktiven „Vorwort der Verleger zur ersten Auflage“ scheut er sich nicht, dem Leser erneut mitzuteilen, dass die „folgenden Blätter [...] von einem hochachtbaren, in den Vereinigten Staaten angesiedelten Manne“ verfasst worden sind.<sup>47</sup>

2. *Lexikoneintrag*: Am 19. Mai 1854 wendet sich der Großverleger Heinrich Brockhaus zum zweiten Mal<sup>48</sup> „an Charles Sealsfield“ mit der Bitte „um Selbstbiographie für die 10. Aufl. des Conv. Lex.“<sup>49</sup> Wenn man bedenkt, dass sich der Angesprochene seit 1853 in den USA an wechselnden Orten aufhält, ist es erstaunlich, wie rasch ihn das Schreiben erreicht hat, denn er reagiert bereits vier Wochen später aus dem Kurort Saratoga (NY).

Seine umgehend getroffene Zustimmung macht deutlich, wie wichtig ihm die Kanonisierung in einem bedeutenden Lexikon ist. Für die prompte Reaktion sind eine Reihe von Ursachen anzunehmen. Seine Neigung zu Renommiergesten hat sicher ihren Anteil daran. Wichtiger aber ist vermutlich eine als latent vorhanden anzunehmende Furcht vor biographischer Entlarvung, der er meint mit einem Lexikoneintrag als öffentlicher Absicherung seiner Identität begegnen zu können, zumal er erst in vier Jahren mit seiner Naturalisierung als Amerikaner rechnen kann.

Wie geht Postl mit seiner Biographie, der Identitätsänderung zum Amerikaner Sealsfield und seiner Rolle als Schriftsteller um, wenn er dem Zuverlässigkeitsanspruch eines Nachschlagewerkes vom Range der *Brockhaus-Enzyklopädie* gerecht werden will?

Er tut dies in großzügiger Weise. Nüchtern die Risiken einer so wichtigen, öffentlichkeitsweiten Mitteilung über sich kalkulierend, verkürzt und konzentriert er die Fakten auf die ihm unmissverständlich erscheinenden Informationen zur Rollenabsicherung. In dem Text, als Entwurf anbietend,<sup>50</sup> trennt er zwischen den autobiographischen und werkgeschichtlichen Angaben. Erstere sind im Sinne der Identität als Sealsfield gründlich manipuliert, letztere folgen weitgehend den tatsächli-

---

<sup>46</sup> „Vorwort zur gesammelten Ausgabe der Werke des Verfassers des ‚Legitimen und der Republikaner‘ etc.“. In: Charles Sealsfield: *Gesammelte Werke*. Erster Theil. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1845. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Hg. v. K.J.R. Arndt u.a. Bd. 6. Hildesheim/New York: Olms 1973. S. [V]-XX, hier S. [V]f., XVIII.

<sup>47</sup> „Vorwort der Verleger zur ersten Auflage“. In: ebd. S. [XIX]-XX, hier S. [XIX].

<sup>48</sup> „Sie versprachen mir im Jahre 1849, als ich im Hotel Weber Ihre Bekanntschaft machte, einige Notizen über ihr Leben und Ihre Werke zu senden, es ist mir aber nichts dergleichen zugekommen. Ich denke gern der Stunden die wir damals miteinander verlebten.“ Castle: *Briefe* (Anm. 1). S. 288; Castle: *Biographie* (Anm. 1). S. 520f.; Ritter: „Geschäftsbeziehungen“ (Anm. 44). S. 84-89.

<sup>49</sup> Castle: *Briefe* (Anm. 1). S. 288.

<sup>50</sup> Castle: *Briefe* (Anm. 1). S. 289-293; Castle: *Biographie* (Anm. 1). S. 520f., 557f.

chen Umständen, weil diese seinen für die Öffentlichkeit konstruierten Lebenslauf absichern. Dass Postl in dieser Rolle als Sealsfield noch immer verunsichert ist, gibt er indirekt zu, indem er nicht auszuschließende Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit durch den ausdrücklich betonten Anspruch auf „Wahrheit“ meint verhindern und ein wachsendes Interesse am „Räthsel“ seiner Person in seinem Sinne beeinflussen zu können.

Die Verfälschung des Lebensganges betrifft die Zeit bis 1826, dem Jahr der Rückkehr nach Europa. Postl verleugnet seine österreichische Herkunft („in Deutschland gebohren“), das Geburtsjahr als Identifizierungsangabe, übergeht die Prager Zeit, Ausbildung, den Beruf und die Ordensangehörigkeit, ignoriert das Auswanderungsjahr, die Migrationsumstände (Unterschlagung, Logistik, Reiseroute) und die Aktivitäten als Zeilfels in Kittanning, seine Pseudonymisierung und die Umstände der Namensadaption als Amerikaner Charles Sealsfield. Dass er zum Zeitpunkt der Niederschrift 1854 bereits „in den V. St. eingebürgert“ ist, entspricht der administrativen Praxis, die zwischen ‚Wohnsitz in den USA‘ und Naturalisierung unterscheidet, letztere Postl aber erst 1858 gewährt wird. Die Hinweise auf sein Verhältnis zum Periodikum *Courrier des États Unis* (New York), das er als Redakteur „1829 u. 1830“ kurzfristig selbst oder zusammen mit Felix Lacoste „führte“, dem Privatsekretär des Eigners Graf Survillier („Exkönig Joseph Bonaparte von Spanien“), und darauf mit dem Grafen „in vertraulich brieflichem Verkehr“ von London und Paris aus geblieben sei, scheinen mehr seiner Renommiersucht als der Wirklichkeit verpflichtet. Verifizierungsbemühungen führten zu keinerlei Nachweisen seiner Person in diesem journalistischen und personellen Kontext.<sup>51</sup> Die weiteren USA-Aufenthalte 1837 (Vermögenssicherung) und 1853-58 (Einbürgerung), die über seine verdeckte Vita Aufschluss geben könnten, verschleiert er als Privatangelegenheiten.

Postl bietet für den Lexikoneintrag jene Fakten an, die er als Konstituenten seiner Biographie des Amerikaners Sealsfield bisher schon öffentlich vertreten hat. Am redigierten Text lässt sich ablesen, wie der Verlagslektor sich an diese Fakten hält, sie jedoch weiter reduziert auf die wenig informativen Stichworte „in Deutschland geboren“, „Universitätsausbildung“, Auswanderung, nach einem „mehrjährigen Aufenthalt“ Erwerb des „Bürgerrecht[s] der Republik“, wobei letzteres in dieser Formulierung unzutreffend ist, Postl aber entgegenkommt. Die publikationsge-

---

<sup>51</sup> Der entsprechende Eintrag in das *Dictionary of Louisiana Biography* der “Louisiana Historical Society” („Sealsfield, Charles“; online) vermerkt dazu: „[...] he claimed, editor of the *Courrier des Etas-Unis* though the masthead never carried his name.“ Nachfragen bei amerikanischen Napoleonforschern und der Biographin von Exkönig Joseph von Spanien, Patricia Tyson Strout (*The Man Who Had Been King. The American Exile of Napoleon's Brother Joseph*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 2005), nach Sealsfield und seiner Redakteurstätigkeit, dem persönlichen Verhältnis zum Grafen Survillier und dessen Sekretär Felix Lacoste blieben ergebnislos. Sein Name, die reklamierte Journalistenfunktion und der erwähnte Briefwechsel von Paris und London aus sind unbekannt.

schichtlichen Informationen folgen weitgehend seinen Vorgaben und den literarisch-schichtlich bekannten Details.<sup>52</sup>

3. *Schweizer Zensus 1860*: „Charles Sealsfield, geb. 1797, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, einer anderen Religion (als der katholischen und protestantischen) angehörend.“ Dieser Text ist von der *Solothurner Zeitung* für die Ausgabe vom 28. Mai 1864 nach den Daten des Zensusformulars zusammengestellt worden.<sup>53</sup> Wann immer Postl sich öffentlich zu äußern hat, verfährt er konsequenterweise so, dass seine gegenwärtige Identität als Amerikaner Charles Sealsfield bestätigt wird und er keinerlei Angaben zu biographischen Umständen riskiert, die Hinweise auf seine Identität als Postl enthalten könnten. Daher gibt er lediglich seinen Namen „Charles Sealsfield“ an, das „Geburtsjahr“ mit 1797, keinen „Geburtsort“, seine Religionszugehörigkeit in der Rubrik „von anderen christlichen Konfessionen“ markierend und die „Heimathverhältnisse“ mit dem Hinweis *Vereinigte Staaten von America* festlegend. Seine Aussagen beglaubigt er mit der Unterschrift: *Charles Sealsfield / Bürger der VS von America und Besitzer des Hauses 175*. Auffällig sind zwei Maßnahmen des Selbstschutzes, deren sich Postl seit 1826 immer wieder bedient. Zum einen verfälscht er sein Geburtsjahr 1793 und benennt keinen Geburtsort.

<sup>52</sup> *Allgemeine deutsche Real=Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations=Lexikon*. Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. In Fünfzehn Bänden. Dreizehnter Band. Riga bis Seele. Leipzig: F. A. Brockhaus 1854, S. 770-771. In: *Das Geheimnis des großen Unbekannten. Charles Sealsfield = Carl Postl. Die Quellschriften* [usw.]. Hg. v. Eduard Castle. Charles Sealsfield: *Supplementreihe der Sämtlichen Werke*. Bd. 2/SW Bd. 26. Hildesheim/Zürich/New York: Olms 1995. (Reprint: Wien: Bibliophilen-Gesellschaft 1943), S. 16-18.

<sup>53</sup> Castle: *Quellschriften* (Anm. 52), S. 65. – Nach Aussage des Staatsarchivs Solothurn (2012) handelt es sich bei dem Census-Bogen im Band *Volkszählung Stadt Solothurn 1860 (Grün-Quartier* nicht um den Originalbogen, sondern um eine vermutlich unmittelbar vor oder nach dem dem Ableben Sealsfields ausgefertigte Kopie auf einem authentischen Zensusbogen (vermutliche Absicht: archivalische Sicherung). Der Originalbogen befindet sich in der Zentralbibliothek Solothurn (S II 123/3) und muss kurz vor Sealsfields Tod aus den Originalunterlagen entfernt worden sein. – Vorlage: „Eidgenössische Volkszählung am 10 Christmonat 1860. Kanton Solothur. Bezirk Solothurn Lebern. Gemeinde: *Solothurn*. Nummer des Zeddels: – . Nummer des Hauses: 175.“ In: „Wie geht es drüben?“. Eine Ausstellung zu Leben und Werk von Charles Sealsfield (1793-1864). [Solothurn, 1988], S. 64. – Tatsächlicher Eintrag in den Zensusbogen: „Geschlechts= oder Tauf= oder Vorname der zur Haushaltung gehörenden Personen: *Sealsfield / Charles*; Haushaltsangehörige: – ; Geschlecht: – ; Geburtsjahr: 1797; Familienstand: Zusammen lebende Ehegatten / Getrennt oder geschieden lebende Ehegatten / Verwitwete: – ; Heimathverhältnisse: *Vereinigte Staaten von America*; Geburtsort: In einer andern Gemeinde des Kantons / In einem andern Kanton / Im Ausland: – ; Aufenthaltsverhältnisse: Bleibend niedergelassen: 1 / Aufenthaltler / Auf der Durchreise [...]: – ; Konfession: Katholisch / Protestantisch / Von anderen christlichen Konfessionen: 1 / Angehörige nicht-christlicher Religionen: – ; Beruf oder Gewerbe von Personen über 14 Jahre: *Lebt von seinen Renten*. Daß dieses Verzeichniß gemäß dem Bestand der Haushaltung am Morgen des 10. Dezember 1860 getreu angefertigt sei, bezeugt: *Charles Sealsfield / Bürger der VS von America und Besitzer des Hauses 175*. – Als zweiten Bewohner des Hauses hat Sealsfield *Margaretha Studer*, seine *Köchin* eingetragen.

4. *Testament und Grabstein*: Postls Fixierung darauf, seine zweite Identität in der Rolle des Charles Sealsfield innerhalb der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu verankern, hat seit der Emigration 1823 ihren Fluchtpunkt in deren Legitimation als Bürger der USA. Das bestätigt er auch mit den beiden letzten autobiographischen Handlungen. Beide textlichen Festlegungen für das Testament und den Grabstein demonstrieren die finale Auswechslung seiner ursprünglichen Identität als Österreicher durch die Identität als Amerikaner.

Diese Festlegungen seines letzten Willens werden durch die staatsbürgerlich bestimmte Autorität des Erblassers beglaubigt.<sup>54</sup> Postl rahmt die Ausführungen mit den für solche Schriftstücke ungewöhnlichen, ihm aber unverzichtbaren Hinweisen. „Mein Testament“, datiert auf den 7. März 1864, beginnt nicht – wie üblich – mit der Formel vom Verfasser und dessen Namen. Stattdessen ergänzt er das Personalpronomen der ersten Person Singular durch die Attribuierung „Unterzeichneter Bürger der VS von America“ und schließt mit seinem Namen „Charles Sealsfield“, den Status vom „Bürger der VS von America“ wiederholend. Eine solche Betonung des nationalen Identität signalisiert irritierend demonstrativ sowohl seine im Alter erneut gepflegte Distanz zu Europa als auch den immer noch belastenden, keineswegs geklärten Ambivalenzkonflikt sowie – unausgesprochen – die öffentlich zwar eliminierte, innerlich wohl nicht verdrängbare erste Identität als Postl.

Der zu vermutende psychische Zustand Postls steuert in gleicher Weise die von ihm veranlasste Grabsteingestaltung,<sup>55</sup> seine *post mortem* vorgesehene öffentliche Dokumentation, sein endgültiges Selbstverständnis dauerhaft in Stein gemeißelt. Auf dem Monument positioniert er das Kürzel „C. P.“ oben, lässt den Namen „Charles Sealsfield“ folgen, dann die Geburts- und Sterbedaten sowie die Texte der Psalmen 143,2 und 51,3.<sup>56</sup>

Ohne die Anordnung und Aussagen überinterpretieren zu wollen, so fällt doch auf, dass die Mitteilung seiner amerikanischen Namensidentität von zwei ihn selbst erläuternden Aussagen eingeschlossen wird. Das scheinbar kryptische Kürzel „C. P.“ meint die auch hier wieder verborgene Herkunft als ‚Carl Postl‘ und korrespondiert mit den Psalmen, denn beide Informationen weisen auf seine andauernde psychische Hypothek eines traumatischen Schuldbewusstseins hin. Entscheidend aber für den unbefangenen Betrachter soll die Botschaft sein, dass es sich hier um das Grab eines amerikanischen Bürgers handle, signalisiert durch den englischsprachigen Namen, die Psalmen in englischer Sprache und den Hinweis auf der vor dem Stein liegenden Bodenplatte mit der Wiederholung des Namens „CHARLES SEALSFIELD“ und der staatsbürgerlichen Bestätigung „Bürger von Nord Amerika“.

---

<sup>54</sup> Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 347-350.

<sup>55</sup> Ebd.: S. 351; Castle: *Biographie* (Anm. 1), S. 621-628.

<sup>56</sup> Psalm 143,2: “And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justified”; Psalm 51,3: “Have mercy upon me my God, according to thy loving kindness, according to the multitude of thy tender mercies blot out my transgressions.”

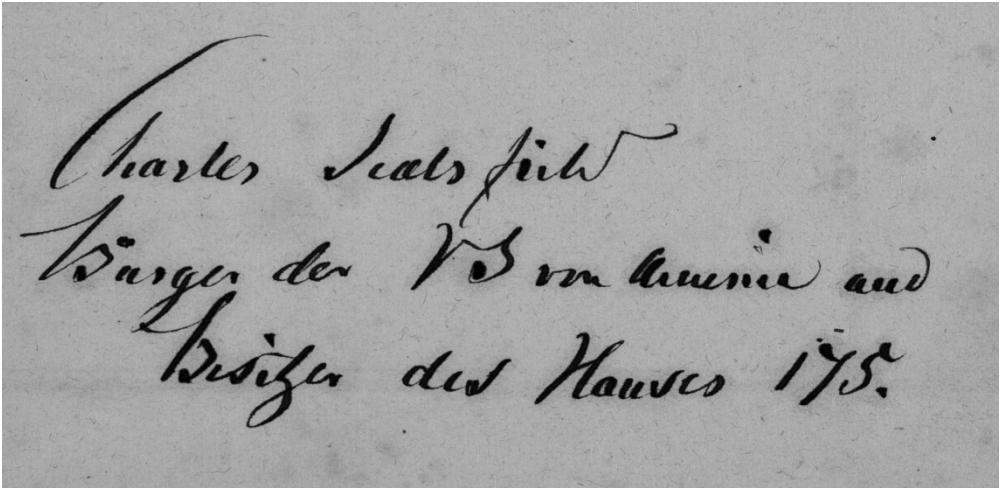


Mit den Bibelzitatzen bekennt Postl öffentlich, Schuld auf sich geladen zu haben, für die er um Erlösung durch die Gnade Gottes nachsucht. Im ersten, Psalm 143,2, geht es um die Menschen als Sünder, die trotz guter Absichten in ihrem Tun Verfehlungen begehen, nicht von selbst zu Gott gelangen können, darum auf das Entgegenkommen Gottes, seine Gnade und Vergebung angewiesen sind. Der zweite Text, Psalm 51,3, variiert das Thema vom sündigen Menschen, seinem ihn beständig quälenden Bewusstsein vom moralischen Versagen vor Gott, der allein aus Gnade die ersehnte Vergebung gewähren kann. Das doppelte Sündenkenntnis korrespondiert indirekt mit jener Predigt, die er unter dem Namen Karl Moritz Zeilfels anlässlich der „Siebenten General=Konferenz der Evangelisch=Lutherischen Prediger von Ohio [...] in Canton, Stark County, Ohio auf das Fest Trinitatis, A. D. 1824“ über den ersten Brief an die Korinther 4,1-2 gehalten hat.<sup>57</sup> Darin geht es Paulus um den Respekt vor den Predigern „als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse“ durch „jedermann“. Das ist auch Postls Anliegen in dieser Lebensphase des Aufbruchs, nämlich in der Öffentlichkeit der Synode vor den Glaubensbrüdern einen positiven Eindruck zu erwecken, um der Akzeptanz seiner Person willen. Worüber er aber auffälligerweise nicht spricht – in seiner besonderen Situation als taktisch kluge Entscheidung verständlich –, das sind die Folgeverse 3 bis 4, in denen Paulus der Welt jegliches Recht aufs Richten seiner selbst abspricht, denn dieses sei dem ‚Herrn‘ vorbehalten. Der offenbar immer noch hochgradig verunsicherte Postl in der Rolle des Predigers Zeilfels vermeidet diese Verse, um sich keinerlei Verdächtigung und von ihm befürchteten Entlarvung als Defraudant auszusetzen, was unter diesen sozialen Umständen und den arglosen Synodalen allerdings völlig unnötig ist.

---

<sup>57</sup> Anm. 29.





Charles Sealsfield  
Bürger der VB von America und  
Besitzer des Hauses 175.

5. *Nachrufe*: Am 4. Juni 1864 meldet die *Schweizerische Illustrierte Wochenzeitung* in der Ausgabe Nr. 23: „In Solothurn ist der berühmte amerikanische Schriftsteller Sealsfield gestorben.“<sup>58</sup> In der Lakonie dieser Mitteilung, die sich auf die wesentlichen Informationen zu Postls Biographie beschränkt, konzentriert sich das, was sein Lebens bis in den Tod und darüber hinaus als Hauptanliegen bestimmt: die öffentlich zweifelsfrei akzeptierte einzige Identität als Amerikaner Charles Sealsfield.

An diesen und auch den weiteren Reaktionen auf Postls Ableben zeigt sich, dass es ihm nicht gelungen ist, seinen Ambivalenzkonflikt für sich privat und öffentlich vollständig zu lösen. Beide Teile des Konfliktes, die unterschlagene, d. h. die aus der öffentlichen Vita partiell eliminierte Lebensphase bis 1826 – sein autobiographisch ‚wunder‘ „Punkt“ – und die gewünschte des Amerikaners danach sind von nun an jene biographischen Bestandteile, die als Kritik und Bestätigung seiner Identität in den Nachrufen der Schweizer und ausländischen Presse kolportiert werden.

Interessant ist nun, wie die Nachrichten zu dem von Postl gepflegten Status als Amerikaner Sealsfield über die Schweizer Regionalpresse die ausländischen Redaktionen erreichen und was an Inhalten übernommen wird. Bereits am 1. Juni reagiert die *Kölnische Zeitung*.<sup>59</sup> Auf Grund der schnellen Schifffahrtsverbindung zwischen Basel und Köln werden die Informationen diesen Weg genommen haben. Da größere Tageszeitungen aus Kosten- und Organisationsgründen häufig über keine eigenen Korrespondenten verfügen, die Kommunikationsverbindungen mit Presseagenturen (1830ff.) noch begrenzt sind, ist es zumeist so, dass die Beiträge anderer

---

<sup>58</sup> Bislang von der Forschung unberücksichtigte Meldung.

<sup>59</sup> *Kölnische Zeitung* vom 1. Juni 1864. Nr. 151. Zweites Blatt, S. 1. „§ Charles Sealsfeld. (Nekrolog)“. In: Ebd., S. 67-69.

Zeitungen ganz oder partiell nachgedruckt respektive als Informationsquelle genutzt werden.

Das Dilemma der Berichterstatter in Köln besteht darin, keine verlässlichen Daten zu Sealsfields Leben vor 1826 zur Verfügung zu haben. Daher greifen sie auf dasjenige *On dit* zurück, was von privaten Hinweisen in Solothurn und dann über den *Solothurner Landboten* in die Öffentlichkeit gelangt ist, von ihnen kolportiert wird, ohne genaue Angaben über die Herkunft der Informationen zu machen: „Man schreibt uns aus *Bern*, 29. Mai.“ Der Bericht in der *Kölnischen Zeitung* hat zwei Schwerpunkte: zum einen die übernommenen biographischen Vermutungen zur Identität von „Charles Sealsfeald“ (sic!), zum andern eine ausgeweitete Charakterisierung, literarhistorische Einordnung und Bewertung seines literarischen Schaffens und deren Resonanz, wahrscheinlich orientiert am *Brockhaus*-Eintrag und an redaktionellen Recherchen.

Ein Tag später, am 2. Juni, melden zwei Berliner Zeitungen den Tod Charles Sealsfields. Die *Hande und Spenersche Zeitung* (gegr. 1740), neben der *Vossischen* die wichtigste Zeitung der Hauptstadt, bringt eine knappe Notiz:<sup>60</sup>

### Schweiz

Solothurn, 28. Mai. [Sealsfield †.] Am 26. d. starb auf seinem Gut in unserer Nähe der berühmte Schriftsteller aus Amerika, der sich seit langer Zeit in Deutschland und der Schweiz aufgehalten hatte, Charles Sealsfield, in hohem Alter.

In der *Berliner National-Zeitung* vom selben Tage erscheint eine ausführliche Würdigung zum Tode „Sealsfealds“ (sic!). Der Autor beruft sich dabei hinsichtlich der frühen Biographie des Schriftstellers auf die *Kölnische Zeitung*, auf deren Quelle und zitiert wörtlich. Hinsichtlich der literarästhetischen Hochwertung des Autors und werkgeschichtlichen Entwicklung verfährt das Blatt weitgehend eigenständig, sicherlich den *Brockhaus*-Beitrag nutzend. Über die Werkgeschichte ist der Verfasser nicht zuverlässig informiert, zeigt aber sachgerechte Kenntnisse hinsichtlich Sealsfields Popularität beiderseits des Atlantiks, der aktuell begrenzten Verbreitung und der Absatzprobleme mit der Ausgabe *Gesammelte Werke*.<sup>61</sup>

### Kleine Mittheilungen

*Charles Sealsfeald*<sup>[62]</sup> ist tod! Man schreibt der „Köln. Ztg.“ aus *Bern*,<sup>[63]</sup> 29. Mai: „Lezten Donnerstag in der Morgenröthe ist der gefeierte Schriftsteller Charles Sealsfeald auf seinem Landhause in der Steingrube bei Solothurn nach langwieriger Krankheit mit Tode abgegangen. Die letzten Worte des Sterbenden waren: „Wie geht es drü-

---

<sup>60</sup> Von der Forschung bislang unberücksichtigt.

<sup>61</sup> Bislang von der Forschung unberücksichtigtes Dokument: *Berliner National-Zeitung* vom 2. Juni 1864. Morgen-Ausgabe Nr. 251, S. 2.

<sup>62</sup> Eine orthographische Variante der zahlreichen Schreibweisen des Namens ‚Sealsfield‘.

<sup>63</sup> Die Durchsicht eines großen Teils der Berner Zeitungen in der Schweizerischen Nationalbibliothek (Zürich) und im Kantonalarchiv Solothurn führte zu keinen Belegen.

## Charles Sealsfields doppelter Ambivalenzkonflikt

ben?“ Bekanntlich war Sealsfeld Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche jedoch nur sein Adoptiv=Vaterland waren. „Ueber seine Herkunft, seine Jugend und übrigen Lebensverhältnisse“, sagt einer der Solothurner Freunde des Verstorbenen in der „Solothurner Zeitung“, „schwebt ein geheimnisvolles Dunkel; doch verlautes über erstere ziemlich gewiß, daß er ein geborener Oesterreicher, Namens *Sealsfeld*, ist“. Bei der schweizerischen Volkszählung von 1860 schrieb er sich ein: „Charles Sealsfeld, geb. 1797, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, einer anderen Religion (als der katholischen und protestantischen) zugehörend.“<sup>[64]</sup> Der Name Sealsfeld ist in Amerika wie in Europa bekannt. Wer hätte nicht seine „Transatlantischen Reiseskizzen“, seine „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, seinen „Virey“ gelesen? Die Glanzperiode seiner Produktivität und höchsten Popularität liegt freilich schon um ein halbes Menschenalter hinter uns; aber sein großer Einfluß auf die Entwicklung des modernen deutschen Romans ist bekannt und seine besten Werke werden diesseits und jenseits des atlantischen Meeres gelesen werden, so lange man Romane liest. Seine ersten schriftstellerischen Versuche schrieb er in englischer Sprache, auch sein erster größerer Roman: „Tokeah, or the white rose“, erschien in Philadelphia im Jahre 1828.<sup>[65]</sup> Nach Europa heimgekehrt, lebte er Ende der zwanziger Jahre journalistisch beschäftigt, bald in Paris, bald in London. Sein erster längerer Aufenthalt in der Schweiz fällt ins Jahr 1832; im folgenden Jahre trat er dann als deutscher Autor mit einer Bearbeitung und Verdeutschung der „Tokeah“ auf, der als „Der Legitime und die Republikaner“ in Zürich erschien. Jetzt folgten seine lose verbundenen „transatlantischen Reise=Skizzen“, denen sich 1834<sup>[66]</sup> „Der Virey“ anschloß, Bücher, die gerade in diesem Augenblick wieder sehr lehr= und beziehungsreich sind. In den dreißiger Jahren schrieb Sealsfeld noch „Sturm=, Land und Seebilder“, als deren Fortsetzung das „Kajütenbuch“, endlich im Jahre 1842: „Süden und Norden“. Zehn Jahre später erschien eine Gesamt=Ausgabe,<sup>[67]</sup> die jedoch trotz des verhältnißmäßig niedrigen Preises in Deutschland viel zu wenig verbreitet ist.

Es sind vor allem die beiden großen europäischen Zeitungen, die *Allgemeine Zeitung* (Augsburg) und *The Times* (London), die mit ihren Beiträgen zum Ableben Charles Sealsfields in unterschiedlicher Weise demonstrieren, inwieweit es dem Schriftsteller gelungen ist, die von ihm konzipierte Biographie im öffentlichen Diskurs zu etablieren. Sowohl *The Times* übernimmt Spekulationen über die Frühphase von Sealsfields Biographie aus deutschen Zeitungen und der Schweizer Provinzpresse als auch die *Allgemeine Zeitung* vom 2. Juni 1864, allerdings weitere Quellen hinzuziehend.<sup>68</sup>

Wie in den vorangehenden Nachrufen konzipiert der Stuttgarter Verfasser einen zweiteiligen Text. In den biographischen Hinweisen behält er zwar den Namen Sealsfield bei, folgt jedoch den journalistisch attraktiven Vermutungen und anderen biographischen Publikationen z.T. in wörtlicher Wiederholung zu dessen Herkunft, die „ein geheimnisvolles Dunkel“ umgebe.

---

<sup>64</sup> Vgl. die Zensus-Eintragung unter Anm. 53.

<sup>65</sup> Erscheinungsjahr: 1829.

<sup>66</sup> Erscheinungsjahr: 1835.

<sup>67</sup> Erscheinungsjahre: Großoktavedition 1846; Kleinoktavedition 1845-47.

<sup>68</sup> „Charles Sealsfield. (Nekrolog)“. In: *Allgemeine Zeitung* vom 2. Juni 1864. Außerordentliche Beilage zu Nr. 154, S. 2509. Castle: *Quellenschriften* (Anm. 52), S. 69-73. – *Allgemeine Zeitung* (1798ff.), gegründet von Johann Friedrich Cotta in Tübingen, 1807-1882 in Augsburg, eine der bedeutendsten deutschen Zeitungen.

Er sei „Deutschamerikaner“, stamme von „deutschen Eltern“ ab, heiße eigentlich „Siegelfeld“, obschon er nach seinem Pass wohl doch gebürtiger Amerikaner sei, Mexiko bereist, als *plantation*-Besitzer versagt und als Journalist am *Courrier des Etats Unis* (New York) mitgewirkt habe usw. Während die werk- und rezeptionsgeschichtlichen Informationen, seine soziale Einbindung in die höhere amerikanische wie schweizerischen Gesellschaft deswegen weitgehend korrekt sind, weil genau dieser Teil seines Lebens als erwünschte Identitätswahrnehmung von ihm so konzipiert und öffentlich lanciert worden ist, führt die inkonsequente Realisierung seines Rollenentwurfs zu jener fatalen Melange aus Fehlmeldungen, Spekulationen und fikionalisierten Lebensdaten im Werk dazu, die das biographische Verständnis bis hin zu Eduard Castles Darstellung von 1952 beeinflusst.

Diese Tradition spekulativer Nachrichten zur Biographie des Autors unterstützt auch der Berliner Korrespondent der *Times*.<sup>69</sup> Die Begründung für den Nachruf auf Sealsfield hat wahrscheinlich damit zu tun, dass die deutschsprachige Presse auf das Ereignis reagiert. Ferner kann ihm durchaus die Beziehung Sealsfields zu britischen und amerikanischen Verlagen bekannt sein, zumal Londoner Unternehmen wie Hurst, Chance, and Co. sowie Ingram, Cooke, and Co. für des Autors Texte in der *Times* geworben haben (*The Times* vom 29. Oktober 1852; *The Times* vom 15. Januar 1828):<sup>70</sup>

---

This day is published, in post 8vo,  
**AUSTRIA AS IT IS; or, Sketches of Continental Courts. By an EYE WITNESS.**  
“And yet 'tis surely neither shame nor sin  
To learn the world, and those that dwell therein.”—Goethe.  
London, printed for Hurst, Chance, and Co., 65, St. Paul's churchyard.

---

---

On November 1 will likewise be published,  
**SEALSFIELD'S CABIN BOOK, illustrated with eight fine Engravings on wood. This interesting work will contain scenes and sketches of the late American and Mexican War. Cloth, uniform with "Uncle Tom's Cabin." Price 2s. 6d. London, Ingram, Cooke, and Co., 227, Strand.**

---

In der *Times*-Ausgabe vom 6. Juni 1864 erscheint der Nachruf auf Sealsfields Tod:

The German papers announce the death of a writer well known in both hemispheres and whose works have exercised no trifling influence on the modern school of German novelists. Charles Sealsfield or Sealsfeld died, after long illness, early on the morning of the 27<sup>th</sup> of May, at his country house near Solothurn. His vigorous, graphic, and highly characteristic novels, tales, and travelling sketches, the scene of all which is chiefly in North or South America, have found translations both in England

---

<sup>69</sup> Bislang in der Forschung unberücksichtigt.

<sup>70</sup> Bislang in der Forschung unberücksichtigt.

## Charles Sealsfields doppelter Ambivalenzkonflikt

and the United States, and have been made the subject of numerous articles in magazines and reviews. Sealsfield's nationality has often been disputed; it has been said that he was an American, a German, and also that he was born in Liverpool, and had been taken abroad as a child. What is certain, is, that America was his adopted country. He was a citizen of the United States, and perhaps he felt himself most comfortable in a republican climate, for, since he left America, he seems to have lived almost constantly in Switzerland. A writer in the *Solothurn* journal, noticing his death, says that his origin, his youth, and many of the circumstances of his life are shrouded in mysterious obscurity, but that it nevertheless seems pretty certain that he was an Austrian by birth, and that his real name was Seefeld. When the census was taken in Switzerland, in 1860, he wrote himself down "Charles Sealsfield, born 1797, citizen of the United States on North America, belonging to another religion," – other than the Catholic or Protestant. There seems no doubt that his first literary attempts were made in the English language, but, oddly enough, some of the sketches thus written were laid aside, and rewritten by himself in German before they were published. One of the longest and most important romances, however, seems to have appeared first in English, at Philadelphia, in 1828, under the title of *Tokeab, or the white Rose*. This he afterwards did into German, and published it four years later at Zurich as *The Legitime and the Republicans*. His *Transatlantic Travelling Sketches, Picture of Life in both Hemispheres*, and *South and North*, abound in striking and vivid delineations of life and character, and have been surpassed by no English or American writer on the like topics, while his great Mexican novel *The Viceroy and the Aristocracy*, is, perhaps, the most powerful and original of all his works. Towards 1830 he was for short time in Paris and London, occupied with journalism. His last work appeared in 1842.

Der Berliner Korrespondent der *Times* verfährt notwendigerweise ähnlich wie sein Stuttgarter Kollege, denn das Informationsangebot ist schmal und die bekannten biographischen Fakten sind ungenau und verwirrend. Weil er sich auf die Hinweise aus der Tagespresse verlässt, die dubiosen biographischen Umstände journalistisch als das besonders Interessante für die britischen Leser einschätzt, leistet seine Stellungnahme, die Werk- und Rezeptionsgeschichte vernachlässigend, keinen besonders hilfreichen Beitrag zum Verständnis des Autors. Indem der Verfasser auf nicht benannte „German papers“ als Quelle zurückgreift, kolportiert er ebenfalls die angeblich ungesicherte Schreibweise „Sealsfield or Sealsfeald“, bestätigt ihn jedoch als passamtlichen „citizen of the United States“, allerdings unklarer Herkunft als „an American, a German, [...] born in Liverpool“ oder „Austrian by birth“ mit dem ursprünglichen Namen „Seefeld“.

### IV.

Für den Österreicher, katholischen Theologen und Ordensangehörigen Carolus Magnus Postl führt das Bemühen, den doppelten Ambivalenzkonflikt (Aufsuchen [Appetenz]/Meiden [Aversion])-Konflikt) einer psychisch entlastenden Lösung zuzuführen, zur Identitätsveränderung. In deren Folge organisiert er in der Rolle des Amerikaners Charles Sealsfield eine entsprechende Selbstdarstellung innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges beiderseits des Atlantiks.

Die Auseinandersetzung mit diesem biographischen Sachverhalt führt zu folgenden vorläufigen Einsichten:

- Weil es Postl gelingt, als Sealsfield den Ambivalenzkonflikt weitgehend zu lösen, kommt es zu keiner öffentlich wahrnehmbaren Persönlich-

keitskrise z.B. in Form einer dissoziativen Störung mit pathologischen Zügen (Borderline-Störung, posttraumatic stress disorder, PTSD). Seine Fähigkeit als starke Persönlichkeit zu einem robust umgesetzten Rollenverhalten ist Teil seiner selbsttherapeutischen, gezielt durchgeführten Vermeidungsstrategie und Konfliktlösung.

- Die überlieferten Dokumente vermitteln das Verhalten einer scheinbar stabilen Persönlichkeit, können aber nicht verdecken, dass ihr Urheber mit seinem Konflikt und der neuen Identität lebenslang Probleme hat. Erkennbar ist diese grundsätzliche Verunsicherung und Nervosität an dem Impetus, mit dem er sein öffentliches Auftreten organisiert, die Lebensphase vor 1823 und seine Tätigkeit als Theologe in den USA verschweigt, das personale Netzwerk zusammenstellt, die Verankerung seiner Rolle innerhalb einer ausgewählten Gesellschaftsschicht betreibt und als Folge eines Flucht- und Absicherungsreflexes die Aufenthaltsorte häufig wechselt.
- Der Ambivalenzkonflikt und dessen unvollständige Lösung haben beide für den Schriftsteller Charles Sealsfield existentielle Bedeutung. Seine besondere psychische und biographische Disposition nimmt auf die poetische Konzeption seiner Werke unmittelbaren Einfluss, denn diese sind für ihn zum einen ein wichtiges Dokumentationsmittel der Selbstdarstellung seiner Identität als Amerikaner Sealsfield. Zum anderen funktionalisiert der engagierte Autor diese als Medium seiner politischen Botschaft, die mit ihrer immanenten Dialektik der Anlage des Ambivalenzkonfliktes folgt, dabei sich in der polyperspektivischen Erzählweise und der davon gesteuerten Handlung bei entsprechender Konstellation des Personals und deren individueller Konflikte einer Ich-Gefährdung wiederholt.
- Günter Schnitzler hat an Hand der Romane *Der Legitime und die Republikaner* (1833) und *Süden und Norden* (1842f.) auf diese Zusammenhänge beispielhaft hingewiesen.<sup>71</sup> Allerdings zeigen sich an verschiedenen Romanfiguren keine dissoziativen Persönlichkeitsstörungen, wie er annimmt. Deren gestörte Disposition hat aber dennoch mit tiefenpsychologischen Umständen zu tun, die hinsichtlich des Zusammenhangs mit ihrem Urheber Postl/Sealsfield noch zu klären sind. In der erzählerischen Ausgestaltung einschlägiger Episoden, in denen beispielsweise Natur als Landschaft von den handelnden Personen in halluzinierter Qualität erlebt wird, greift der Erzähler auf eine dem Autor als Theologen geläufige Symbol- und Metaphernüberlieferung aus der Bibel zurück (z.B.: AT: „Buch Josua“ 3: Jordandurchquerung). Die Hoffnungsmetapher von den Flüssen, die zur Quelle zurückfließen (Fluss des Lebens/Rückkehr zum paradiesischen Urzustand/Erleuchtung) und das Phänomen der phantastischen bzw. traumhaften Personenverdoppelung und Personenverwand-

---

<sup>71</sup> Schnitzler: *Erfahrung* (Anm. 4). Vgl. die Kapitel: „Gefährdung des Ich“ (S. 320-342), „Die Dissoziation des Ich“ (S. 342-347).



lung in Sealsfields Roman *Süden und Norden* folgt medizinhistorisch dem medikalen Experimentieren mit Hypnose, Magnetismus, Mesmerismus, Somnambulismus u.ä. und den Therapiebemühungen ‚hypochondrischer‘ Erkrankungen über das Unbewusste. Diese Möglichkeiten zur Transzendenz der Wirklichkeitserfahrung und des Verständnishorizontes ist von den Autoren der Romantik literarisiert (Jean Paul, E.T.A. Hoffmann)<sup>72</sup> und von Sealsfield, die Erzählweise des Schauerromans berücksichtigend, in teilweise trivialisierter Form zur Poetisierung banaler Wirklichkeit adaptiert worden.

Der Ambivalenzkonflikt Postls/Sealsfields ist ein zeittypischer Konflikt, der bei anderen Intellektuellen in individuell variiert Form auftritt. Postls Fall erweist sich als besondere Variante. Die Metamorphose vollzieht er nicht allein durch die Pseudonymisierung zu Sealsfield. Es geht ihm um die nachdrücklich gesteuerte, möglichst hermetische Etablierung seiner Person in einer völlig neuen Lebensrolle, die in ihrer Anlage durch die besonderen Implikationen von Katholizismus- und Österreichaversion, Flucht und Emigration, Adaption der anderen Staatsbürgerschaft und der ritualisierten Rolle eines anderen Staatsbürgers, der Identitätsverwirklichung als engagierter Literat beiderseits des Atlantiks bestimmt wird.

Die angestrebte Konfliktbewältigung, den Ausgleich zwischen verborgener innerer und vorgeführter äußerer Biographie zu erreichen, gelingt nur in Grenzen. In der Korrespondenz und dem literarischen Werk ist dieser Konflikt als eine Art *basso continuo* mehr oder minder deutlich erkennbar. Der Amerikaner Sealsfield lebt mit der Erfahrung, seine verdeckte Biographie als Postl nicht zurücklassen zu können. Dieses Bewusstsein führt, wie an dem kontinuierlichen Beharren auf der neuen Identität als Amerikaner Sealsfield erkennbar, zu einer geradezu neurotischen Fixierung auf sich selbst.

---

<sup>72</sup> Vgl. E. T. A. Hoffmann: „Der goldene Topf“ (1814), „Das öde Haus“ (1817); zur späteren Metaphertradition vgl. u. a.: Friedrich Nietzsche: *Also sprach Zarathustra*. Leipzig: Kröner, 1930. Darin: „Von der verkleinernden Tugend“, S. 184: „siehe einen Fluss, der in vielen Windungen zurück zur Quelle fließt!“; Julian Barnes: *The sense of an Ending*. London: Vintage: 2012, S. 3: „I remember in no particular order: [...] – a river rushing nonsensically upstream, its wave and wash lit by half a dozen torch beams; – another river, broad and grey, the direction of its flow disguised by a stiff wind exciting the surface; [...]. / This last isn’t something I actually saw, but what you end up remembering isn’t always the same as what you have witnessed.“



## Sealsfield-Bibliographie 2012

### Bibliographien

Alexander Ritter: Sealsfield-Bibliographie 2008-2011. In: Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsens, 2011. S. 393-396.

### Texteditionen

Alexander Ritter: (Hrsg.) Eduard Castle: Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke. Supplementreihe der Sämtlichen Werke. Bd. 5/SW Bd. 29. Hildesheim: Olms, 2010. (Reprint: Wien, 1955)

### Einbändige Werkausgaben

- Charles Sealsfield: Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken, [s.l.]: Contumax, 2009.
- Charles Sealsfield: Häuptling Tokeah und die weiße Rose. Zürich: Unionsverlag, 2010.
- Charles Sealsfield: Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812. ????: Buch & Media, 2010.
- Charles Sealsfield: Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812. München Allitera, 2010.
- Charles Sealsfield: Das blutige Blockhaus. Hamburg. tredition, 2011.
- Charles Sealsfield: Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken, Hamburg. tredition, 2011.
- Charles Sealsfield: Der Legitime und die Republikaner, Hamburg. tredition, 2011.
- Charles Sealsfield: Nathan der Squatter, Hamburg. tredition, 2011.
- Charles Sealsfield: Tokeah, Hamburg. tredition, 2011.
- Charles Sealsfield: Tokeah. Kindle eBook 2011.
- Charles Sealsfield: Der Virey und die Aristokraten, Hamburg. tredition, 2011.

Übersetzungen

Forschungsliteratur

Berichte zum Forschungsstand

Biographie

- Alexander Ritter: ... *ein enthusiastischer Verehrer seiner Schriften*. Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen. Vier Briefe aus der Korrespondenz mit den Verlagen Metzler (Stuttgart) und Schultheß (Zürich) von 1879. In: Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 355-383.
- Alexander Ritter: Statt eines Vorwortes. I. Das *Reise Écritoire* oder Schreiben als Existenzform. Charles Sealsfield und seine Korrespondenz. Geschichte und Situation von Forschung, Edition und Textsuche seit Eduard Castles Briefedition (1955). II. Unveröffentlichte und verstreut publizierte Dokumente wie Briefe seit Eduard Castles Briefedition (1955). In: Eduard Castle: Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke. Supplementreihe der Sämtlichen Werke. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 5/SW Bd. 29. Hildesheim: Olms, 2010. S. 7-105.
- Alexander Ritter: „... wie der dichterischen Hülle etwas sehr wesentlich Geschichtliches zugrunde liege.“ Charles Sealsfield: Politischer Publizist und die Strategie seiner internationalen Schreib- und Vermarktungsaktionen 1826-1843. In: ForumVormärzForschung 2011, S. 195-212.
- Alexander Ritter: Charles Sealsfield. In: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann in Verbindung mit Achim Aurnhammer, Jürgen Egyptien, Karina Kellermann, Steffen Martus, Reimund B. Sdzuj. Bd. 10. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2011. S. 708-712.
- Alexander Ritter: Die Erfindung des Amerikaners: Zu Charles Sealsfields strategischer Inszenierung seiner Identität und Repräsentation als US-Bürger. In: Yearbook of German-American Studies 45 (2010), 2011. S. 1-15.

Beiträge zum Gesamtwerk und Sammelbände

- Christoph Hendel: Zwischen der ‚manus mortua der Aristokratie‘ und dem ‚totden Meere des Bürgerthums‘. Zum ideologischen System in den Erzähltexten Charles Sealsfields. Göttingen: Cuvillier, 2007.
- Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011.
- Wynfrid Kriegleder: Die Re-Mährisierung des „Greatest American Author“, oder wie aus Charles Sealsfield ein südmährischer Klassiker wurde. In: *Amici Amico III*. Festschrift für Ludvík E. Vaclavek. Hrsg. v. Ingeborg Fiala-Fürst und Jaromír Czmero. Olomouc 2011, 261-270.
- Jeffrey L. Sammons: ... der transatlantische Unbekannte (Sealsfield). Sealsfield bei Karl Gutzkow. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 385-388.
- Gabriela Scherer: Literarisierte Erfahrungen der Fremde. Betrachtung der Sichtweisen Georg Forsters, Charles Sealsfields und Ilija Trojanows. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 301-307.
- Gina Weinkauff: Authentizität, Identität, Exotik. Charles Sealsfield und der jugendliterarische Abenteuerroman. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 309-326.

Beiträge zu einzelnen Werken

- Norbert Bachleitner: Jene Gräuel der Anarchie und moralischen Auflösung. Gabriel Ferrys *Scènes de la vie mexicaine* und Charles Sealsfields *Der Virey und die Aristokraten*. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 25-36.
- Eberhard Demm: *Der Virey und die Aristokraten* von Charles Sealsfield Historische Quellen. Ideologie und Schreibstil. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 37-58.
- Nicole Perry: Tokeah, der edle Wilde? Zur Darstellung der Indianer in Sealsfields *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 119-132.
- Alexander Ritter: Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethnokulturellen Selbsterhalts. Zum Paradigmawechsel des Amerikabildes in den Auswanderer-

romanen *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandschaften* (1839/40) von Charles Sealsfield und *Ein Deutscher* (1862) von Otto Rupp. In: *Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung*. (SealsfieldBibliothek; 8) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Präsenz, 2011. S. 89-117.

## Die Autoren

Verena Adele BIDER, geb. 1954, Studium der Germanistik und Geschichte an den Universitäten Bern und Basel, bibliothekarische Tätigkeit an der Universitätsbibliothek Basel und der Zentralbibliothek Solothurn, seit 2002 Direktorin Wissenschaftliche Bestände und Sondersammlungen der Zentralbibliothek Solothurn, einer Regional- und Forschungsbibliothek. Publikationen und Referate v.a. zu Bibliotheksbeständen und Themen des 19. Jahrhunderts.

*Veröffentlichungen:* Editionen und biografische Skizzen, z.B. über den Solothurner Kantonsbibliothekar Martin Gisi (1847–1908), den Oltner Drucker Eugen Dietschi-Kunz (1861–1951), den Elsässer und Basler Maler Sebastian Gutzwiller (1798–1872) und den Oltner Maler Martin Disteli (1802–1844); 1997–2008 Herausgeberin der «Mitteilungen der Töpfergesellschaft Solothurn, Neue Folge», seit 2002 Herausgeberin der Reihen «Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn», «Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn. Kleine Reihe», «Musik aus der Sammlung der Zentralbibliothek Solothurn». Zuletzt: Hartmann, Alfred. Rückblicke : «Ich war und blieb ein Heide». Hrsg. von Monika Hartmann und Verena Bider. Solothurn: Zentralbibliothek Solothurn, 2011.

*Anschrift:* Zentralbibliothek Solothurn Bielstrasse 39 / Postfach CH-4502 Solothurn

Tel.: +41 32 627 62 02

*E-Mail:* [verena.bider@zbsolothurn.ch](mailto:verena.bider@zbsolothurn.ch)

Homepage der Zentralbibliothek Solothurn: [www.zbsolothurn.ch](http://www.zbsolothurn.ch)

Katharina EDER MATT, geb. 1952, Studium der Volkskunde und Schweizer Geschichte, 1986-1997 Konservatorin am Museum der Kulturen (ehemals Völkerkundemuseum) Basel, seither freischaffend, seit 2008 Spezialisierung auf die Transkription handschriftlicher Dokumente aus dem 17.-19. Jahrhundert.

*Anschrift:* Ahornstrasse 11, CH-4127 Birsfelden, Tel. +41 613131031,

*E-Mail:* [matt-eder@bluewin.ch](mailto:matt-eder@bluewin.ch)

## Autoren

Thomas HOMSCHEID, geb. 1979, Studium der Germanistik, Journalistik und Betriebswirtschaftlehre, Promotion zum Dr. phil. 2008 an der Universität Bamberg. Lehrtätigkeit an den Universitäten Innsbruck und Bamberg.

Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Literaturtheorie, transnationale Literaturbeziehungen, satirische Literatur.

*Veröffentlichungen:* Monographien, Editionen und Aufsätze zur Literatur des 19. Und 20. Jahrhunderts. Zuletzt: Eduard von Keyserling. Leben und Werk. Norderstedt: BoD Verlag, 2009. „Altern als Problem für Künstler“ – Zur Poetologie und Essayistik des Altersdiskurses seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Platen, Edgar / Hellström, Martin (Hg.): Alter und Altern. Zur Darstellung von Zeitgeschichte in deutschsprachiger Literatur. (= Perspektiven. Nordeuropäische Studien zur deutschsprachigen Literatur und Kultur.) München: Iudicium Verlag, 2010, S. 7-38.

*Anschrift:* Simmelsdorfer Str. 8, D-90482 Nürnberg *Tel.:* +49 15785017407  
*E-Mail:* thomscheid@yahoo.de  
*Homepage:* <http://www.homscheid.de>

Wynfrid KRIEGLEDER, geb. 1958, Studium der Germanistik und Anglistik, seit 1997 a. o. Univ.-Prof. am Institut für Germanistik der Universität Wien. Lehr- und Forschungstätigkeit am Berea College (Kentucky, USA), der Duke University, der Yale University, der University of Kansas, den Universitäten Szeged, Osijek, Wrocław, Antwerpen, Bern, La Sapienza (Rom). Forschungsschwerpunkte: Deutsche und österreichische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Imagologie, Erzählliteratur.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze zum deutschen Amerikabild, zur deutschen und österreichischen Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts. Zuletzt: (Hrsg. mit Andrea Seidler und Jozef Tancer): Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pest, Ofen und Budapest. Bremen: edition lumière 2011, Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Menschen – Bücher – Institutionen. Wien: Praesens 2011.

*Anschrift:* Institut für Germanistik, Universitätsring 1, A-1010 Wien. *Tel.:* +43 14277-42127  
*E-Mail:* wynfrid.kriegleder@univie.ac.at  
*Homepage:* <http://germanistik.univie.ac.at/personen/kriegleder-wynfrid>

Sigrid NIEBERLE, geb. 1968, Studium der Neueren deutschen Literatur, Musik- und Theaterwissenschaften, seit 2009 Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg. Forschung und Lehre an den Universitäten München, Darmstadt, Greifswald, Bielefeld, Debrecen, Brno



und Oxford. Forschungsschwerpunkte: Biographik, Narratologie, Intermedialität der Literatur, Gender Studies.

*Veröffentlichungen:* *FrauenMusikLiteratur. Deutschsprachige Literatur im 19. Jahrhundert* (2001); *Literarhistorische Filmbiographien. Literaturgeschichte und Autorschaft im Kino* (2008); Mitherausgabe von Sammelbänden zur Erzählforschung, zur Literatur der 1950er Jahre, zur Reiseliteratur und zum literarischen Paar. Zuletzt Aufsätze zu Heimito von Doderer und zur Sängerinnen-Autobiographie.

*Anschrift:* Department Germanistik und Komparatistik der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Bismarckstr. 1 B, D 91054 Erlangen, Tel. +49 9131 85 22908

*E-mail:* sigrid.nieberle@ger.phil.uni-erlangen.de

*Homepage:* <http://www.germanistik.phil.uni-erlangen.de/index.shtml>

Nicole PERRY, geb. 1980, Studium der Germanistik und Geschichte an der University of Alberta und der Universität Freiburg. Graduiertenstudien an der McGill University, Montreal, Kanada. Promovierte 2012 an der University of Toronto, Toronto, Kanada, mit einer Doktorarbeit über Sophie von La Roche, Charles Sealsfield und Karl May. Zur Zeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Wien beim Charles Sealsfield-Briefprojekt.

*Forschungsschwerpunkte:* Das literarische Bild der nord-amerikanischen/kanadischen Ureinwohner und im besonderen deren Darstellung im deutschsprachigen Raum, die philosophischen Werke von J.G. v. Herder und das Konzept der Bildung im 18. Jahrhundert.

*Anschrift:* Institut für Germanistik, Dr. Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien.

*E-Mail:* nicole.perry@univie.ac.at

Gustav-Adolf POGATSCHNIGG, geb. 1944, Studium der Germanistik, der Allgem. Und Vergl. Sprachwissenschaft und der theoretischen Linguistik in Salzburg und Konstanz, seit 2001 Prof. Assoc. für Germanistische Linguistik an der Università degli Studi di Bergamo. Lehr- und Forschungstätigkeit in Konstanz (SFB 99 Textlinguistik) und Japan (Tokyo, Nagoya: Intercultural Studies). Forschungsschwerpunkte: Österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Übersetzungstheorie.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze zur österreichischen Literatur (Sealsfield, Aichinger, Bernhard, Hartinger, Trakl) und zur Übersetzungstheorie. Zuletzt: *Allegría, Freude, Schmerz. Die Aufgabe der Ungaretti-Übersetzerin Ingeborg*

## Autoren

Bachmann. *Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft.* Jahrgang XL/2009, 1.Halbband (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien), 87-100; „Borelli and Menotti“ – Charles Sealsfield und der Aufstand in Modena 1831, in: Akten des Kongresses zum Risorgimento, Bergamo Oktober 2011, Edizioni di Storia e Letteratura, Roma 2012 (in Vorbereitung). (in Vorbereitung).

*Anschrift:* Facoltà di Lingue e Letterature Straniere, Piazza Rosate 2, I-24129 Bergamo. Tel.: +39 035 205-2717

*E-Mail:* [gustav-adolf.pogatschnigg.at.unibg.it](mailto:gustav-adolf.pogatschnigg.at.unibg.it)

Alexander RITTER, geb. 1939, Studium der Germanistik, Geographie, Philosophie; Dr. phil. habil., Privatdozent am Institut für Germanistik II - Neuere Deutsche Literatur und Medienkultur (Universität Hamburg, 1989-99). Studienleiter am Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule (IPITS Kiel, 1981-99).

*Veröffentlichungen:* Zahlreiche Aufsätze und Bücher zur Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, über Erzähltheorie, Regionalliteratur, Literaturgeschichtsschreibung, Lesegesellschaften, Germanistik/deutsche Literatur und NS-Zeit, deutsch-amerikanische Literaturbeziehungen, Reiseberichte, literarische Medialkritik, niederdeutsche Literatur, deutschsprachige Literatur des Auslands und zu A. Andersch, H. Chr. Boie, F. R. Chateaubriand, Crébillon d. J., J. Chr. Dieterich, J. H. Fehrs, G. Freytag, G. Grass, H. Graf Kessler, A. Meschendörfer, J. G. Müller, W. Raabe, J. Roth, O. Ruppius, R. Schickele, R. Schneider, W. Scott, Ch. Sealsfield, E. Welty. Zuletzt: Alfred Andersch: Sansibar oder der letzte Grund. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 2003; (Hrsg.) Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung. Wien 2004; (Hrsg.) Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika. Wien 2007; (Hrsg.) Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere. Wien 2008; (Mhrsg.) Charles Sealsfield: Briefe und Aktenstücke. Supplement-Reihe der Sämtlichen Werke (Hrsg.). Bd. 29. Hildesheim 2010. (Hrsg.). Wien 2008. Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung (Hrsg.) Wien 2011.

Websites: „Müller von Itzehoe“. Der gelehrte Erfolgsschriftsteller Johann Gottwerth Müller (Hamburg 1743 – Itzehoe 1823) [Biographie und Bibliographie]: [http://www.itzehoe.de/Itzehoe/Kultur/Johann\\_Gottwerth\\_Mueller](http://www.itzehoe.de/Itzehoe/Kultur/Johann_Gottwerth_Mueller); Dokumentation Johann Gottwerth Müller. In: [goethezeitportal.de](http://goethezeitportal.de) > Wissen > Künstler- und Denkerenzyklopädien > Johann Gottwerth Müller.

*Anschrift:* Ferdinand-Sauerbruch-Str.2, D-25524 Itzehoe; Telefon: +49 4821 402733.

*E-Mail:* [dr.alexander.ritter@t-online.de](mailto:dr.alexander.ritter@t-online.de)

## Autoren

Jeffrey L. SAMMONS, geb. 1936, Studium der Germanistik, Ph. D., Leavenworth Professor of German Emeritus, Yale University.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze und Bücher über die *Nachtwachen von Bonaventura*, Angelus Silesius, Heinrich Heine, das Junge Deutschland, Literatursoziologie, Realismus, deutsch-amerikanische Literaturbeziehungen (darunter: Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America. Chapel Hill 1998). *Zuletzt:* Friedrich Spielhagen: Novelist of Germany's False Dawn. Tübingen 1992; Heinrich Heine: Alternative Perspectives 1985-2005. Würzburg 2006; Heinrich Heine: Ludwig Börne. A Memorial. Translated with a commentary, Rochester 2006; Kuno Francke's Edition of *The German Classics* (1913-1915): A Critical and Historical Overview. New York, 2009.

*Anschrift:* 211 Highland Street, New Haven, CT 06511, USA.

*Email:* jeffrey.sammons@yale.edu.

Gunnhild SCHNEIDER, geb. 1954. Studium der Germanistik und Romanistik in Wien, der Komparatistik in Innsbruck. Seit 1978 Lektorin für deutsche Sprache (früher auch für deutschsprachige Literatur) an der Universität Bergamo. Arbeitet auch als Übersetzerin. Veröffentlichungen zur österreichischen Literatur (Joseph Roth, Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer, Anna Mitgutsch), zur Interkulturalität und Sprachdidaktik.

*Anschrift:* Università degli Studi di Bergamo, Piazza Rosate 2, I – 24129 Bergamo, Italien.

Tel. 003935/2052761

E-Mail: gunhild.schneider@unibg.it

Marc-Oliver SCHUSTER, geb. 1968, Studium der Germanistik und Philosophie in Salzburg und Toronto, ab 2010 Mitarbeiter an der Charles-Sealsfield-Briefausgabe, seit 2011 Projektleiter am Institut für Germanistik der Universität Wien (Projekt: H. C. Artmann – Werk und Kontext). Forschungsschwerpunkte: Deutschsprachige Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Postmoderne, Semiotik.

*Veröffentlichungen:* *Writing the Austrian Traditions: Relations between Philosophy and Literature* (hg. mit Wolfgang Huemer, 2003); *H. C. Artmann's Structuralist Imagination: A Semiotic Study of His Aesthetic and Postmodernity* (2010); *Aufbau wozu: Neues zu H. C. Artmann* (hg., 2010), *Semiotics and Postmodernity* (hg. mit Rocco Capozzi, 2011). Aufsätze zu H. C. Artmann, P. Celan, H. v. Doderer, F. Nietzsche, R. Pannwitz, C. Ransmayr.

## Autoren

*Anschrift:* Institut für Germanistik, Dr. Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien.  
Tel.: +43 1427742193

*E-Mail:* marc-oliver.schuster@univie.ac.at

*Homepage:* <http://germanistik.univie.ac.at/personen/schuster-marc-oliver>

Claudia SCHWEIZER, geb. 1950, Studium der Biologie (Genetik) an der Universität Zürich. Postgraduate Studienjahr am John Innes Institut in Norwich, Großbritannien. Nach einigen Jahren Berufstätigkeit in Wien, Studium der Germanistik und Theaterwissenschaften an der Universität Wien. Zahlreiche Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte im Böhmen des Vormärz sowie über interdisziplinäre Netzwerke im Vormärz.

*Anschrift:* Am Modenapark 13/11, 1030 Wien.

*E-mail:* c.schweizer@gmx.at

Dagmar WINKLER PEGORARO, geb. in Graz, Studium der Germanistik und Anglistik in Padua und Wien. Seit 2008 wissenschaftliche Forscherin und Professor für Deutsche Sprache und Übersetzung an der Universität Padua, im Department für Politik- und Rechtswissenschaft und Internationale Studien in Zusammenarbeit mit dem Department für Linguistische und Literarische Studien. Leiterin von internationalen Projekten und an nationalen und internationalen Forschungsprojekten beteiligt. Forschungsschwerpunkte: Didaktik der Grammatik für Deutsch als Fremdsprache, Interaktion zwischen Grammatik und Prosodie, Didaktik der Fachsprachen; Sprachphänomene bei interkulturellen Autoren und Autoren der Avantgarde.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze zur Didaktik für Deutsch als Fremdsprache, dazu auch D.Winkler, 2010, *Grammatica discorsiva della Lingua Tedesca*, Padova: Cortina und zuletzt 2011 *Überlegungen zur Interaktion zwischen Grammatik und Prosodie als Beispiel "Ästhetischer Kommunikation"* (in Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczęk, Artur Tworek, *Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge I., Linguistische Treffen in Wrocław*, vol.6, Dresden: Neisse, 147-155); Sprachphänomene bei interkulturellen Autoren (v.a. in Sammelbänden im Praesens Verlag, Wien) und Autoren der Avantgarde (Wiener Gruppe, Forstsetzer der Wiener Gruppe, v.a. Elfriede Gerstl, dazu auch Übersetzung und Herausgabe des Romans von Gerstl *Spielräume* ins Italienische, mit Vorwort von Elfriede Jelinek, Zevio: Perosini editore, 2007).

*Anschrift:* Dipartimento di Scienze Politiche, Giuridiche e Studi Internazionali, Università di Padova, Via Rialto 15, I-35128 Padova. Tel.: +39 0498278966, +39 3405319049

*E-Mail:* dagmar.winkler@unipd.it

*Homepage:* [www.spgi.unipd.it/docenti/dagmarwinkler](http://www.spgi.unipd.it/docenti/dagmarwinkler)

## Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien)

Die *Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft* wurde im Jahr 2001 gegründet. Sie hat ihren Sitz in Wien, erstreckt ihre Tätigkeit auf alle Länder, in denen Interesse am Leben und Werk des Dichters besteht. Sie ist, gemäß ihren Statuten, „gemeinnützig tätig, nicht auf Gewinn ausgerichtet und verfolgt keine politischen Ziele. Ihr Zweck ist die Pflege des Andenkens an Charles Sealsfield, die Erforschung und Popularisierung seines Werkes sowie die Förderung interkultureller Kontakte und Studien.“

Um ihren Zweck zu erreichen, verfolgt die Gesellschaft u. a. folgende Aktivitäten:

- die Veranstaltung von Tagungen, Vorträgen und Lesungen aus dem Werk des Autors;
- die Herausgabe einer Schriftenreihe, der *SealsfieldBibliothek* (Wien: Praesens Verlag, Bd. 1. 2004ff.);
- die Einrichtung einer Web-Site:  
<http://www.univie.ac.at/charles.sealsfield/>
- die Zusammenarbeit mit thematisch vergleichbar ausgerichteten wissenschaftlichen und literarischen Organisationen des In- und Auslandes.

Der *Vorstand der Gesellschaft* besteht derzeit aus folgenden Personen: Helga Löber (Präsidentin), Wynfrid Kriegleder (Vizepräsident), Günter Haika (Schriftführer), Gabriela Scherer (stv. Schriftführerin), Ernst Grabovszki (Kassier), Primus-Heinz Kucher (stv. Kassier).

Der *wissenschaftliche Beirat* besteht derzeit aus folgenden Personen: Ingeborg Fiala (Universität Olmütz), Ernst Grabovszki (Universität Wien), Walter Grünzweig (Universität Dortmund), Wynfrid Kriegleder (Universität Wien), Primus-Heinz Ku-

cher (Universität Klagenfurt), Heike Paul (Universität Leipzig), Gustav-Adolf Pogatschnigg (Universität Bergamo), Alexander Ritter (Universität Hamburg), Jeffrey Sammons (Yale University), Gabriela Scherer (PH Heidelberg), Jerry Schuchalter (Universität Turku), Milan Trvdik (Universität Prag).

Beitrittsansuchen können in einem formlosen Brief an eines der Vorstandsmitglieder gestellt werden (wynfrid.kriegleder@univie.ac.at oder Dr. Helga Löber, Steckhovengasse 13, A-1130 Wien/helga.loeber@gmx.at).

Der Mitgliedsbeitrag beträgt für „juristische Personen“ (d. h. Institutionen) 60 Euro, für ordentliche Mitglieder 30 Euro, für Studentinnen und Studenten 10 Euro. Der Mitgliedsbeitrag – und etwaige Spenden – sind steuerlich absetzbar.

Alle Mitglieder erhalten die Bände der Buchreihe *SealsfieldBibliothek* gratis zugeschickt.

# Register

- Adam, Herbert 240  
Adams, John 177-189  
Adams, John Quincy 177-189  
Aigi, Gennadij 224  
Alther, Robert 234  
Amherst, Jeffrey 71  
André, Christian Karl 241, 246, 266, 270f.  
Anneke, Mathilde Franziska 55-69  
Apollinaire, Guillaume 95  
Arlac, Thiébaud d' 71  
Arndt, Karl J. R. 188, 219, 230, 236f., 240  
Arx, Cäsar von 96f.  
Auerbach, Berthold 112, 184  
Bachmann, Bernard R. 88  
Bachmann, Johann Jakob 238f.  
Baedeker, Julius 237  
Baker, Sara Josephine 101  
Bakunin, Mikhail 38  
Balzac, Honoré de 217  
Bancroft, Herbert H. 89, 94  
Baumann, Othmar 111  
Beatty, Richmond Croom 77  
Beauharnais, Hortense de 251  
Becher, Franz Xaver 242  
Beck, Karl 266  
Beckett, Samuel 224, 226  
Benkert, Emrich 240  
Béranger, Jean-Pierre de 250  
Bergen, Fritz 21  
Bermann, Joseph 230  
Bidwell, John 90  
Biermann, Martin 90  
Birkhäuser, Kaspar 243  
Bismarck, Otto v. 62  
Bodrožić, Marika 200  
Böhm, Familie 241  
Bolzano, Bernard 267f., 270  
Bonaparte, Joseph 219, 278  
Bonaparte, Louis 251  
Bonnhorst, Karl von 271  
Börne, Ludwig 213  
Botul, Jean-Baptiste 217  
Bouquet, Henri Louis 71f.  
Bräker, Ulrich 79  
Brandstetter, Alois 22  
Brockhaus, Heinrich 277  
Brunner, Hans 115  
Brüstlein, Eduard 233  
Büchner, Georg 214  
Bühler, Karl 193  
Bulwer-Lytton, Edward 276  
Burkhart, Walter 86  
Byrd, William 77  
Carey, Lea & Carey, Verlag 275  
Carlyle, Thomas 250  
Carson, Kit 90, 95  
Castle, Eduard 222, 229-234, 236-244, 247f., 250-253, 261, 268, 286  
Cendrars, Blaise 93-96  
Clam-Gallas, Familie 241  
Clay, Henry 182f., 185  
Conrad, Joseph 224, 227  
Cooper, James Fenimore 192, 276  
Cotta, Verlag 25, 225, 231, 242f., 246, 251, 271, 275, 285  
Crawford, William 182  
Cruz, James 94  
Danton, Georges 160  
Delsen, Elisabeth 114  
Dewulf, Jeroen 86f.  
Dickens, Charles 38, 276  
Dietsch, Andreas 90  
Dietschi, Peter 111  
Dorer-Egloff, Eduard 238f.  
Douglas, Stephen A. 160  
Dranmor s. Schmid, Ludwig Ferdinand  
Drechsler, Georg 236  
Dufour, Jean-Jacques 73  
Duller, Eduard 266  
Düringsfeld, Ida von 231, 233, 237  
Dürrenmatt, Friedrich 105f.  
Eberle, John 271f.  
Ebner-Eschenbach, Marie von 220  
Eisenstein, Sergei 94  
el-Marough, Karim s. Rubacuore, Ruby  
Engels, Friedrich 53  
Engländer, Sigmund 266  
Erhard, Heinrich 239, 258f.  
Erlach, Diebold von 71  
Ermatinger, Edward 95  
Erwin Gustav Gudde 94, 100  
Esterházy, Michael (Mihály) 242

Esterházy, Nikolaus II. 242  
 Esterházy, Paul 242  
 Fäsi, Heinrich 240  
 Faulkner, William 94  
 Faust, Albert Bernhardt 73, 76, 230f., 247  
 Federspiel, Jürg 98-101  
 Flury, Richard 110-114  
 Fontane, Theodor 217  
 Förster, Ch. 21  
 Frank, Bruno 94, 97  
 Franklin, Benjamin 78  
 Freiligrath, Ferdinand 237, 250  
 Fremont, John Charles 90, 95  
 Freytag, Gustav 39f., 82  
 Frölich, Henriette 57  
 Fuchs, Elisa 112  
 Fuchs, Johann 112  
 Furrer, Jonas 233  
 Fürst, Ursula 99  
 Galusser, Werner A. 213  
 Geiger, Ludwig 231f.  
 Gerstäcker, Friedrich 34, 82, 184  
 Glauser, Friedrich 91  
 Goethe, Johann Wolfgang 9, 39, 153  
 Goll, Ivan 93  
 Gotthelf, Jeremias 112f.  
 Gräbner, Anton 240  
 Graff, A., Verlag 21  
 Graffenried, Christoph von 73  
 Grimm, Brüder 106, 245  
 Grünzweig, Walter 82, 188, 217, 237  
 Gutzkow, Karl 266  
 Gutzwiller, Stephan 239, 243f.  
 Gysi, Heinrich 230  
 Haier, Josef 241  
 Hamburger, Victor 231, 241, 252, 254, 258, 261f.  
 Hamilton, Alexander 178, 180, 186f.  
 Hanslick, Eduard 246  
 Hanslik, Josef Adolf 246-248  
 Harrsch, Josua 76  
 Hartmann, Alfred 110, 112f., 243, 253  
 Hartmann, Moritz 266  
 Hasler, Eveline 80  
 Hauswirth, Onkel Sealsfields 241  
 Hawks, Howard 94  
 Hebel, Johann Peter 112f.  
 Heideman, Daniel 60  
 Heine, Heinrich 217, 250  
 Heller, Otto 230  
 Hemann, Friedrich 229f.  
 Hendel, Christoph 183f.  
 Hengst, August 21  
 Henniger, Karl 21  
 Herloßsohn, Carl G. 266  
 Herwegh, Georg 38  
 Heusser, Jakob Christian 85f.  
 Hirsch, Jenny 55-69  
 Hitchcock, Peter 55f.  
 Hoffmann, E.T.A 193, 289  
 Hofmannsthal, Hugo von 188, 192  
 Hohler, Franz 74  
 Holt, Ian 233  
 Hormayr, Joseph von 266  
 Huber, Therese 231f., 245  
 Huber, Verlag 114  
 Humboldt, Wilhelm von 227  
 Hurst, Chance, and Co., Verlag 286  
 Ingram, Cooke, and Co., Verlag 286  
 Irving, Washington 276  
 Jackson, Andrew 180, 182-185, 187  
 James, Henry 68  
 Jandera, Joseph 237  
 Jean Paul 289  
 Jefferson, Thomas 177, 199f., 183, 186f.  
 Jenner, Samuel 77-79  
 Joachim, Johann 111  
 Joachim, Josef 109-176.  
 Johnson, Andrew 155, 160  
 Johnson, William 71  
 Jordan zu Alpatschtaue, Joseph Ritter von 241  
 Joyce, James 224  
 Kacetl, Jiří 240  
 Kafka, Franz 217  
 Kaiser, Gerhard 80  
 Kant, Immanuel 217  
 Kapp, Friedrich 37, 40  
 Karner, Johann von 242  
 Keller, Gottfried 80-88, 96, 106  
 Keller, Walter Alvares 86  
 Kempin-Spyri, Emilie 85  
 Kertbeny, Karl Maria 231, 234, 237, 242, 246, 249-262  
 Keßler, Ferdinand, Verlag 21  
 Kirschbaum, Josef 247  
 Kisch, Egon Erwin 94, 96, 98  
 Kleist, Heinrich von 217 227  
 Kley, Heinrich 21  
 Knapp, Verlag 115  
 Kocherthal s. Harrsch, Josua  
 Köhler, August 21  
 Köhler, Josef Anton, 241, 247, 268  
 Körner, Stefan 242  
 Kresse, Albert 230, 243



Kriegleder, Wynfrid 16, 19, 225, 232  
 Krombholz, Julius Vincenz von 241  
 Kubler, E. A. 98  
 Kucher, Primus-Heinz 227, 266  
 Kürnberger, Ferdinand 29, 266  
 La Roche, Fritz 10  
 La Roche, Sophie 9-20, 57  
 Lacoste, Felix 278  
 Landerer, Christoph 246  
 Lassalle, Ferdinand 53  
 Laube, Heinrich 239  
 Lavater, Johann Konrad 76  
 Lawson, John 73  
 Lerow, Rudolph 40  
 Leroy, Claude 93, 95  
 Lewald, Fanny 55-69  
 Lichtenberg, Georg Christoph 245  
 Lienhard, Heinrich 92  
 Lincoln, Abraham 38, 66, 156, 159  
 Löber, Helga 232  
 Loewenstein, Otto, Verlag 257  
 Loos, Cécile Ines 103f.  
 Madison, James 180, 186  
 Maimonides 224  
 Mallon, Mary 98-101  
 Mann, Julius 33  
 Mann, Thomas 40, 217  
 Marie Antoinette, frz. Königin 88  
 Marlitt, Eugenie 56f., 60  
 Marshall, James 91, 93, 95f., 98  
 Marx, Karl 53  
 May, Karl 28, 35, 56, 192  
 Meißner, Alfred 252, 254, 266  
 Meister, Gerhard 102f.  
 Meister, Oskar 241  
 Metternich, Clemens von 217, 251, 266f.  
 Metzler, Verlag 229, 258, 275ff.  
 Meyer, Elisabeth 230  
 Meyer, Traugott 98  
 Michel, Franz Ludwig 73  
 Migliazzo, Arlin C. 73  
 Miller, Arthur 40  
 Möllhausen, Balduin 56  
 Monroes, James 179  
 Montalvo, Garcí Ordóñez de 91  
 Morel(!), Karl 233  
 Moritz, Carl Philipp 223  
 Moshamer, Joseph 32  
 Mulloy, William J. 77  
 Murray, John II. 241, 275  
 Musset, Alfred de 250  
 Neumann, Karl Friedrich 177  
 Nieritz, Gustav 33  
 Novalis 221  
 Ochs, Johann Rudolff 76  
 Offterdinger, Carl 21  
 Orell Füssli, Verlag 259, 275  
 Pasternak, Boris 224  
 Paul, Heike 22, 29  
 Petöfi, Alexander 250  
 Peyer im Hof, Friedrich 233  
 Pfister, Marie Elisabeth 111  
 Pfluger, Elisabeth 114f  
 Phillips, Wendell 160  
 Pichler, Caroline 231  
 Pipitz, Franz E. 266  
 Poiger, Nichte Sealsfields 241  
 Profos, Paul 116f.  
 Proust, Marcel 217  
 Purry s. Pury  
 Pury, Jean-Pierre 73, 76-79, 83  
 Ravizé, A. 219  
 Redenbacher, Wilhelm 33  
 Redfern, Nick 99  
 Reichert, Klaus 224, 226  
 Reitterer, Hubert 246f.  
 Revilliod, Gustave 250  
 Ritter, Alexander 187, 204, 210, 213, 216, 219, 225, 230, 232  
 Ritter, Georg 76  
 Rousseau, Jean-Jacques 10, 87, 93  
 Rubacuore, Ruby 221  
 Rümpler, Verlag 21  
 Rust, Christoph Ludwig 230  
 Rust, Wilhelm 230  
 Saint-Pierre, Charles Irénée Castel de 10  
 Sammons, Jeffrey 34, 53, 84, 218  
 Sand, George 250  
 Sauer, Johann Christoph(er) 78  
 Saussure, Ferdinand de 227  
 Schaffstein, Verlag 21  
 Schelbert, Leo 72, 74f., 100  
 Schildberg-Schroth, Gerhard 30, 32  
 Schiller, Friedrich 39  
 Schliemann, Heinrich 91  
 Schliemann, Ludwig 91  
 Schmid, Ludwig Ferdinand 86  
 Schnitzler, Günter 265, 288  
 Schönlein, Johann Lukas 233  
 Schuchalter, Jerry 21, 30, 32  
 Schultheß, Friedrich, Verlag 229, 275  
 Schüppen, Franz 224, 226  
 Schwabe, Verlag 114  
 Schweizer, Claudia 237, 242

Scott, Walter 192, 216, 240, 251, 276  
 Sealsfield, Charles 34, 60, 82, 110, 112, 177-289  
 Sebald, W(infrid) G(eorg) 224  
 Sedlnitzky, Josef von 218, 234  
 Seitz, George B. 95  
 Seward, William H. 160  
 Shakespeare, William 39f., 224  
 Sherman, William Tecumseh 74  
 Simonin, Louis 93  
 Sloterdijk, Peter 41, 50f.  
 Smolle, Leo 230, 252, 254, 256f., 261f.  
 Solger, Reinhold 29, 37-59  
 Soper, George A. 100f.  
 Speiser, Johann Jakob 243  
 Spiegel, Josef 111f.  
 Spielhagen, Friedrich 82  
 Spyri, Johanna 85  
 St. Germain, Mark 99  
 Steffens, Heinrich 239  
 Sterchi, Beat 105  
 Stevenson, Robert Louis 90  
 Strubberg, Friedrich Armand 21-35  
 Stuffer, Wenzel Urban von 240f.  
 Suter, Auguste 93  
 Suter, Johann August s. Sutter, John August  
 Sutter, John August 88-98  
 Taillandier, Saint-René 242f.  
 Tatlock, Lynne 56  
 Thiébaud d'Arlac s. Diebold von Erlach  
 Tobler, Johannes 74, 78  
 Tocqueville, Alexis de 185  
 Trenker, Luis 88, 94  
 Uhland, Ludwig 60f.  
 Vahsen, Mechthilde 18  
 Varnhagen von Ense, Karl August 239, 250  
 Vitet, Ludovic 240  
 Voltaire 186  
 Wagner, Richard 38, 100  
 Washington, George 180f., 186  
 Weibel, Jürg 98  
 Weiß, August 234  
 Welsch, Wolfgang 55  
 Werder, Karl Friedrich 239  
 Werlitz, Leopold 258f.  
 Wesley, Lord 218  
 West, Benjamin 19  
 Wetscherek, Hugo 238  
 Widmann, Josef Viktor 114  
 Wieland, Christoph Martin 9, 179  
 Wolf, Dr. 233  
 Wurzbach, Constant(in) von 247  
 Wyss, Edmund 114  
 Ziegler zum Egli, Leonhard 239  
 Zimmermann, Johann 247  
 Zollinger, James B. 89, 94, 98  
 Zschokke, Johann Heinrich 245, 250  
 Zweig, Stefan 95

# **SealsfieldBibliothek**

## **Wiener Studien und Texte**

Herausgegeben von Alexander Ritter

### **Band 1 (2004)**

Alexander Ritter (Hrsg.)  
Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung  
ISBN 978-3-7069-0197-0  
237 Seiten

### **Band 2 (2003)**

David Christoph Seybold Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Offiziers. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Wynfrid Kriegleder  
ISBN 978-3-7069-0198-7  
412 Seiten

### **Band 4 (2006)**

Michael Meyer: Ricarda Huch. Bibliographie  
ISBN 978-3-7069-0257-1  
550 Seiten

### **Band 5 (2007)**

Alexander Ritter (Hrsg.)  
Charles Sealsfield – Lehrjahre eines Romaciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika  
ISBN 978-3-7069-0302-8  
314 Seiten

### **Band 6 (2008)**

Alexander Ritter (Hrsg.)  
Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere  
ISBN 978-3-7069-0512-1  
326 Seiten

### **Band 7 (2009)**

Wynfrid Kriegleder/Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hrsg.)  
Die Geschichten des Charles Sealsfield. Zeitschriftenveröffentlichungen und Vorlagen  
ISBN 978-3-7069-0576-3  
158 Seiten

Band 8 (2011)

Alexander Ritter (Hrsg.)

Amerika im europäischen Roman um 1850. Varianten transatlantischer Erfahrung.

ISBN 978-3-7069-0618-0

410 Seiten